

Berlepsch.

Die

Alpen

J. H. Hoff
6. 12. 06.

- x - Die stehn hunderttausend auf festen Füßen da,
 u. laßen ob dem Tüchlein u. ob der Chokora.
 - u. Kain u. wieder auf die Welt zugehen, den ganzen Gualen,
 u. zog' ab Appazellen Sau zum Reifen auf die Almen.
 - Die Lindlein sang ab Abyschpüß für fapender Sylar,
 Das sieben Tag' u. sieben Wäp' Auf zu Gatz war. -
 - festhappte auf dem Baum sewaß
 Viel alte Sorg' u. Gual -
 Als wie ein Gustat jodelnd fähet
 so frohlich j'et 2. Mal. -

Die Alpen,

in

Natur- und Lebens-Bildern

dargestellt

von

H. A. Berlepsch.

Mit 16 Illustrationen und einem Titelbilde in Tondruck
nach Originalzeichnungen von
Emil Rittmeyer.

Pracht-Ausgabe. Lexikon-Octav. 1 starker Band. eleg. broch.
3 Thlr. 26 Sgr. Eleg. geb. 4 $\frac{1}{3}$ Thlr. Goldschnittband 4 $\frac{2}{3}$ Thlr.

Wohlfeile Volks-Ausgabe mit 16 Illustrationen ohne
Tonruck. 8. broch. 1 Thlr. 20 Sgr. eleg. geb. 2 Thlr. 5 Sgr.

Vorstehendes Werk hat bei den Gebildeten aller Stände, in Deutschland wie in England und Frankreich, eine so überaus günstige Aufnahme und in der periodischen Presse eine so einmüthig anerkennende Beurtheilung gefunden, daß die Verlags-handlung schon jetzt zur Besorgung einer zweiten unveränderten wohlfeilen Volks-Ausgabe schreiten mußte. Sie giebt nachstehend aus der großen Summe der in deutschen wie englischen Zeitschriften erschienenen Kritiken (die in den englischen Blättern über die vom Rev. Stephen Leslie besorgte **vortreffliche englische Uebersetzung bei Longmann & Co. in London** erschienenen Urtheile folgen unten) einige Auszüge zu gef. Notiz Derjenigen, welche das Alpenbuch noch nicht kennen. Eine französische Uebersetzung im Verlage von H. Georg in Genf wird ebenfalls vorbereitet.

Hermann Costenoble,
Verlagsbuchhandlung in Jena.

Urtheile der deutschen Presse in gedrängten Auszügen:

Das Werk soll ein Seitenstück zu Eschudi's Thierleben der Alpenwelt sein und verdient seinen Platz neben diesem Meisterwerke in dem Bücherschrein eines jeden Naturfreundes. Die Schilderungen des Verf. sind außerordentlich lebendig und mit Geschmack und Sachkunde durchgeführt; nur hier und da vielleicht etwas zu schwungvoll, wenigstens für Den, der die zu allen Ueberschwänglichkeiten der Naturbegeisterung hinreißende, unennbare Pracht der Alpenwelt noch nicht selbst geschaut hat.

Rossmäfler, Aus der Scimath.

Lebendige und naturgetreue Schilderungen, gleich geeignet, den in die Alpen Reisenden auf die großartigen und eigenthümlichen Erscheinungen in denselben vorzubereiten, wie dem Rückkehrenden zur angenehmen Erinnerung an das Gesehene zu dienen, zugleich auch für den, welcher sich die eigene Anschauung der gewaltigen Gebirgsgese-
Giebel u. Seins,
anziehendst Zeitschrift für die gesammten Naturwissenschaften.

Zeitschrift für die gesammten Naturwissenschaften.

Dieses treffliche Buch enthält sehr anziehende Schilderungen der Alpen und namentlich ihrer Bewohner. Wer die Schweiz und Tyrol kennt, oder wer sie kennen lernen will, dem empfehlen wir, um zum Verständniß seiner Reisegegnisse, also zum doppelten Genuße zu gelangen, Berlepsch' Buch auf das Angelegentlichste. Der Verfasser ist in den Naturwissenschaften, namentlich in der Geologie zu Hause, und weiß uns vortrefflich das Charakteristische der Alpenlandschaften und ihre ästhetischen Wirkungen nach den großen Naturgesetzen zu erklären; er eröffnet uns gleichsam das geologische Verständniß des Erhabenen oder Schönen, den naturhistorischen Sinn der Formen und ihrer Wechsel.

Das Ausland.

Wer in der Alpenwelt sich umgesehen und deren großartige Natur aus eigener Anschauung kennen gelernt, wer selbst in Berg und Thal umhergewandert ist, der wird sich unwillkürlich angezogen fühlen von dem Bilde, das hier vor seinen Augen sich entrollt und in aller Treue und Wahrheit in frischen Farben ihm Das vorführt, was er selbst gesehen und zum Theil wenigstens auch erlebt, — nicht ohne mannichfache Aufklärung und Belehrung über Alles das, was die Welt der Alpen Eigenthümliches in ihren Naturerscheinungen bietet. Und wer diese Wunder der Natur noch nicht mit eigenen Blicken erschaut und in die Alpenwelt sich vertieft hat, der wird nicht minder ergriffen, er wird von Verlangen

und Sehnsucht erfüllt werden, mit eigenen Augen das zu erblicken, was seinem Geiste hier in einer so frischen und lebendigen, anziehenden Darstellung entgegentritt und ihn durch die reiche Belehrung befähigt, mit größerem Erfolg die Wanderung in die Alpen anzutreten.

Heidelberger Jahrbücher der Literatur.

Das Buch kann nicht verfehlen, in der Schweiz selbst, wie in Deutschland die freundlichste Aufnahme zu finden. Glänzend ausgestattet, bildet es ein Seitenstück zu Tschudi's so außerordentlich verbreitetem „Thierleben der Alpenwelt“, nur daß im angezeigten Werke der Haupt-Accent neben der Naturschilderung auf das Leben und Treiben der Alpenmenschen gelegt ist. Der Herr Verfasser, seit Jahren auf dem Gebiet alpinischer Topographie und Ethnographie heimisch und arbeitend, hat die Natur und das Menschenleben überall aus eigener Anschauung geschildert. Daher der Realismus in der ganzen Reihenfolge der Bilder, welche sein Buch vor den Blicken des Lesers entrollt. Sein Vortrag ist belebt, sein Styl besitzt jene malerische Anschaulichkeit, welche dem größeren Publikum so sehr zusagt, und durchgängig zeigt seine Darstellung jene anregende Wärme, welche aus der Theilnahme, ja Begeisterung des Autors für seinen Gegenstand entspringt. Ein richtiger Tact leitet auch die Auswahl und Sichtung des Materials. Wir danken dem Verfasser, daß er Maß zu halten verstand.

Neue Züricher Zeitung.

Seit Tschudi's „Thierleben der Alpenwelt“ ist kein Werk über die Schweiz erschienen, das die Natur des großen Europäischen Gebirges mit einer so frischen, von wissenschaftlichem Geist durchdrungenen Wahrheit darstellte, wie dieses. Berlepsch ergänzt seinen Vorgänger recht eigentlich.

Europa. Chronik der gebildeten Welt.

Noch ehe wir dieses niederschreiben, wird Berlepsch' schönes Werk in manchem Leser die Erinnerung an den Genuß, den ihm einst die Wanderung durch die Alpen gewährte, wohlthuend aufgefrischt, in vielen anderen die Sehnsucht nach eigener Anschauung jener herrlichen, großartigen Gebirgswelt erweckt haben. Mit hingebender Liebe für die Alpen-Natur, die er mit gründlicher Kenntniß beschreibt, führt der Verf. eine lange Reihe einzelner Bilder in anziehender poetischer und allgemein verständlicher Sprache vor, u. s. w. — Bog uns schon das Wort, die lebensvolle Schilderung, bisweilen unvermerkt in die Täuschung hinüber, als erlebten und sähen wir all' das Liebliche und Schöne, das Schreckensvolle und Erhabene, so wird diese Wirkung noch erhöht durch die wahrhaft künstlerischen Illustrationen; selten haben wir in derar-

tigen Werken so genial gezeichnete und durch Holzschnitt so vorzüglich wiedergegebene Bilder angetroffen.

Petermann's Mittheilungen.

Rittmeyer wird durch seine lebensvollen Zeichnungen die Gunst der Beschauer sich gewinnen, und man mag ihn wohl kaum mehr ehren, als wenn man ihn als glücklichen Rival des Meisters Ludwig (Richter) in Dresden bezeichnet, namentlich im charakteristischen Ausdrucke der Gesichtszüge seiner Menschen und besonders der Kinder. In ihrer ganzen Physiognomie, in ihrem Wesen nach Innen und Außen, möchten wir diese Schrift vielleicht am Passendsten in die Nachbarschaft der Tschudi'schen über das „Thierleben der Alpenwelt“ rücken, u. s. w. **Gersdorf's Repertorium.**

Das vorliegende Werk gehört zu denen, welche, ohne des geübten, wissenschaftlichen Inhaltes zu entbehren, dennoch vorzugsweise ihrer gefälligen Form wegen ansprechen und gelesen werden. Der Verf. ist weit entfernt, die Gegenstände dieser seiner Darstellung poetisch auszuschnülden, wie es so viele andere Schriftsteller gethan haben; seine Schilderungen tragen vielmehr das Gepräge der gewissenhaftesten Wahrheit, der nüchternsten Betrachtung, und machen nichtsdestoweniger den Eindruck von Kunstwerken, weil sie die Eigenthümlichkeit der zu beschreibenden Gegenstände in feinsten Weise erfassen und in scharfen, bestimmten Umrissen zur Anschauung bringen. **Berliner Revue.**

Der Verfasser ist in dem schönen Lande seit Jahren ansässig und hat dasselbe auf vielfachen Wanderungen, sowie im täglichen Verkehr nach allen Seiten hin gründlichst kennen gelernt; er umfaßt es mit heißer Liebe, und diese ist ihm ein Sporn geworden, die Eigenthümlichkeiten des Landes nicht blos an der Oberfläche aufzufassen, sondern sie auch in ihrem wissenschaftlichen Zusammenhange zu studiren. Allerdings gehören dazu mannichfache Vorkenntnisse, namentlich auf naturhistorischem Gebiet, doch zeigt der Verfasser sich derselben durchweg Meister, und eben so wenig fehlt es ihm an jener Gabe anmuthiger und fesselnder Darstellung, welche vor Allem dazu gehört, um Büchern dieser Art, unbeschadet ihrer wissenschaftlichen Gebiegenheit, den Weg in das größere Publikum zu öffnen. In dieser Weise, ohne sich irgendwie in ein schwerfälliges Detail zu verlieren, aber auch ohne jemals den sichern Boden der Thatfachen zu verlassen, schildert der Verfasser zunächst u. Was dieser Wanderung aber einen ganz besondern Reiz verleiht und den Schilderungen des Verf. so zu sagen ein doppeltes Leben einhaucht, das ist die Treue und liebevolle

Unterstützung, die er an der Kunst des Zeichners gefunden. Die Bilder sind wahre kleine Meisterwerke.

Bruck, Museum.

Viel trefflicher geographischer Lehrstoff ist in diesem Buche enthalten, der aber wegen des durch die schöne Ausstattung für die meisten Lehrer zu hohen Preises nur für wenige zugänglich ist, — ein Uebelstand, welchem wohl unschwer durch eine sogenannte „Volksausgabe“ mit gedrängterem Druck und einer geringeren Anzahl von Bildern abzuhelpen sein würde, *) wozu die Verlagshandlung, welche diese Ausgabe in Papier, Druck und Bildern so schön ausstattete, hiermit freundlichst ersucht wird.

Evang. Volksschule.

Urtheile der englischen Presse:

This is a very interesting volume, on a very interesting subject. It contains a series of sketches of the chief features of Alpine scenery, a chronicle of the chief exploits of Alpine adventures, and a delineation of the ordinary life and pursuits of Alpine mountaineers. To write a good book on such a subject demands a combination of very various qualities. The writer must, in the first place, really know his subject. He must be familiar with the Alps, not only as they present themselves to the summer tourist, but as they appear in the lonely months of winter and when early spring is loosening the bands of the frost and bringing on the imposing spectacle of a general disruption and destruction. To understand Alpine life, it is necessary to know not only landlords and guides, and the dwellers in the snug villages of the valleys, but to have held a long and friendly intercourse with the shepherds, and goat herds and hay-cutters and timber-fellers, who earn their bread in the distant uplands and the solitary recesses of the mountains. The endless differences of patois which separate the inhabitants of French, German and Italian Switzerland would alone operate as a most serious obstacle to doing thoroughly; and that the writer of this book is able to speak so easily and confidently as he does of the dwellers in remote valleys, at great distances from each other, testifies to the patience and industry with which he has carried on his researches. So far as knowledge goes, Mr. Berlepsch seems to us all that could be wished. — Secondly, the writer of such a book must have the art of putting what

*) Diese liegt hier also jetzt vor.

he knows so as to be intelligible and entertaining. Most English readers know just enough about the Alps to wish to have the simplest things explained to them. They feel an interest in the scenery through which they have hurried, but if a book on the Alps is really to please them, it must take for granted that they know nothing about the mountains. It must not be above explaining what avalanches are, and why they fall, how glacier are formed, and what is the use of preserving forests on mountain sides. On the other hand, we do not like to have too much detail, and cannot stand any of the parade of science. Here, also, Mr. Berlepsch shines. His sketches are lively, very comprehensible, and never too long; and the credit due to him on this score is greatly enhanced by the fact that he is a German. Lastly, mountain sketches must be touched off with a certain degree of enthusiasm and poetical fervour. We do not desire huge blocks of wordpainting and testimonials to the glory of nature; but the Alps are a poetical subject, and a description of them must be in keeping. On the whole, Mr. Berlepsch does pretty well here. He has the great merit of never going on too long with his rhapsodies, and if there are bits of nonsense here and there, we see that he is generally giving expression to what he honestly feels, and we pardon much to a lover of nature who does his best for us, who is not a poet and who is a German. etc. etc.

The Saturday Review, Novbr. 16. 1861.

Under all these points of view, copious information, both of a scientific and popular character, is contained in the work of Berlepsch, which has also the advantage of having been translated into English by a gentleman thoroughly acquainted with the Alpine regions — Mr. Leslie Stephen having himself ascended some of the highest and least-trodden pinnacles of those mountains and qualified himself by personal observation for giving full effect to the animated and eloquent descriptions and dissertations which he has made accessible to the English reader.

The work of Mr. Berlepsch merits a place in every library as being characterised, not only by great power of expression and vividness of description, but by a sound philosophical spirit of investigation exercised in tracing the cause of the natural phenomena of which the Alps afford so many striking and instructive examples.

Morning Post, Novbr. 1861.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien
soeben:

Andree, Dr. Richard, Vom Tweed zur Pentlands-
föhrde. Reisen in Schottland. Mitteloctav-Format. eleg.
broch. 1 Thlr. 22 $\frac{1}{2}$ Sgr.

Unsere deutsche Literatur ist arm an Werken über Schottland, und was wir darüber besitzen, ist meist veraltet. Der Herr Verfasser hat dem Norden des Landes bis hinauf an die nördlichste Spitze seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt; die ethnographischen Verhältnisse, der Unterschied zwischen der absterbenden keltischen Rasse und dem vorrückenden angelsächsischen Stamm, die archäologischen Beziehungen des Landes, die vorkeltischen Steinbauten, die Druidenzirkel, die prachtvolle romantische Scenerie Hochschottlands, Schilderungen der gaelischen Nationalität und ihrer Eigenthümlichkeit in Gesetzgebung und Religion bilden den reichen Inhalt dieses fesselnd geschriebenen Werkes.

Vibra, Ernst Freiherr von, Ein edles Frauenherz.
Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 $\frac{1}{4}$ Thlr.

Ein neuer humoristischer Roman von Vibra wird jedesmal mit Freuden begrüßt. Dies neue Erzeugniß der Vibra'schen Feder zeichnet sich noch durch besonders drastischen Humor vor den früheren Werken aus.

Guseck, Bernd von, Der Graf von der Liegnitz. Historischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 $\frac{1}{4}$ Thlr.

Die Zeit der letzten Piasten in Schlessen ist der historische Grund, auf welchem sich die frei erfundene Handlung des Romans, getragen durch geschichtliche Personen, Thatfachen und Zustände, mit seinen Gestalten der Dichtung entwickelt. Er führt uns in das Kurfürstenschloß zu Berlin, an den Piastenhof zu Brieg, wo die Duldung der geistreichen Regentin von den

Jesuiten gemißbraucht wird, auf die Landsitze Schlesiens, von welchem nur noch ein kleiner Theil den Piasten gehörte. Wir sehen den jugendlich schönen Prinzen, auf dessen zwei Augen der ganze Fürstenstamm noch steht, heranreisen, wir folgen seinem Oheim, dem Grafen Liegnitz, den sein eigener Vater von der Erbfolge aus Furcht vor der wachsenden Nachkommenzahl ausgeschlossen hatte, durch alle seine Schicksale und Kämpfe, auch mit dem eigenen Herzen. Im Kriege gegen Deutschlands gefährlichsten Feind, in der Kaiserburg zu Wien, in der Ständeverammlung seiner Heimath, auf dem stillen Pfarrhose seines Freundes, wie in der eigenen freudlosen Häuslichkeit bewährt er seinen Charakter; nicht jener schöne fürstliche Jüngling, sondern Augustus von der Liegnitz, wenn er auch keinen Fürstenthron bestieg, war der letzte Piast.

Die Alpen

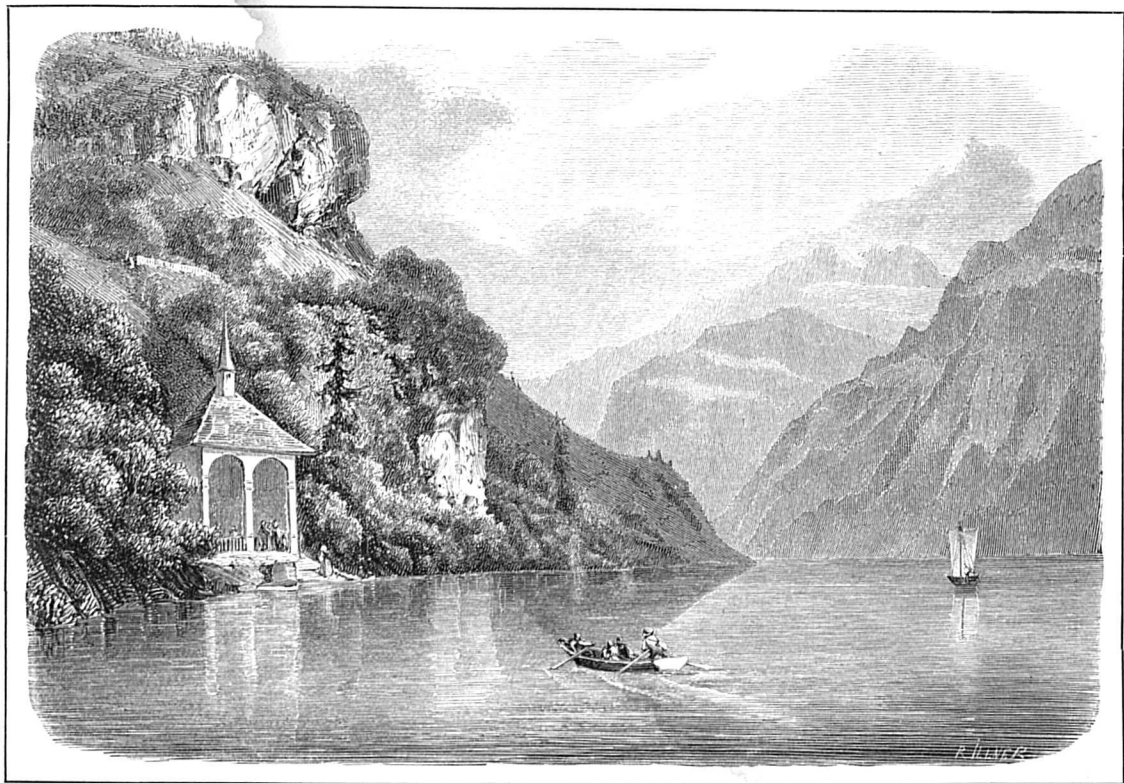
in

Natur- und Lebens-Bildern.

Und habe ich ein Lied gemacht,
Das voller klingt und freier, —
Es klingt, von Eurer Gluth entfacht,
Ihr Alpen, Euch zur Feier.
Und ist es arm und reizentblößt,
Ist's, wie Ihr selbst, noch nicht erlöst: —
Ich sang, wie mir's der Gott beschied,
Der überm Schnee sein heiß'res Lied
Dem Adler gab und Geier.

L. Seeger.





TELL'S KAPELLE.

Die Alpen,

in

Natur- und Lebens-Bildern

dargestellt

von

H. A. Berlepsch.

Dritte Auflage.

Für den Reisegebrauch redigirt.

Mit 6 Illustrationen in Holzschnitt.

[3 von]

Jena,

Germann Costenoble.

1866.

RA 425

Die Uebersetzung dieses Werkes in fremde Sprachen ist vorbehalten.



86/4717

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Das Alpengebäude	7
Granit	20
Erratische Blöcke	27
Karrenfelder	32
Nagelsluf	37
Der Goldauer Bergsturz	41
Der Bammwals	51
Die Wettertanne	59
Legföhren	65
Die Alpenrose	72
Sübliche Alpenthäler	77
Nebelbilder	81
Hoch-Gewitter	84
Der Wasserfall	89
Der Schneesturm im Gebirge	100
Die Rufe	106
Die Laune	113
Der Gletscher	126
Alpenglühn	145
Alpenspitzen	150
Gebirgs-Pässe und Alpen-Straßen	186
Die Hospitien	205
Sennenleben in den Alpen	214

	Seite
Das Alphorn	230
Der Geißbub	236
Der Wildheuer	243
Alpstubete oder Aespelerfest	250
Auf der Jagd	260
Dorfleben im Gebirge	272

Das Alpengebäude.

Die Natur

Bermag nicht unter ähnlicher Gestalt
Den Fortgenuß der Dinge zu gewähren.
Sie wechselt ihre Formen, und sie läßt
Des Einen Bild in and're übergehen,
Doch mit Verschiedenheit von Geist und Kraft.
So wächst der unermessne Raum auf,
Und ewig zeigt sich eine andere,
Und doch dieselbe Welt.

Anebel.

In weit gestrecktem Halbbogen durchziehen die Alpen das südliche Europa, ein Glied jenes kolossalen Erdruppen-Baues, der den in's Mittelländische Meer hinausragenden Landzungen der Iberischen, Italienischen und Osmanisch-Hellenischen Halbinseln als Pyrenäen, Apennin, Tschar-Dagh und Hämus ihren inneren Zusammenhang giebt. Sie sind Resultate und Gebilde viel hunderttausendjähriger Krystallisationen und Niederschläge aus einstigen Urmeeren. In verschiedenen Epochen erfolgten dann Hebungen und Senkungen, abermalige Uebersfluthungen und neue Ablagerungen, und endlich durchbrachen feuerflüssige Produkte aus den Schmelzöfen des Erd-Inneren diese vielfach übereinander lagernden Schichten.

Es hat die größte Wahrscheinlichkeit für sich, daß die meisten der erdgestaltenden Vorgänge sehr langsam sich entwickelt haben mögen. Denn zuverlässig ist der Härtezustand der Gesteine während der großen Revolutionsperioden ein viel weniger ersteter gewesen,

als heute, so daß die beiden, jedenfalls am Bedeutsamsten bei der Erdgestaltung beteiligten Faktoren: die Centrifugal-Kraft und die Expansion, durch Gase, Dämpfe, Wasserdruck aus dem Erd-Inneren, — leichter und stetiger auf die Gestaltung einwirken konnten. Aber eben so sicher ist es auch, daß andere physikalische Gesetze, die von Anbeginn der Materie bestanden, — wie z. B. das Gesetz der Schwere, — aktive Augenblicke in der äußeren Bildungsgeschichte des Alpenbaues herbeigeführt haben müssen, die, energisch in ihren Wirkungen, zu dem Furchtbarsten gehören, was der menschliche Gedanke nur zu erfassen vermag. Tausend Merkmale bezeugen dies bei näherer Betrachtung des Gebirgsreliefs, namentlich die noch heute an pittoresken Formen reichen, scharfkantigen Linien und Brüche der Dolomit-Gebirge, die sich weder abrunden, noch verwitternd zerbröckeln, — die abenteuerlichen, phantastischen Formenspiele in den Kalk-Alpen, soweit diese nicht durch Firn-Einlagerungen oder Ueberdeckung mittelst jüngerer Felsgebilde dem Auge entzogen werden, — dies bezeugen die großen Thalrisse und Schluchten, wie die in der Via-Mala, im Taminathale, in der Trientschlucht u. A., deren beide Thal- und Schluchtwände heute noch die ineinander passenden Bruchflächen (mitunter bis in die kleinsten Details erhalten) zeigen, — das bestätigen die kahlen Felsenköpfe, die, senkrecht absinkend, alle übereinander liegenden Schichten dem Blicke preisgeben, während der abgebrochene, einst gegenüberstehende, nunmehr fehlende, massige Gegenpart in die Tiefen versunken ist, wie z. B. am Wallensee die Wände der Churfürstentette, die Felsenfronten des Frohnalpstodes und Axen am Vierwaldstätter-See u. a. m.

Betrachten wir dann weiter jene majestätischen Strebmassen, die gleich gigantischen Obelisken frei und kühn in die Wolken emporsteigen, Zinken wie das Schneenackte, 13,850 Fuß hohe Matterhorn, die blendende Firnpyramide der fast eben so hohen Dent blanche, das neunzünftige Gipfel-Diadem des Monte Rosa (von 14,200 Fuß Höhe), welche unmöglich in ihrer Pfeilergestalt, wie wir sie jetzt sehen, durch die Erdkruste aus der Tiefe hervorgestoßen sein können, sondern nichts als vereinzelt stehen gebliebene Ruinenreste des ehemaligen alten Berggebäudes sind, — was für gräßliche

Zertrümmerungsakte müssen es gewesen sein, die jene dazwischen nun fehlenden Glieder lostrennten und wahrscheinlich in die Tiefen, aus denen sie emporgestiegen waren, zurücksinken ließen? denn daß allmälige Verwitterung diese Felsenthürme so abgenagt und modellirt habe, dagegen sprechen eine Menge von Gründen.

In keinem anderen Gebirge Europas liegen Entstehung, Zerstörung und Neugestaltung so unmittelbar und in so markigen Zügen nebeneinander, wie in den Alpen; an Großartigkeit der Formen, an Mannigfaltigkeit der Zerklüftung und Verwerfung der Schichten werden sie von keinem anderen unseres Continentes übertroffen.

Aber kein anderes Berggebäude unseres Erdtheiles vermag auch eine so instructive Skala des Erdbildungsprozesses aufzuweisen, wie die Alpen. Freilich werfen Umbiegungen oder gänzlich abnormer Wechsel der Schichten, eingelagerte Sedimentstreifen in den krystallinischen Gesteinen und widerstreitende Stratifikationen dem Geologen oft fast unlösbare Räthsel in den Weg und öffnen ihm Thor und Thür zu den abenteuerlichsten Hypothesen.

Um sich ein annähernd richtiges Bild von der inneren Konstruktion, von dem Material-Bau, von der geognostischen Aufeinanderfolge der Gesteinsarten in den Alpen zu machen, denke man sich, daß ein einstiges Urmeer durch unbestimmbar lange Schöpfungs- und Erdgestaltungs-Perioden hindurch Schlamm- und Schotter-schichten ablagerte, wie wir einen ähnlichen Prozeß im Kleinen heute noch an den Ufern der Flüsse und nach Ueberschwemmungen wahrnehmen können. Jede dieser Perioden verschlang ganz oder theilweise die damals auf den emporgetauchten Inseln oder Kontinenten oder in den Gewässern zur lebensvollen Entwicklung gelangten Thiere und Pflanzen und begrub dieselben in ihren Ablagerungsschichten. Ganze Generationen von Organismen, die in unseren Zeiten nicht mehr existiren, gingen mit ihnen unter. Diese eingeschlossenen Zeugen der verschiedenen Epochen organischen Lebens (jetzt als Versteinerungen oder Petrefakten und Pflanzenabdrücke in den Gebirgsschichten gefunden) wurden die Erkennungszeichen und Merkmale, nach denen die Wissenschaft der Geologie die Blätter ihrer Schöpfungsgeschichte ordnet. Die Reihenfolge derselben ist, wo sie nicht gewaltsam ge-

stört wurde, über's ganze Erdenrund die gleiche. Es müssen also die älteren und ältesten Ablagerungen oder „Sediment-Gebilde“ zu unterst und die je später erfolgten jederzeit darüber liegen.

Also stellt es sich auch im Alpenlande und in seiner Umgebung dar.

Eine Wanderung bergwärts von Süddeutschland aus führt uns durch die geologischen Gebiete aller Haupt-Epochen und ist am Besten geeignet, die Entwicklungs-Elemente und deren Gliederung vorzuführen.

Die große bayerische Ackerbau-Ebene zwischen Donau und Inn, die Flächen von Nürnberg, Ulm, Augsburg, München bis in die Nähe von Passau, gehören den jüngsten Ablagerungen oder Alluvial-Gebilden an; überall, wo man durch die fortdauernden Humus-Bildungen einen Spatenstich in's Erdreich thut, kommt man auf Kiesgruben, Schuttablagerungen oder torfähnliche Unterlagen. Unter diesen zeigen sich Diluvial-Gebilde, theils geschichtete, theils ungeschichtete Lager von Blöcken, namentlich auch sogenannte erratische Schichten. — Ein Schritt weiter südwärts bringt uns in bergiges Terrain, in's Bayerische Hochland, in's Allgäu, an den Bodensee und in das größte und breiteste Thal Europas, in das Schweizerische Mittelland (zwischen Jura und Alpen), in welchem Zürich, Bern, Freiburg und Lausanne liegen. Wiese und Wald wechselt mit agrikolen Distrikten, die Gegend wird farbiger, formenreicher; Bäche und Flüsse nehmen einen beschleunigten Lauf an und sammeln sich in tief ausgespülten Seebecken an der Vorberge Fuß. Noch bekränzen die weichschwellenden Formen der Laubhölzer Anhöhe und Niederung; weithin sind die Halben mit zerstreuten Wohnungen übersät; Dörfer und Städte bergen rasch pulsirendes, nach Erwerb ringendes Leben. Es ist das Gebiet der Molasse-Gebilde, die nach den eingeschlossenen Muscheln sich theils als Niederschläge aus salzigen Meeresgewässern, theils als solche aus süßen Wassern ausweisen und meist als blaugraue Sandsteine, Mergel- und Lettenschichten, Süßwasserkalk, Muschelsandstein und große Konglomerat-Bänke — Nagelfluh genannt — darstellen. Die Berge dieser Zone zeigen nur rundliche, hügelhafte Formen; in der Schweiz wachsen diese bei etwas ent-

schiedeneren Linien bis zu einer Hebung von 6000 Fuß an (Speer, Rigi, Napf).

Abermals ein Schritt weiter dem Gebirge zu und in dasselbe schon eintretend, gelangen wir nach Salzburg, in das österreichische Vorarlberg, in die Kantone Appenzell, St. Gallen, Glarus, Schwyz, nach Sarnen im Kanton Unterwalden, an den schönen Thuner-See. Der Ackerbau verläßt uns immer mehr, die Landschaft wird entschieden alpenhaft, der Laubwald zieht sich zurück und Nadelholzförste treten an dessen Stelle; Viehzucht beginnt die vorherrschende Beschäftigung des Volkes zu werden. Die leuchtend grellen Farben rother Ziegeldächer und weißbetünchter Häuser verschwinden allgemach; silbergrau auf grün: gebleichte Schindeldächer auf den Holzhäusern in Mitte schwellender Matten treten als charakteristische Momente hervor. Die Molasse-Gesteine verschwinden; ein anderes Gebilde schiebt sich unter denselben hervor, das also älter ist und sich durch das ganze mittägige Europa, tief nach Afrika und Asien hinein verbreitet zeigt. Es ist das der Eocen-Bildungen, welche, in Flysch- und Nummuliten-Gesteine unterschieden, bald als Schiefer und Sandstein, bald als kalkartige Gesteine in respektablen Gebirgsketten auftreten. Begreiflich besteht nicht die ganze Aufgipfelung eines solchen Gebirgs-Individuums lediglich aus diesem Gestein, sondern dasselbe ist entweder nur das vorherrschende, wie in der stolzen Bergpyramide des Niesen (7280 Fuß) am Thuner-See, wo die Flysch-Lager eine Durchschnittsdicke von 450 Fuß erreichen, — oder es ist das zu oberst aufliegende, in schwindelnde Höhe mit emporgehobene Gestein wie an der Schrattensfluh im schweizerischen Emmenthal oder an den zackiggebrochenen, scheinbar in sich selbst zusammengesunkenen Kalligstöcken und auf dem Niederhorn im Jostthale (Thuner-See), wo Nummuliten-Kalk die obersten Kämme bildet. Auch der Gipfel des sommerlichen Touristenzieles, das berühmte Faulhorn, ist rauher, sandiger Schiefer der Flysch-Zeit und das „verfaulende“ Gestein verließ dem Berge seinen Namen. Noch weiter hinauf, bis zu 10 und 11 Tausend Fuß, wurde Flysch- und Nummuliten-Sand nur auf die äußersten Kuppen der Clariden und des Tödi gehoben; dort bedeckt es wie aufgesülpte Hauskäppchen die Silberscheitel dieser Berggreife,

deren gewaltige Körpermasse aus krystallischen Felsarten (Gneis) besteht.

Aber es bedarf durchaus nicht der Wanderung auf solche Höhen, um das Gestein kennen zu lernen; auch das Thal birgt es. Bene schwarzen, immer feuchten Felsenwände der Tamina-Schlucht, in welcher der heiße Sprudel der Pfäferser Heilquelle liegt, das zerbröckelnde Gestein um Bad Fideris im Prätigau, die nächste Umgebung des Stachelberger Bades im Glarner Thale sind Flysch-Gesteine. Hier stehen wir an der Gränze einer der großen Schöpfungs-Epochen unseres Erdkörpers; denn mit den Cocen-Gebilden schließt sich die große Hauptgruppe der jüngsten Ablagerungen, welche der Geologe die „Tertiär-Formationen“ nennt. Alles, was unter ihnen liegt, alle Berge, die alpenwärts vor unserem Blicke sich erheben, sind älter, gehören früheren Zeiten an. Die Wissenschaft rubrizirt sie als Gebilde der „Sekundär-Formationen.“ Das ganze Terrain, in welchem diese Gesteine sich zeigen, muß damals, als die Melasse-Gebilde abgelagert wurden, schon als Festland existirt und über das j. g. „Urmeer“ herausgeragt haben. Er war viel größer, dieser Kontinent, als er sich heute zeigt; die darunter liegende große Gruppe der Kreide-Gebilde hat bei der Hebung der Alpen die Flysch-Decke an vielen Stellen durchbrochen und zur Seite geworfen. Am Auffallendsten sieht man es in den Vorarlberger Alpen, ganz besonders in der Säntis- und Churfürsten-Kette, dann in den Schwyzer Alpen, wo namentlich die Mythenstücke bei Schwyz wie durch's Fleisch hervorgestoßene Zähne dastehen, in den Nidwaldner Alpen, am zerackten Pilatus, an der Schaafmatt, am Scheibengütsch, am Brienzler Rothhorn und an anderen Bergen des Berner Oberlandes. — Unter der Bezeichnung „Kreide-Formation“ denke man sich indessen keinesweges Felsen von weißer Schreibe-Kreide: die Geologen haben auch hier wieder alle Gesteinsarten, welche die gleichen Versteinerungen und organischen Ueberreste wie die weiße Schreibe-Kreide einschließen, also der gleichen großen Niederschlags-Epoche angehören, als eine Formation zusammengefaßt und nach der Kreide benannt. Sie ist eines der am Weitesten auf der Erdoberfläche verbreiteten Gebilde und nimmt z. B. in Nordamerika eine Fläche von 120 Meilen Breite und 300 Meilen Länge ein.

Die Fluren und Rämme dieses Gesteines sind schroffer emporgerichtet, kühner, markanter in den Linien als die des Glys, — malerisch-zackige Felsen-Façaden oft in überraschend schöner Detail-Zeichnung. Alle jene großartigen Ufer-Decorationen am wilden Wallensee, am Vierwaldstätter- und Brienz-See mit ihren Pfeiler-Ausladungen und Winkelsprünge, ihren Nischen und Ecksäulen, deren Gruppierung und Gegenwirkung eine landschaftlich so bezaubernd-schöne ist, gehören der Kreide-Formation an. Da zeigen sich schon ausgeprägte Alpenformen in grotesken Massen, gleichsam vorgeschobene Posten der imposanten Gipfel-Armee, welche im Rücken derselben ihr Lager aufgeschlagen hat. Selten erreichen die Kreidefelsen die Höhe der Schneegränze, also 7000 bis 8000 Fuß. Aber auch in dieser Formation unterscheidet die Wissenschaft in den Alpen wieder vier Gesteinsarten. Die unterste derselben ist der Spatang-Kalk oder Neocomien, so genannt von Neocomum oder Neuchâtel, in welcher Gegend er hauptsächlich entwickelt ist; — auf ihm lagert der Rudisten- oder Caprotinen-Kalk, von dem in der Schilderung der „Karrenfelder“ Weiteres zu finden ist; — über diesem wieder der Gault, ein an Versteinerungen sehr reicher Sandstein, — und obenauf endlich als jüngstes Gebilde der Seewerkalk.

In einer großen Strecke der Berner Alpen, namentlich zwischen Rhône und Aare, ist die Kreide-Formation gänzlich verschwunden und ein noch älteres Gestein, der an Petrefakten sehr reiche Jura-Kalk, ersetzt deren Stelle. Hier treten wir ins Hochgebirge ein; wir stehen an der untersten Stufe der treppenförmig ansteigenden großen Alpenthäler. Durch jede Lücke der erhabenen Strebmassen leuchten Firnfelder und überschneite Hochkulme hernieder, — von ihnen brausen jäh über die Felsenwände die zu Schaumflocken zerstäubenden Wasserfälle herab, die bald in geschlossenen, vollen, breiten Garben zu Thal stürzen wie die Fälle des Reichenbaches und Giesbaches, oder in funkelnden Wasserstaub aufgelöst, wehenden Schleiern gleich, herniederwallen wie der Oltschibach, Staubbach und alle die anderen des Lauterbrunner-Thales. Das Volksleben entfaltet sich nicht mehr in reichen Dörfergruppen weit zerstreut über Halde und Höhe, — hinunter ins Thalbett, an die Ufer der

Ströme, da wo Weg und Steg Kommunikation bieten und die Wohnung geschützt ist gegen klimatische Unbilden, hat es sich gesüßlicht, und nur im Sommer wandern die Bewohner mit ihrem Vieh nomadisch auf die Hochweiden der Alpen. Die Alpen-gestaltenden Kräfte haben hier gewaltig und energisch gewirkt; man sieht es, daß man den centralen Erhebungskratern sich nähert. Wie ein Ringgebirge mit schroffem, innerem Absturz den centralen, vulkanischen Herd umgiebt, so kehrt die erste, zuweilen auch eine zweite, dritte Kalkkette dem Granitgebirge steile, oft hoch in die Schnee-region aufsteigende Felsenwände zu. Stets fallen die Schichten der Kalkalpen nach Außen zu, ein Beweis, wie diese Decke gewaltsam bei der Bildung der Alpen von den aus der Erdtiefe aufgestiegenen Granitmassen zersprengt und in schiefe Richtung gebracht wurde.

Als diese Gebirge noch nicht in ihren heutigen wilden, kühnen Formen dastanden, als die Kalkfelsen nur flache, zerstreut aus dem vorweltlichen Meere hervorragende Eilande bildeten, da muß eine Riesen-Vegetation auf denselben gewuchert haben, und greuliche Ungeheuer belebten die Tiefen. Es ist die einstige Heimath der Ichthyosaurier und Plesiosaurer, jener 50 Fuß langen, zwitterhaften Ungethüme, halb Krokodil, halb Fisch; es ist die Fundstätte der riesigen Petrefakten, die wir als Ammonshörner und Nautilus kennen. — Viele Gipfel der Kalk-Lagen gehen weit über die Schneelinie hinaus.

In den östlichen Alpen, wo in der äußeren Konfiguration des Gebirges mehr die Plateaubildung vorherrscht, vertreten die noch älteren Trias-Dolomite und Keuper, so wie die Lias-Gesteine die Stelle der Jura-Kalke.

Wir sind an der Gränzlinie der neptunischen Niederschläge angelangt; wir treten in das Gebiet der wahrscheinlich zu den ältesten Kündengesteinen der Erde gehörenden Schichten, in die Schiefer-Alpen, welche die, aus dem Erd-Inneren aufgestiegenen, granitischen Kernmassen umkleiden oder theilweise ganz in dieselben übergehen. Da überrascht den vom Norden kommenden Alpenwanderer eine auffallende Erscheinung. Bisher nahm er wahr, daß alle Felsen-schichten, deren Lagerungsprofile er in den Thälwänden oft sehr deutlich erkennen konnte, meist schräg gegen das

Flachland hin abfallen, — unverkennbar so: als ob sie durch die Alpen emporgehoben und in diese schiefe Lage gebracht worden seien. Jetzt mit einem Mal zeigt sich die entgegengesetzte Erscheinung. Unter den ungeheueren Kalk-Kolosse, deren schräg gen Norden oder Nordwest einsinkende Schichten sich bis in die Wolken erheben, wachsen plötzlich Strebepfeiler empor, welche im rechten Winkel jene zu stützen scheinen. Das sehen wir, wenn wir vom Genfersee durchs Rhône-Thal ins Wallis einwandern, an dem zackigen Kalk-Dome der Dent du Midi bei Evionaz, — oder wenn wir vom freundlichen Brienz durchs Haslithal nach dem Grimsel-Hospiz aufsteigen, dort, hinter dem Quer-Miegel des „Kirchet“, in der malerischen Thal-Mulde „Im Grund“, wo das Urbach- und Mühle-Thal münden, — oder noch auffallender auf der Gotthards-Straße, hinter Altorf bei der „Klus“, und weiter nach Amsteg zu, wo deutlich die nach Norden abfallenden Kalkschichten auf dem steil gen Süden einsinkenden Gneismassen lagern. Hier also begegnen wir den ersten sichtbaren Spuren jener furchtbaren Hebel, welche das ganze große, herrliche Alpengebäude mittel- oder unmittelbar aufrichteten. Die Schieferbede ist auf ungeheuere Strecken hin zersprengt, zerrissen, verworfen, mit emporgehoben, umgebogen oder durch die Feuereinflüsse in ihren Grundstoffen verwandelt. Nur in Savoyen in einem Theile des Arve-Thales, in Piemont in den Thalgebieten der oberen Isère und der Dora-Baltea, im südlichen Wallis und in vielen Theilen der Graubündner Alpen, besonders auch im Unter-Engadin, haben die als graue, grüne und Belemniten-Schiefer bekannten Gesteinskörper noch Zusammenhang behalten und bilden riesige Gebirgsketten. Wo aber die krystallinischen Centralmassen als: Alpengranit, Protogin, Gneis und Glimmerschiefer durchgebrochen sind und alles vorhandene Gewesene zur Seite geworfen haben, da streben sie in senkrechter Stellung wie Glieder kolossaler Trichter empor.

Es sind die weithin sichtbaren Oberhäupter des stillen, erhabenen Alpenreiches, die in ernster Majestät ganz Central-Europa beherrschend überschauen, — von deren Giganten-Schultern der finst'rahlende Regenten-Mantel mit den Gletscher-Schleppen herabwällt; — es sind die riesigen Gipfel des wie aus der Ewigkeit

stammenden Montblanc (14,800 Fuß), des mit neunzünftiger Krone geschmückten Monte Rosa (14,284 F.), der großartigsten Gebirgspyramide des Matterhornes (13,900 F.), der wilden Mischabelhörner (14,032 F.), des in unvergleichlicher Pracht aufragenden Weißhornes (13,900 F.), der kühn dräuenden Felsen-Lanzen eines Finsteraarhornes (13,160 F.), und der jähren Schredhörner (12,568 F.), des einsamen Abula- oder Vogelberges (10,454 F.), des Gletscherumpanzerten Piz Bernina (12,475 F.), der Ortles-Spitz (12,030 F.) und des Groß-Glockners in Tyrol (12,185 F.).

O, du bist schön, erhabener Riesendom,
Wenn dich der Himmel freudig überblaut,
Der Sonnenaufgang einen Strahlenstrom
Auf deine starren Augenlider thaut.

R. Bed.

„Alle von der Phantasie erschaffene Größe muß im Vergleich mit den Alpen klein erscheinen,“ sagt Bonstetten. Und in der That, es kann auf dem europäischen Kontinente wohl kaum einen gewaltigeren, erschütternderen Anblick geben als den, von geeignetem Standpunkte in der Berner Alpenkette aus (z. B. von der Höhe der Gemmi, oder vom Torrenthorn ob Leuf, oder von Aeggischhorn oberhalb Leuf), auf die südlich gegenüberliegenden Walliser-Alpen. Es ist ein Panorama von unbeschreiblicher Erhabenheit, von fast grauenhafter Pracht. Die großen, gespaltenen Seitenthäler des Wallis erscheinen so schreckhaft ernst und dräuend, sie tauchen so urthümlich und sagenhaft-düster im Mittelgrunde auf und kontrastiren so schaurig gegen die sie überragenden, blendend-weißen Firn-Façaden, daß mancher Berggänger nach diesem Eindruck sich bestimmen würde, dieselben zu betreten. Und doch ist gerade in ihren Tiefen das großartigste Naturschauspiel verborgen. Der Hintergrund des Zermatter- oder Nicolai-Thales und des Einsiedlthales werden von keinem anderen Alpthale an Majestät übertroffen, selbst nicht von dem berühmten Chamouny.

Die granitischen Centralmassen sind aber durch spätere Erschütterungen und Katastrophen wieder so entsetzlich zerspalten und umgestaltet, in neue Gruppen getrennt und in ihrer ganzen Konfiguration verändert worden, daß nur der ordnende Scharfblick des Geologen deren einstigen wahrscheinlichen Zusammenhang wieder-

herzustellen vermag. Unberechenbare chemische Umwandlungen einzelner Partien, namentlich in den Schiefergebirgen, haben stattgefunden. Hitze-Einwirkung, Dämpfe, Gas- und Säure-Durchdringung, Zertrümmerung und durch Mischung entstandene Neubildung haben meilengroße Alpen-Parzellen in neue Gesteine verwandelt, wohin namentlich die Berrucano-Gebilde gehören. Mächtige Gypsadern durchziehen, als spätere chemische Verbindungen, die krystallinischen Massen, — und hornblendartige Gesteine steigen als Eruptiv-Garben, wie Schloten aus der Unterwelt, im innersten Kern der centralen Stöcke auf, in den höchsten Spitzen derselben zu Tage tretend. Dieses allmählig auflösende, neue Prozesse vorbereitende Laboratorium im Erd-Inneren, als deren Sicherheits-Ventile Alexander v. Humboldt die Vulkane bezeichnet, arbeitet auch unter dem Alpen-Massiv noch immer fort. Beweise dafür liefern die zahlreichen kohlen sauren Gasquellen, die vielen Sauerbrunnen, die, giftige und stickstoffhaltige Dünste ausathmenden, gefährlichen Mofetten im Engadin und manche andere Erscheinungen.

Nicht durch den ganzen von Südwest gen Nordost laufenden Alpenwall zeigt sich an der nördlichen Abdachung die gleiche, vom jüngeren zum älteren Gebilde regelmäßig fortschreitende Gesteinsfolge, wie wir sie auf den letzten Seiten skizzirten; gar häufig erscheint dieselbe unterbrochen oder gar auf den Kopf gestellt. Dies ist namentlich der Fall in dem großen, wie es scheint nach Innen eingestürzten Alpenkessel zwischen dem Glärnisch, den Churfürsten und dem Kalanda; dort zeigen sich die älteren Schichten den jüngeren aufgelagert, so daß hier eine der größten Umwälzungen stattgefunden haben mag. Ringsum an den genannten Bergen bestätigen die abgebrochenen Schichtenköpfe die Annahme eines umfangreichen Einsturzes der Gebirge.

Ganz anders gestaltet sich das Alpenbild von einem südlichen Standpunkte aus. Der Absturz der Massen ist viel schroffer, unvermittelter, als vom Norden gesehen. Die Bergfronten zeigen sich einerseits durch ihre gen Mittag gekehrte Lage und durch die kräftigere Insolation viel weiter hinauf schneefrei, blos das nackte Felsenskelett darbietend, — andererseits fehlen vielfach die bunt belebten Mittelgründe, die abgestuften, farbenheiteren Vorberge. Oben ist's

eintöniger in Linie und Kolorit. Der geologische Schichtwechsel und die durch diesen indirekt herbeigeführte Mannigfaltigkeit und landschaftliche Beweglichkeit mangelt. Den Nordabhang umfängt längs der ganzen Kalk-Alpen, vom Jura bis nach Ungarn hinein, ein Gürtel lachender, blauer Binnenseen; am Südbang drängen sich deren nur wenige im Gebiet der See-Alpen zusammen. Die Grajischen, Cottischen und Meer-Alpen im Westen und die Tyroler, Carnischen und Norischen Alpen im Osten entbehren, mit Ausnahme einiger sehr kleiner Wasserbecken, gänzlich dieses belebenden Schmuckes. Der Grund dieser auffallenden Verschiedenheit liegt auch hier wieder in der Gesteinsart des Bodens. An die krystallinischen und Schiefer-Gebilde der westlichen Alpen gränzt unmittelbar die jüngste Alluvial-Anschwemmung Sardinien's und der Lombardei. Erst in Venetien treten wieder Kalk-Berge als Mittelglieder zwischen den beiden genannten Formationen auf.

Die Erhebung des Alpengebäudes und des unmittelbar durch dieses zugleich mitgehobenen Jura war zugleich eine Nothwendigkeit für die Kulturentwicklung Central-Europas. Ohne diese Gebirgsmassen würden die meteorischen und alle davon abhängigen Zustände unseres Erdtheiles wesentlich andere sein. Ohne Alpen wären zunächst Deutschland und die Niederlande den austrocknenden, zerstörenden Einflüssen heißer, aus den afrikanischen Sand-Wüsten herüberwehender Winde bloßgelegt. Der Föhn, eine Fortsetzung des südlichen Sirocco, der in den Hochalpenhälern mit furchbarer Raserei tobt, würde unaufgehalten und ungeschwächt in seiner hohen Temperatur über Deutschland einherbrausen und die Agrikultur ganz anderen als den jetzt herrschenden Bedingungen unterstellen. Umgekehrt dagegen würde die nur unter den Einflüssen milder Lüfte gedeihende südliche Vegetation der reichgefügneten Po-Ebene durch eindringende, jetzt von den Alpen aufgehaltene, winterliche Nordstürme zur Unmöglichkeit werden. Es würde somit der klimatische Wechsel bezüglich der herrschenden Temperaturverhältnisse schon ein bedeutend anderer sein.

Hiermit gestaltete sich aber auch die Thätigkeit der Wolkenbildungen und dadurch zugleich die Summe der atmosphärischen Niederschläge anders. Das Alpengebiet, in welchem relativ die

jährlich größte Regen- und Schneemenge in Europa niederfällt, ist der unversiegbare Wasserlieferant für die Rhein-, Donau-, Rhône- und Po-Länder; ohne die reichhaltigen Schneemagazine im Hochgebirge würden diese Ströme mit ihren tausendfach verzweigten Quellsystemen zu unbedeutenden Wasseradern herabsinken. Alle jene natürlichen Verkehrsstraßen, welche die Flüsse Jahrtausende lang bildeten, ehe der Schienenweg sie überflügelte, würden nicht zu ihrer historischen Bedeutung für Handel und Gewerbe gelangt sein.

Das Alpengebäude schließt einen unermesslichen Reichtum von Naturwundern ein. Kein anderes Gebirge Europas umfaßt so wie die Alpen die Flora dreier Zonen: die nord-arktische und die gemäßigte reichen der südlichen die Hand, und wir finden Repräsentanten der Vegetation von mehr als dreißig geographischen Breitengraden auf kleinem Raume. In keinem anderen Gebirge unseres Erdtheils tritt das Walten der atmosphärischen Thätigkeit in so furchtbarer Größe und unter so gewaltigen Kraftäußerungen auf; und in keinem zeigt sich die Summe der Gegensätze im Leben seiner Bewohner so auffallend als im Alpenlande. Einzelne Bilder von allen diesen Berührungspunkten zu geben, sei Aufgabe nachstehender Blätter.

Granit.

Was uranfänglich ist, das ist auch unanfänglich
Und Unanfängliches nothwendig unvergänglich.
Was irgend wo und wann hat selber angefangen,
Kann nicht der Anfang sein und muß ein End' erlangen.

Rückert.

Granit ist eine symbolische Größe, — in Gemeinschaft mit dem Marmor der historische Stein. Wie im Thierreich der Löwe, ein Repräsentant physischer Kraft, als König in herrschender Macht da steht, in der Pflanzenwelt die Eiche ein Bild der Festigkeit und Ausdauer, des stolzen Trostes gegen Sturm und Wetter abgiebt, — so gilt der Granit als das Unüberwindliche, Unveränderliche im Reiche der todtten, anorganischen Gesteine, — als ein Körper der beinahe ewigen Existenz. Jahrtausende scheinen spurlos an ihm vorüberzurauschen und die zerstörenden Gewalten der Zeit ohnmächtig an seinen Massen abzugleiten. Wo Werke für die fernsten Menschengeschlechter, sichtbare Denksäulen für die Annalen der Geschichte errichtet werden sollten, — wo ägyptische Dynasten ihre kolossalen Königgräber in jenen Pyramiden aufthürmten, die, an dem Felsenufer der Wüste hinlaufend, noch heute als die riesigsten Arbeiten menschlicher Kraft angestaunt werden, — da griff der kühne Bauherr zum granitischen Gestein und glaubte der zeitlichen Hinfälligkeit alles von Menschenhand Geschaffenen ein Schnippchen geschlagen zu haben. Ja, die früheren Forscher in den Naturwissenschaften konstruirten vom Granit aus das Fundament unseres

Erdballes, sahen in ihm den Urgroßpapa, den Ahnherrn des gesammten Mineralreiches und nannten ihn naiverweise „Urgestein“. Und doch ist auch er nur ein Interpunktionszeichen in den Welt-schöpfungsperioden, ein unbedeutender Sekundenstrich auf dem Zifferblatt der Ewigkeit, etwas „Gewordenes“, das einst wieder eben so in das All aufgelöst wird, wie es aus demselben hervorging.

Granit ist im Touristenverkehr, im Munde begeisterter Alpenschwärmer ein großes, viel-umfassendes Wort, ein unbewußt gebrauchtes Nomen collectivum, unter dem der Laie Alles zusammenfaßt, was ihm so scheint, als müsse es das berühmte Gestein der Ehrensäulen und Triumphbogen sein. Es giebt viel intelligente Leute, die, wenn sie in den Alpen schwarz und weiß gesprenkelte Felsen sehen, diese rundweg für Granit halten; und doch kommt in den Alpen verhältnißmäßig wenig eigentlicher massiger Granit vor, — wohl aber sehr viel granitisches Gestein. Werden wir also zunächst klar darüber, was eigentlich Granit (von granum, das Korn) sei; und lernen wir deshalb die Natur und die Bestandtheile desselben ein wenig genauer kennen.

Granit und Gneis ist im Grunde genommen ein und dasselbe Kompositum, ein aus den 3 Mineral-Species: Feldspath, Quarz und Glimmer zusammengesetztes Gestein. Ist dasselbe körnig, massig-gemengt, so wird es „Granit“ genannt; ist dagegen schieferig, gestreift, läßt sich eine gewisse Schichtung darin erkennen, so heißt es „Gneis“.

Der Granit ist kein Konglomerat, kein durch mechanische Bindemittel zusammengeleimtes Produkt ursprünglich verschiedenartiger Mineral-Substanzen; er ist ein selbsteigenes Gebilde, welches die einst, im flüssigen Zustande gemischten, verschiedenartigen mineralischen Species durch Krystallisation nebeneinander ausschied. Ein zwar nicht ganz treffendes, aber doch annähernd erläuterndes Beispiel von dem wahrscheinlichen Krystallisations-Prozeß des Granites läßt sich aus der Chemie geben. Jedermann kann dies kleine Experiment probiren. Kochsalz und Salpeter gemeinschaftlich in Wasser, bis zur Sättigung, aufgelöst, so daß beide Salze völlig vermischt erscheinen, krystallisiren, wenn die Flüssigkeit allmählig verdunstet, sich ausscheidend wieder selbstständig: das Kochsalz in rechtwinkligen

Würfeln, der Salpeter in langen sechsseitigen Säulchen, so daß jedes der beiden Salze wieder die demselben ausschließlichen Eigenschaften zeigt.

Feldspath, meist milchweiß oder grünlich, auch röthlich, stellt die Hauptmasse, beinahe die Hälfte des eigentlichen massiven Granites dar, zwischen welchem weiße, seltener gelblich oder grünlich gefärbte, krystallinische, glasartig = durchsichtige Quarzförnchen die Grundmasse bilden und dünne, glänzende Glimmerplättchen eingelagert sind. Diese normale Zusammensetzung weicht aber an den verschiedenen Fundorten sehr von einander ab. Wer eine Badefur zu St. Moriz im Ober-Engadin macht, kann bei jedem Spaziergange gleich einige Varietäten am Wege sammeln; denn der Bernina-Granit ist grün, serpentinhaltig, während der vom gegenüberliegenden Piz Languard rothen Feldspath mit milchweißem Quarz enthält. Noch auffallender ist der Farbenunterschied des Granits am Lago maggiore; der von Baveno, gegenüber den Borromäischen Inseln, ist schön pfirsichblüthenroth, während der berühmte s. g. Miarolo bianco aus den Brüchen des ganz nahe dabei liegenden Monte Orfano weiß ist und wie ein gänzlich anderes Gestein aussieht. Der Letztgenannte gab das Baumaterial zu vielen der schönsten Kirchen Nord-Italiens ab; namentlich sind auch die herrlichen Säulen am Eingange des Mailänder Domes aus diesem Gestein gearbeitet. Fehlt der charakteristische, glitzernde Glimmer in der Masse, und ist derselbe durch schwarze oder schwärzlich-grüne Hornblende vertreten, dann heißt das Gestein nicht mehr Granit, sondern „Syenit“. Es ist über alle Theile der Erde weit verbreitet, erhielt seinen Namen von der Stadt Syene in Ober-Aegypten (wo es in Menge vorkommt) und wird seiner Festigkeit halber als vorzügliches, polirturfähiges Baumaterial sehr geschätzt. Die Pyramiden und Obelisken bestehen meist aus Syenit. In unseren Alpen kommt er vorherrschend auf der Südseite vor, z. B. im Val Pellina (in welches der Col de Collon aus dem Walliser Val d'Hérins führt), bei Migliandone an der Simplon-Straße, in der Umgebung von St. Moriz und Campsér im Ober-Engadin u.

Aber der normale Granit kommt auch mit Zusätzen vor, die seinen Charakter ganz ändern; dahin gehört der vom Montblanc.

Bei ihm ist der Quarz glasig-grau, der Feldspath weiß, der Glimmer dunkelgrün ohne Glanz in Prismen krystallisirt und beigemischte perlmutter-ähnlich glänzende, lebhaft grüne Talk-Blättchen geben ihm eine charakteristische Färbung. De Saussure, einer der geistvollen Begründer der Alpen-Geologie, glaubte — als er den Montblanc zuerst umwanderte und bestieg, vor dem ältesten Gebirge der Erde zu stehen und nannte deshalb das Gestein „Protogin“, d. h. Erstgeborener. Seit jener Zeit ist, obgleich eigentlich, dieser Name für den Talkgranit beibehalten worden.

Das Meiste, was in den Central-Alpen für Granit gehalten wird, ist granitischer Gneis, im Volksmunde „Gaisberger“ genannt, weil die höchsten Berge, auf welche die Gaisen (Ziegen) steigen, aus diesem Gestein bestehen. Er ist, an dem die Atmosphären jene phantastisch aufragenden Felsenthürme aussägen und bildnerisch Ornamente improvisiren, welche, im Chamouny-Thal in scharfe Spitzen auslaufend, sehr bezeichnend „Aiguilles“ genannt werden; — aus seinem s. g. „Urmaterial“ formen sich die wunderbaren Steinstacheln, welche die Aufgipfelung großer Bergindividuen garniren, oder wie ausgestellte Wachtposten hie und da aus den umfangreichen Firnwüsten hervorragen. Wir würden solcher schlanker Felsennadeln noch weit mehr erblicken, wenn nicht eine große Zahl derselben im perennirenden Schnee versteckt wäre. Hier verräth sich uns die verwundbare Achillesferse der für unzerstörbar gehaltenen „Urgesteine“. Der Gneis ist, wie schon bemerkt, schiefriger, tafelförmiger Structur. Bei der Alpenerhebung wurden auch die Gneisstraten gehoben und als nächste Umhüllung der centralen Granitmassen oft senkrecht auf die Bruchkante gestellt. Die Masse muß nun an verschiedenen Stellen von verschiedener Härte gewesen sein, — genug, während einzelne Theile wie unangetastet den verwitternden Einwirkungen widerstanden, wurden andere von den Atmosphären dermaßen zersetzt, ausgenagt und zerstört, daß sie gänzlich verschwanden und nur jene isolirten Zacken zurückblieben. Beispiele im Großen liefern die Aiguille verte, die schlanke Aig. du Dru, die Aig. du Moine, die ungemein zersplitterten Aiguilles de Charmoz, die Aig. Rouges — alle zu beiden Seiten des Chamouny-Thales, die Schreckhörner und Grindel-

walder Viecherhörner in den Berner Alpen, — die ganze südliche Thalwand des graubündnerischen Bergell u. A. m.

Aber noch eine andere Art der Verwitterung granitischen Gesteines zieht in den Alpen unsere Aufmerksamkeit auf sich, und zwar in höchst sonderbarer Weise und an Orten, wo man sich die Erscheinung nicht gleich erklären kann. Diese zeigt sich in den f. g. „Teufelsmühlen“ oder „Felsenmeeren“ auf den äußersten Gipfeln vieler isolirter Berge. Ein Beispiel möge erläuternd für viele gelten. Zu den besuchtesten Aussichts-Punkten des Berner Oberlandes gehört das Sibelhorn nächst dem Grimselpaß. Vom Hospiz aus besteigt man es bequem in 2 bis 2½ Stunden. Je mehr man sich dem Kulte nähert, desto mehr häufen sich große, unordentlich übereinander geworfene Felsentrümmer, bis endlich die äußerste Höhe ganz mit einem solchen Chaos von lose geschichteten granitischen Gneisblöcken übersät ist. Bisweilen scheinen sie eine gewissermaßen gegliederte Lagerung einzunehmen, etwa so wie ineinander gestellte Teller; dann wieder an anderen Stellen zeigt sich ein ziemlich geordneter treppenähnlicher Aufbau; meist aber lagern sie ohne erkennbare Anordnung durcheinander. Diese auf Gipfeln jedenfalls auffallende Erscheinung ist gleicherweise ein Resultat der Granit-Verwitterung, aber solcher Massen, in denen mehr oder minder die Schalen-Struktur einst vorwaltete. — Wenn der phantasiereiche Jean Paul sich des schönen Bildes bedient: „Die Gräber seien die Bergspitzen einer fernen neuen Welt,“ so sind hier in Wirklichkeit die Bergspitzen die Gräber einer fernen vergangenen. (G. Studer.)

Die großartigsten und imposantesten Kolosse granitischer Gesteine finden wir nur in den Centralmassen der Alpen. Dort überragen sie oft in so furchtbarer Erhabenheit, als senkrecht aufsteigende Felsenpaläste, die tiefen Thalkessel, daß man vor ihrer Größe zurückschreckt. Wer noch nie die düsterprachtige Pyramide des Finsteraarhornes vom „Abschwung am Hargletscher“ aus erblickte, wie sie im kaltem Ernst nackt aus den Firnlagern in die Wolken steigt, — wer den Montblanc noch nicht auf der Süd-Ostseite umwanderte und die volle, prächtige Kernform seines Massivs vom Gramont aus, — oder vom Zinalgletscher (in der Tiefe des Ein-

fischthales) die riesigen Felsenfirnen des Grand Cornier, der Dent blanche und des Weißhornes rund um sich her mit einem Blick übersah, der wird schwerlich einen richtigen idealen Maßstab für die wahrhaft kolossalen Verhältnisse sich konstruiren können. Und dennoch werden alle diese granitischen Giganten dem Eindrucke nach, welchen sie auf das starr-staunende Auge machen, weit übertroffen von jenem jähpralligen Absturz, welchen der Monte Rosa im Thalschluß von Macugnaga zeigt. Es ist die erste vertikale Größe des europäischen Continentes. Die Matadoren der Kalkzone, wie die Diablerets, das Dolden- und Spaltenhorn, Blümlisalp u. A., zeigen gewaltige Felsenfronten; aber sie schwinden jenen Granitkörpern gegenüber zu Massen zweiten Ranges zusammen.

Wir nannten den Granit den historischen Stein der Erde; für die Alpen ist er es in mehr als einer Beziehung. Seine ernstesten Felsenwände wurden oft Denksäulen großer Thaten, welche den erhabensten Momenten des klassischen Altherthums gleichzustellen sind. Jener unerschrockene Russe Suwaroff, welcher sich eher zwischen den Klüften begraben lassen als von der Stelle weichen wollte, ließ, als seine Gardesolonnen am 25. Sept. 1799 die Franzosen unter Gaudin im engen Val Tremola zurückgeschlagen hatten, mit lakonischer Kürze in die Granitwand die Worte „Suwarow Victor“ zu ewigem Gedächtniß eingraben; am nächsten Tage waren die Gneisschroffen dort, wo die Teufelsbrücke in kühnem Bogen die Sturzwellen der Reuß überbaut, Zeugen eben so kühner Heldenthaten. Ueber die granitischen Eindrücke des großen Sankt Bernhard führte Bonaparte, im Mai 1800, seine Armee zum Siege von Marengo, und als die, auf sein Geheiß, durchbrochene Simplon-Straße, der erste große Alpenweg, fertig war, ließ er, stolz auf sein Werk, in eine Lichtöffnung der Gallerie von Gondo einmeißeln: „Aere Italo MDCCCV. Nap. Imp.“ — Auf Granitboden wurde Andreas Hofer, der Sandwirth von Passéyr, geboren, und zwischen Granitfelsen schlug er seine glorreichen Schlachten zur Befreiung Tyrols. Aber auch weiter zurückgehend in ältere Zeiten begegnen wir Großthaten, eben so körnig und fest wie das Gestein, auf dem sie geschahen. Benedikt

Fontana hauchte auf den Eneistkrystallen der Wasserhaube seine Heldenseele mit den freudigen Worten aus: „Nur wacker dran, o Bundesgenossen! laßt Euch durch mein Fallen nicht irren! Ist's doch nur um einen Mann zu thun. Heute mögt Ihr freies Vaterland und freie Bünde retten. Werdet Ihr sieglos, bleibt den Kindern ewiges Joch!“ Das sind Worte wie Granit und Urgestein; es ist, als ob von dem Charakter der Felsart etwas ins Blut des Volkes übergegangen wäre. — Und dann die gewaltige Dezemberschlacht von 1478 im Livinenthale bei Giornico, wo ein Hirtenhäuflein die zehnfach überlegenen Mailänder unter dem Grafen Borelli aufrieb, daß ihr Blut den Schnee bis Bellinzona roth färbte; dann die Heldengräber der 3000 Eidgenossen bei Arbedo, die in dem Verzweiflungskampfe von 1422 der Uebermacht von 24,000 Lombarden erlagen; — der Walliser doppelte Bluttauſe bei Ulrichen und auf der Grimsel im 1419, und viele andere Zeugnisse männlichen Muthes und kühner That, — sind es nicht Erinnerungen, die sich ihr Denkmal mit Flammenlettern für Menschengedenken auf die Felsentafeln dieser granitischen Kolosse niederschrieben?

Aber noch mehr erzählt uns der stumme Stein, von noch weiter zurückliegenden Zeiten, von einer Epoche, in welcher die Alpen schon, wie wir sie heute sehen, aufgerichtet dastanden, in welcher aber das menschliche Geschlecht noch nicht existirte. Diese Gedächtnissteine sind die „Erratischen Blöcke.“

Erratische Blöcke.

Das ist ein Glänzen rings, ein Funkeln, Schimmern
Der Stätt' im Thal, der Häuser auf den Höh'n!
Kein Ahnen, daß ihr Fundament auf Trümmern,
Kein leiser Traum des Grabs, auf dem sie stehn! —
Anastasius Grün.

Sa! sie stehen auf Trümmern, viele Städte des Alpenlandes, auf Blockwällen und Felsenfragmenten, die aus den Centralketten des Gebirgs stammen. Freilich liegt diese Trümmer-Basis nicht allenthalben offen zu Tage; der Arbeiter, der das Fundament zu einem Neubau aussticht, oder der Bergmann, der nach einer frischen Brunnenguelle gräbt, findet sie erst in ein einiger Tiefe der obersten Bodenschicht. Aber nicht bloß versteckt im Erdreich, sondern frei und offen auf dem Felde und im Walde des Hügellandes, ja sogar droben auf den Vorbergen der Alpen und am Jura, bis zu einer Höhe von 5000 Fuß, findet man Felsenblöcke, die der Natur ihres Gesteines nach 20 bis sogar 45 Stunden weiter drinnen in den Central-Alpen heimathberechtigt sind. Man nannte sie deshalb „Fündlinge oder Irrblöcke“. Sie zeigen theils abgerundete Flächen, wie Kollsteine und Flußkies, theils frische scharfkantige Bruchlinien, als ob sie eben erst vom Mutterfelsen abgeiprengt wären, — in allen Größen, vom Umfange einer Regelfugel bis zu solchen kubischen Körpern, daß aus dem Material eines einzigen bei Zürich im Felde gelegenen i. g. „rothen Ackersteines“

anno 1674 in Hönng ein respectables, zweistödiges, massives Haus gebaut werden konnte. Dieser Block stammt aus der Tiefe der Glarner Gebirge, etwa vom Freiberge oder aus dem Sernsthal.

Das „Woher?“ hat der Wissenschaft wenig Mühe gemacht; aus der Struktur, Farbe und mineralischen Mischung der Granit-, Gneis-, Glimmer-, Berrucano- und Schiefer-Fündlinge, so wie aus der Lage des Fundortes zu den Thalsystemen der Alpen, konnte man bald entziffern, zu welcher Centralmasse sie gehörten. Aber das „Wie?“ des Transportes machte den Naturforschern der letzten fünfzig Jahre viel zu schaffen. Die Einen vermutheten, es habe einst, bei den letzten Gebirgs-erhebungen, ein großartiges, vulkanisches Natur-Bomben-Werfen stattgefunden, bei welchem die Alpen diese Fragmente ausspieen und meilenweit über Berg und Thal geschleudert hätten. Diese kühne Phantasie wurde aber bald zerstört durch die thatsächliche Nachweisung einerseits der Regelmäßigkeit, mit welcher viele dieser Blöcke wie in einer Linie an den Bergeshalden abgelagert wurden, anderseits des Inhaltes bestimmter Verbreitungsbezirke zu den Stammgebieten. — Andere ließen den Transport durch enorme Ueberschwemmungen besorgen, die jene, oft Hunderttausende von Centnern wiegenden Lasten aus den Alpen herniedergewälzt haben sollten; allein auch diese Hypothese wurde rasch durch physikalische Beweise in ihrer Unhaltbarkeit zurückgewiesen. Erst als die Theorie über Natur und Bewegung der Gletscher eine Menge der seltsamsten Erscheinungen in den Alpen beleuchtete und erklärte, gelangte man auch zu dem Schluß: daß die erratischen Blöcke durch einstige ungeheuer große Eisgletscher, welche bis in das schweizerische Mittelland hinausgereicht haben müssen, an ihre dormalige Lagerstätte befördert worden seien. Wie in dem späteren Abschnitte über die Gletscher nachgewiesen werden soll, bewegen sich dieselben von der Höhe der Gebirge langsam dem Thale zu und transportiren auf ihrem Rücken die von den zur Seite stehenden Felsen abgebröckelten Gesteine bis zu der Stelle, an welcher die Gletscher, in Folge warmer Temperatur, abschmelzen und ihre Felsenlasten abladen. Diese Ge-

steinswälle, welche sich an dem Ende oder der Stirn eines Gletschers anhäufen, werden Frontmoränen genannt.

Das Vorhandensein solcher hufeisenartig aufgebauten, hoher Fündlingswälle oder einstiger Frontmoränen im schweizerischen Mittellande, z. B. bei Bern, Sursee, Bremgarten, Zürich, Rapperschwil u. s. w., gab den ersten Beweismoment für den Gletschertransport der Irrblöcke ab. In Zürich sind der Promenadenhügel, die Anhöhen, auf denen der Grossmünster, die Kirche von Neumünster, der Lindenhof u. s. w. stehen, Reste einer solchen ehemaligen, großen Frontmoräne. — Ein zweites Beweismittel wurde darin gefunden, daß die Fündlingsblöcke, selbst wenn sie aus dem härtesten Gestein bestehen, ebensolche eingeritzte Furchen und Linien zeigen wie das Felsenbett, über welches die Gletscher der Jetztzeit sich hinweg bewegen. Vermöge des Druckes der ungeheuern Eislast ritzt diese nämlich bei ihrem Fortrutschen über den Gesteinsboden mit kleinen, sehr harten, scharfen Quarzkristallen Linien ein, die wie mit dem Glaser-Diamant geschnitten aussehen. Geröll-Blöcke, die von den wilden Alpenströmen heruntergeschwemmt wurden, tragen diese Kennzeichen nicht. Die erratischen Blöcke tragen somit, in Folge dieser von der Natur ihnen selbst aufgedrückten Schriftzüge, gleichsam den Reisepaß ihrer zurückgelegten Wandertour bei sich, mit dem Visa jeder Thalschaft versehen, durch welche sie ihre Wege nahmen. — Das dritte und bedeutendste Argument für die Annahme, daß die Fündlinge durch Gletscher transportirt wurden, fand man in den s. g. Rundhöckern (Roches moutonnées). In den meisten Alpenthälern, deren himmelanstrebende Wände aus schwer verwitterndem Gestein, aus granitischen Massen, bestehen, erblickt man nämlich bis in gewisse Höhen (oft bis zu tausend Fuß über der jetzigen Thalsohle) Abrundungen, regelmäßige Streifungen und geglättete Partien, deren Schliff oft so fein ausgeführt ist, daß er im Sonnenschein spiegelblank glänzt. Beim Niedersteigen vom Todensee auf der Paßhöhe der Grimsel nach dem Hospiz, dann weiter drunten bei der s. g. Hälten-Platte, — auf dem Trümmersfeld nächst dem Gottshards-Hospiz, im Tyroler Oetzthal und an hundert anderen Stellen kann man solche „Rundhöcker“ besehen, befühlen, — und wo sie

nicht mit der schwefelgelben Flechte *Lecidea geographica* überzogen sind, deren Politur bewundern. Dieses gleiche Phänomen zeigt sich uns aber auch unmittelbar neben dem Gletscher; wir können es verfolgen von dem Gestein an, welches unter dem Eis hervorragt, bis weit hinauf an die Thälwand, — wir können es verfolgen in horizontaler Linie, mitunter stundenweit thalwärts, ohne Unterbrechung, gleichviel ob die Gesteinslagerungen und Gesteinsarten vielfach wechseln. Nach solchen Dokumenten wird die Vermuthung zur unbezweifelbaren Thatsache, daß diese Thaltiefen, welche jetzt zum Theil mit uralten Waldungen überwachsen sind, einst von riesenhaften Gletschern ausgefüllt wurden.

Es zeigt sich aber in der Regelmäßigkeit der Ablagerung erratischer Gesteine endlich noch ein Beweismittel, welches die anderen wesentlich unterstützt und ergänzt. Hierunter ist nicht nur jene, schon erwähnte, egale Ablagerung „der Linie und gleichen Höhe nach“ erfolgte zu verstehen, wie sie sich an den Abhängen niederer gehügelter Berge der Boralpen, des Mittellandes und des Jura-Gebirges zeigt, sondern die regelmäßige Gruppierung der Irrblöcke nach Farbe, Stoff und Qualität ihres Gesteines. Man wird z. B. an den beiden Seiten eines breiten Thales, dessen Tiefe wieder droben im Gebirge sich in mehrer Seiten- und Nebenthäler verästelt, nie bunt durcheinander, herüber und drüber die gleichen grünen, rothen, weißen, braunen, grob- und feinkörnigen, faserigen oder blätterigen Granit-, Diorit-, Gneis-, Schiefer- oder Kalk-Bröcken finden, sondern sie werden verschieden sein. Verdeutlichen wir uns diesen Umstand ein wenig mehr. Denken wir uns den Gletscher als einen Hauptstrom, der aus dem Zusammenfluß mehrer Gebirgsflüsse entsteht, so wie jeder dieser Gebirgsflüsse wieder aus der Einmündung von Nebenflüssen sein Wasserquantum erhält, — denken wir uns ferner, daß nun jeder dieser Nebenflüsse von seinen ihn eingrenzenden Felsen-Ufern Gesteinsfragmente aus dem Gebirge mit herunterbringt, so würden diese, weil das Wasser in seinem Laufe sich vermischt, wahrscheinlich die mitgebrachten Steine auch untereinander mengen. Die Gletscher aber, als feste Eiskörper (wenn wir das Bild eines Strom-Systemes festhalten) vermischen sich nicht, wenn sie im breiten Gletscher-Hauptthale zusammenkommen,

wie das bewegliche, flüssige Wasser, sondern setzen ihren Weg neben einander, wenn auch scheinbar als vereinigte große Eismasse fort, und die auf denselben liegenden, langen Trümmergesteins-Linien (die Moränen) zeigen weithin an, aus wie viel Seiten- und Nebengletschern der Hauptgletscher zusammengesetzt ist. Darum bleiben auch die, aus den verschiedenen Thälern stammenden Gesteine geschieden. Und darum wurden von den einstigen Riesengletschern die durch diese beförderten erratischen Blöcke je nur auf derjenigen Thalseite abgelagert, welche mit den tiefer im Gebirge liegenden Seitenthälern korrespondirt. Wir finden solche erratische Gesteine aber auch an der Südseite der Alpen. Die lombardischen Binnengewässer des Lago maggiore, des Comer- und Garda-Sees sind an ihren Ausfluß-Enden von ganz ähnlichen Blockwällen geschlossen wie der Züricher-, Sempacher- und Baldegger-See in der Schweiz. Außerdem zeigt sich das erratische Phänomen auch in dem Gebiete anderer Gebirge; die Pyrenäen, das schottische Hochland, die schwedischen Kjölen, die Vogesen, die Cordilleren Amerikas haben eben so gut ihre Wanderblöcke wie die Alpen.

Diese auf beiden Hemisphären auftretende Erscheinung zusammengefaßt, führt demnach zu der Annahme, daß einst eine Periode allgemeiner Erkältung und Vereisung existirt haben muß, die wohl das jüngste Ereigniß im Bildungsprocesse unseres Erdkörpers war. Denn wo man auch solche Irrblöcke findet, immer zeigen sie sich als das letzte Ablagerungsmaterial, das erst dann an seinen gegenwärtigen Standort gelangte, als das Alpengebäude mit seinen Thälern und Schluchten, Flußbetten und Seebeden schon, wie wir es heute sehen, bestand.

Karrenfelder.

Wer ergründet der Schöpfung heilige Kraft,
Die in ihren ewigen, weiten Kreisen
Durch Zerstörung wieder Neues schafft?
Maltiz.

Auf jene verlassenen, vegetations=entblößten Gegenden der tropischen Zone, auf die unübersehbaren Sandfelder Afrikas und Asiens, übertrug der Sprachgebrauch ausschließlich die Schilderung Moses vom Aussehen der Erde am ersten Schöpfungstage und nannte diese unheimlichen, gluthdurchwehten Flächen vorzugsweise „Wüsten“. Auch die Alpen haben ihre Wüsten, ihre Reviere des scheinbar vollendeten Naturtodes, wo die Tributkraft der ewigen Gebälerin erstickt; aber sie stellen sich in ganz anderer Form, unter anderen Umständen, mit wesentlich anderem Material dar, als die Saharen. Gewöhnlich sucht man sie droben über der Schneelinie, in den unversiegbaren Firnsmulden und auf den Gletscherhängen, wo die durchbringende Kälte jede organische Entwicklung im Keime zu zerstören droht. Wie aber eine spätere Schilderung unseres Buches zeigen wird, sieht es da droben in den Eismagazinen keinesweges so erstorben aus; im Gegentheil, die Lebenspulse der Erde durchzittern auch diese Einöden in regelmäßigen Schlägen, und ein still geschäftiges Treiben arbeitet, kaum erkennbar aber stetig, im Dienste des großen wunderbaren Naturhaushaltes, um die diesem Theile gewordene Aufgabe zu erfüllen und zur Erhaltung des Ganzen beizutragen. Hier also werden wir das Analogon nicht zu suchen

haben. Und in der That, es giebt noch ödere, noch weit abgestorbene Gegenden im Gebirge als die Schneewüsten, — große, weit ausgedehnte Strecken in unbetretenen Wildnissen, die, von jeder Vegetation entblößt, in ewig starrer Resignation daliegen; dies sind die Schratten- oder Karrenfelder, von den Romanen „Lapiaz“ genannt.

Droben im Gebirge, seitwärts der begangenen Pässe und belebten Alpweiden, in der Kalkzone bei einer Höhe von 4000 bis 6000 Fuß, liegen kahle, nackte Steinflächen, oft stundenlang, fast horizontal ausgebreitet, die so zerfurcht und von tief ausgewaschenen Hohlkehlen durchkreuzt sind, daß sie aussehen, als ob ein wogendes Meer mit seinen Wellenhügeln plötzlich hier verfeinert wäre und ein unentwirrbares Netz aufgekipelter Wogen zurückgelassen hätte. Mitunter sind sie so schreckhaft zerklüftet und von klastertiefen Rinnen ausgefressen, daß es unter allen Umständen unmöglich ist, über dieselben hinweg, sei es im Sprung, durch Klettern oder im Balancierschritt, einen Weg ausfindig zu machen. Denn die zwischen diesen Vertiefungen stehenden gebliebenen Gesteinsreste laufen wie schmale Dämme, scharf, wie die Schneide eines Messers, nebeneinander her, brechen plötzlich ab und werden von breiten Querkanälen durchschnitten; bald wieder sehen sie aus wie Kämme, deren einzelne Zinken in den verschiedensten Höhen abgebrochen sind, eine wie von riesigen Instrumenten nach allen Richtungen zerhackte, hohlgeschabte, ausgemeißelte Fläche, ein steinernes Splitter- und Bodenmeer voll der bizarrsten Formen, die nicht selten an die Gletschnadeln erinnern. Dazwischen tiefen sich trichterförmige Löcher ab, oder sie versinken wie schief ins Innere sich verlierende Kanäle; — dann wieder öffnet sich ein mehrer Klastern breiter, ausgehöhlter Kessel, dessen Boden wie der eines Siebes durchlöchert ist. An anderen Stellen scheint in diesem Chaos wieder ein gewisses Formengesetz bei der Erosion gewaltet zu haben, denn die Trümmermassen gewinnen beinahe das Ansehen des Zellenbaues in den Honigtafeln der Bienenstöcke, weshalb der Hirt sie auch bezeichnend „Steinwaben“ nennt. Summa, es ist ein Urbild der schrecklichsten Zerstörung im Kleinen.

Dies Alles ist ein Resultat der Verwitterung, des unmerklichen Verlepsz, Die Alpen.

aber erfolgreichen Ausschleifens durch Gletscher-, Schnee- und Regenwasser, der ausdörrenden, sprödemachenden Sonnenhitze und der zerspaltenden, auseinander-treibenden, absprenghenden Kälte, der vollsten ununterbrochenen Einwirkung der Atmosphärischen auf den Gesteinskörper. Und weil gerade an diesem Kalk sich mehr als an jedem anderen die Verwitterung zeigt, und weil selbst die in demselben enthaltenen Muscheln nur fragmentarisch, zertrümmert vorkommen, so haben die Geologen denselben vorzugsweise „Rudisten-Kalk“, oder nach den organischen Einschlüssen auch „Caprotinen-Kalk“ genannt. Außerdem führt er auch noch die volksthümliche Bezeichnung „Schratten-Kalk“, weil Schratten beim Aelpler so viel wie „Bergrisse und Spalten“ bezeichnen, — vielleicht durch Versetzung des „r“ aus dem schrift-deutschen Worte „Scharte“ entstanden. Weil endlich an den kahlen, nackten Felsenflächen, besonders im Kanton Unterwalden, die Rudisten auffallend hervortreten und sonderbare, ungewöhnliche Figuren auf dem Fond des Gesteines formiren, so nannte man dasselbe auch „Hieroglyphen-Kalk“.

Offenbar ist die Auflösllichkeit dieses Kalkes eine sehr verschiedene, wodurch die Zerspaltung entstanden ist. Da auf diesen morschen Felsenknochen, die im Sommer unerträgliche Hitze rückstrahlen, auch nicht ein Stäubchen fruchtbarer Erde haftet, — da ferner das im Frühjahr, während der großen Schneeschmelze, in der subalpinen Region entstehende oder nach Regengüssen sich sammelnde Wasser durch die ausgewühlten Rinnen und Löcher sofort spurlos in die Eingeweide der Berge hinabfällt, um am Fuße derselben als Quelle hervorzusprudeln, so ist es erklärlich, daß diesen Flächen jede Bedingung fehlt, um Pflanzen, und wären es die genügsamsten, zu ernähren. So weit das Auge über die trostlose, bleiche, einsame Felsenfläche schweift, sieht es traurig, erstorben aus. Wo aber keine Blume blüht und ihre Honigkelche öffnet, da summt auch kein Insekt, da gaukelt kein Falter, schwirrt kein Käfer, — wo kein Kräutchen, kein Grashalm sich in die Felsenspalte einzuklammern vermag, selbst nicht einmal Moose ihr mageres Leben fristen können, da rastet auch nicht das kleinste Höhlenthierchen, — und wo Weg und Steg so zerstört sind wie in diesen Karrenfeldern, da verirrt

sich kein Gratthier hin. Sogar die Vögel scheinen diese Stätte der Verwilderung zu fliehen, denn nie sieht man Schneekrähen oder Bergbohlen, Steinhühner oder Flußlerchen, Falken oder Adler auf dieselben sich niederlassen. Somit dürfen die Schrattenfelder sehr füglich die Wüsten der Alpen genannt werden. — Wo dagegen die Karrenfelder an die Weiden angränzen, wo also angeschwemmte Erde in den Vertiefungen sich abgelagert hat, da entwickelt sich auch die üppigste Vegetation, die man in den Alpen finden kann. Solche Stellen dienen oft den Wurzelgräbern als beste Fundgrube ihres gefährlichen Erwerbes.

Wie überall, wo Düsteres, Unerklärliches, Außerordentliches sich zeigt, der Volksglaube die Einwirkung übernatürlicher Kräfte voraussetzt, so nimmt auch hier die Erklärung ihre Zuflucht zu bösen Geistern und infernalischen Mächten. Zwerge und Erdgnomen, vom Volke „Schrättli“ genannt, sind's, die die Steine so ausbohren und durchbrechen; ihnen ist der feste Erdkörper ein „Nichts“, durch welches sie wie die Schärmmäuse sich durchwühlen. Eine andere Ueberlieferung erzählt: die Schrattenfluh im Entlebuch (Nuzern) sei ehemals eine der schönsten Alpenweiden im Lande gewesen und habe zwei Brüdern gehört, welche dieselbe gemeinschaftlich verwalteten. Als darauf Einer von Beiden blind geworden sei, da habe man Theilung des Gutes beschlossen und die Ausföhrung dem Gesunden übertragen. Dieser aber habe den blinden Bruder übervortheilt, die Marksteine falsch gesetzt und sich den größten und schönsten Theil der Alp angeeignet. Wie solche Kunde dem Blinden überbracht worden sei, habe dieser seinen Bruder darüber zur Rede gestellt. Der Ungerechte aber habe sich vermessen und geschworen: „Der Teufel solle ihn holen und die Weide zerreißen, wenn er nicht ganz ehrlich getheilt habe.“ Da sei denn ein furchtbares Wetter entstanden, der Berg habe gebebt, Satanas sei erschienen und der Schwur in Erfüllung gegangen. Der Teufel habe allen Rasen und nutzbares Erdreich vom Berge abgestreift, und zwar so begierig und eifrig, daß man noch heutigen Tages die Spuren seiner Krallen im Gestein als jene Rinnen erblicke. Während die Weide des Blinden unversehrt blieb, verfiel der Andere der Hölle.

Es liegt, lassen wir das Motiv der Erzählung außer Spiel, tiefer und wahrer Sinn dieser Sage zu Grunde. Die unverständige Menschenhand, welche die Berge ihrer Wälder so beraubte, daß der Boden kahl, den Zerstörungen durchs Wetter preisgegeben wurde, war die Teufelsfaust, welche den Berg verwüsthete.

Man suchte die Karrenfelder als Resultate der einstigen großen Gletscher-Erosion darzustellen, zumal sie oft mit anderen unverkennbaren Gletscherspuren in Verbindung auftraten. Genauere Untersuchungen haben jedoch die Unhaltbarkeit dieser Hypothese zur Genüge nachgewiesen. Der Gletscherschliff, dessen im Abschnitt „Granit“ schon Erwähnung geschah, hat gerade die Eigenthümlichkeit einer gleichmäßigen Abnutzung und Abrundung der Gesteine, während ein ächtes Schrattenfeld die Unregelmäßigkeit und Ungleichheit selbst ist. Die bedeutendsten, größten und ausgeprägtesten schweizerischen Karrenfelder liegen in den Kantonen Appenzell, St. Gallen, Glarus und Schwyz; das renommirteste und besuchenswertheste ist das auf der Silberen.

Nagelfluh.

Geheimnißvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.
Goethe.

Wenn Du, lieber Leser, auf deiner sommerlichen Schweizerreise, über den Bodensee kommend, bergwärts wanderst, durchs fröhliche Appenzeller Ländchen, oder durch das industrielle, freundliche Toggenburg, oder noch mehr westwärts durchs behäbige Emmenthal und Entlibuch, — dann fällt Dein Blick oft auf Felsenwände, die dem üblichen Begriffe nach nicht eigentlich Felsen sind, weil sie wie Frontwände großer Kiesgruben aussehen.

Dieses sonderbare Gebilde ist „Nagelfluh“, ein Anschwemmungs-Produkt, ein aus Geschiebe und Kollsteinen komponirter Natur-Füllbau, eines der jüngsten Schuttgesteine, die wir kennen. Die Nagelfluh kommt in mächtigen Massen und stundenweit verbreiteten Flächen bloß an der nördlichen Abdachung der Alpen vor und gestaltet hier die ersten Anhöhen und Berge. Am und im Jura ist ihr Auftreten nur sporadisch. Außerdem zeigt sich Nagelfluh nur noch in Vorder-Indien.

Dieses den sogenannten „Puddingsteinen“ verwandte Konglomerat besteht aus mächtigen, oft sogar bis zu mehreren Tausend Fuß Dicke anwachsenden Schichten abgelagerter Kollsteine, die mittelst eines kalkhaltigen, unter Säuren aufbrausenden Cementes mitein-

ander verbunden sind, — mitunter so außerordentlich fest, das beide Theile eine gleichmäßig harte Masse bilden und beim Sprengen in glatter Fläche spalten, so daß der Bruch ebenmäßig durch Cement und Kollsteine geht. Diese Festigkeit ist so bedeutend, daß man die Nagelfluh einiger Gegenden, wie z. B. die unter dem Namen des Degersheimer und Solothurner Marmors bekannten Arten, zu Werken der Bildhauerei, zu großen Brunnenbecken und monumentalen Arbeiten, ja sogar zu Mühlssteinen benutzt hat. Die Größe der in den Cement eingebackenen Kollsteine variiert außerordentlich; man findet deren, die wie winzige Hirsekörnerchen nebeneinander liegen und somit der Schicht das Ansehen eines grobkörnigen Sandsteinlagers geben, und wiederum solche von dem Umfange großer klastischer Blöcke.

Dies Alles würde aber die Nagelfluh noch zu keinem besonders interessanten Naturprodukte machen, wenn nicht ein paar Umstände dabei noch vorwalteten, die bisher noch keine genügende Aufklärung fanden. Die Nagelfluh besteht nämlich, wie eine jede Kiesgrube, aus den verschiedenartigsten, kugelig, oblong oder flach-rundlich abgeschliffenen Gesteins-Fragmenten. Je nach ihrer Farbe und qualitativen Zusammensetzung hat man sie in die beiden Hauptgruppen der bunten- und der Kalk-Nagelfluh abgetheilt. Zur bunten Nagelfluh gehören jene Konglomerate, welche, wie der Name schon sagt, in reicher Farben-Mosaik prangen. Da finden wir rothe Porphyre neben hellleuchtenden Granit-Kollsteinen, schwarzgrün getigerten Serpentin neben goldboferfarbigem, abgerundeten Kalkstein-Gerölle und fleischfarbig geäderten Feldspath-Bröckchen, — ein schönes, reiches Bild bunter Gruppierung der verschiedenfarbigsten Gesteine. Minder brillant sieht die Kalk-Nagelfluh aus. Bei ihr sind gebrochene graue, blaue und schwärzliche Töne vorherrschend; doch giebt es auch solche, die davon abweicht, wie z. B. die Nagelfluh am Fuße des Speers bei Wesen am Wallensee. Unmittelbar hinter dem Bahnhof in Wesen kann der. Kuriositätenfreund sich Bruchstücke dieses Naturspieles auflesen.

Der eine bis jetzt noch unerklärt gebliebene Umstand beruht nun darin, daß man Geschiebe von Felsarten (und zwar in Menge) darin findet, welche entweder in den Alpen gar nicht — oder doch

nur in den südlichen Thälern derselben vorkommen (d. h. deren heutige Flußgebiete gegen Süden auslaufen, wie das der Rhône, des Ticino und Inn), — oder daß Geschiebe von Gesteinsarten wieder glänzlich in der Nagelfluh fehlen, die man in großer Menge darin erwarten sollte, weil sie in den Alpen außerordentlich reichlich vorhanden sind. Es bleibt somit nichts Anderes übrig, als anzunehmen: daß die Kollsteine der Nagelfluh von Gebirgen herrühren, die bei einer der großen Erdumwälzungen gänzlich zertrümmert, dann durch die Friction in den Fluthungen des Urmeeres abgeschliffen und gerundet, hierauf in gewaltigen Schichten abgelagert, von Cementschlamm umhüllt und endlich bei der Hebung der Alpen mit aus den Meerestiefen emporgehoben wurden.

Eine zweite noch interessantere, aber auch noch minder erklärliche Erscheinung ist die der *Impressionen*. Sucht man nur einige Augenblicke an bloßgelegten Kalk-Nagelfluh-Felsen, namentlich an solchen, deren Bindemittel nicht zu hart ist, so daß man die Kollsteine leicht aus ihnen herauslösen kann, so wird man von letzteren Exemplare finden, welche tiefe, muldenförmige Eindrücke von ihren unmittelbaren Nachbarn erhalten haben, etwa so, als wenn man in frisches, geknetetes Brod irgend einen beliebigen harten Gegenstand eindrücken würde. Nun sind aber beide Steine in der Regel von gleich harter Masse, und der Stein Nummer Zwei, welcher die Impression in dem von Nummer Eins hervorbrachte, erhält an einer anderen Stelle von einem dritten Nachbar selbst wieder ganz ähnliche Quetschungen oder Vertiefungen. Da man nun doch annehmen muß, daß die Kollsteine, ehe sie rundlich abgeschliffen wurden, bereits hart und spröde waren, so ist es schwer erklärlich, wie sie von gleich harten Nebentörpern solche Eindrücke empfangen konnten.

Wollte man annehmen, jene Kollsteine seien zur Zeit ihrer Ablagerung noch in ziemlich weichem Zustande, somit leichter empfänglich für Impressionen gewesen, so muß man einen gleichen Härtegrad auch bei denjenigen Steinen voraussetzen, welche die Eindrücke hervorbrachten. Zwei gleich weiche Körper aber werden bei Pressungen sich wohl abplatten, nicht aber der eine in den anderen eindringen. Hierzu kommt noch eine andere Erscheinung,

welche unzweifelhaft darauf hinweist, daß alle Nagelslufsteine vor ihrer Umhüllung mit Cement schon sehr erhärtet waren; dies ist die spiegelglatte, gestreift-glänzende Politur vieler derselben an verschiedenen Stellen. Man findet Exemplare, die, wie vom Steinschleifer behandelt, in der Sonne weithin blitzend strahlen, gleich blanken Glascherben, — andere, die scharf geritzte, funkelnde, in Menge nebeneinander liegende Linien zeigen und den körnigen Kalkstein an der Oberfläche fast wie faserigen Asbest erscheinen lassen, — und noch andere, an denen das Wunderlaboratorium der Natur so energische Einschnitte hervorgebracht hat, als ob die Steine mit einem diamantenen Hohlhobel ausgekehrt worden wären. Die meisten dieser Politurstreifen tragen metallischen Glanz. Unzweifelhaft rührt die ganze Erscheinung von der Hebung der Massen oder einem von den Alpen ausgeübten Seitendruck her, wobei die Steine mit unberechenbarer Vehemenz über einander hingslitten und sich gegenseitig, durch die Friktion erhitzt, abgeschliffen. Kurzum eine Welt im Kleinen, voll abenteuerlicher Phantasmagorien, entfaltet sich hier dem staunenden Blicke. Und doch ist's nur ein unscheinbares Bröcklein aus dem großen Trümmerhaufen einer untergegangenen Welt und erinnert an Byron's Manfred:

— — Berge sind gestürzt,
 Wolken zerflüthend, mit gewaltigem Stoß
 Die Bruderalpen schütternd! — angefüllt
 Das grüne Thal mit der Zerstörung Trümmern,
 Gedämmt die Flüsse durch den jähen Sturz; —
 In Nebeln hob sich das gepreßte Wasser,
 Und neue Gänge grub sich der Quell! —

Der Goldaner Bergsturz.

Das Lebenszeichen des Lebens ist Zerstörung.
Gutzkow.

Unser Erdkörper ist in einem ununterbrochenen Zertrümmerungs- und Wiedererzeugungs-Prozeß begriffen. Der Kreislauf alles Stoffes, den wir am Deutlichsten im Keimen, Wachsen, Absterben und Verwesen der Pflanze erkennen, weil er innerhalb eines kurzen, unserem Wahrnehmungsvermögen naheliegenden Zeitraumes vor sich geht, findet eben so, aber in großen, Jahrhunderttausende umfassenden Epochen, am Fundamental-Gebäude unserer Erde statt; nur stellt er hier weniger einen eigentlichen Stoffwechsel, als vielmehr einen Formenwechsel dar.

Diese umgestaltende Thätigkeit und die durch dieselbe herbeigeführte allmälige Formveränderung unserer Erdrinde kann unser Auge nur da erkennbar wahrnehmen, wo die im Dienste der Naturkräfte stehenden Bewegungsmittel am Großartigsten sich entfalten: zunächst am Strande und im Gebirge.

Am Ufer des Meeres, der Binnenseen, ja sogar der Flüsse, sehen wir neue Ablagerungen von angeschwemmten Erd- und Gesteins-Substanzen, sogenannte Strandbildungen entstehen, — aus dem Grunde der ozeanischen Gewässer neue Inseln auftauchen, also das Gebiet des Festlandes sich vergrößern, während an anderen Orten das ununterbrochene Arbeiten der Wellen, die Brandung, allmählig feste Felsenwände auswäscht oder ganze Stücken Uferlandes losreißt, um sie in die Tiefe zu versenken.

Dieses Ausbehebungsbestreben zeigt sich im Gebirge bei Weitem in drastischeren Erscheinungen. Jedes rasche Schmelzen des Hochgebirgsschnees im Frühjahr, jedes heftige, mit großen Regengüssen verbundene Gewitter, jeder Gletscher auf seinem Rücken, sendet aus den Höhen alljährlich eine Anzahl von Gesteinstrümmern in die Schluchten und Tobel, auf die Alpweiden und in die Thalgelände und die an deren Füße liegenden See- und Meeresbecken hernieder, die, wenn wir die Wahrscheinlichkeitsrechnung zu Hülfe nehmen wollten, innerhalb irgend einer großen Zeitfrist unter Mithülfe der Atmosphären ebenfalls zu einer völligen Ausbehebung von Berg und Thal führen müßten, wenn nicht inzwischen neue, ungeahnte Katastrophen eintreten, die einen Strich durch unsere Rechnung machen.

Der Alpenbewohner nennt derartige Ereignisse und die davon verwüsteten Gegenden „Rüfe“, „Steinrieseten“, „Gante“ oder „G'schütten“, und in jedem größeren, von etwas steilen Bergwänden eingeschlossenen Thale der Schweiz, Tyrols und der übrigen Alpenländer kann man solche, versteinerten Strömen gleichende, aller Vegetation entbehrende Trümmervüsten erblicken. Bei heftig niederbrausendem Hochgewitter versanden und überdecken sie mit ihrem Schutt binnen wenig Stunden zuvor fruchtbares, werthvolles Ackerland oder kräuterreiche Matten und zerstören deren Ertragsfähigkeit auf viele Jahre hinaus.

Diese sind nicht zu verwechseln mit den eigentlichen Felsenstürzen und Bergrutschen, welche von Zeit zu Zeit die Alpen heimsuchen und zu den furchtbarsten Naturereignissen gehören. Fast alle werden mittel- oder unmittelbar durch die Einwirkung des Wassers herbeigeführt. Entweder bohrt, frist und sprengt das, nur tropfenweise, in ganz unbedeutende Felsenpalten der härtesten Gesteine eindringende, im Winter gefrierende und durch die ausdehnende Kraft des Frostes den Spalt gleichsam wie mit einem Keil unmerklich erweiternde Wasser so konsequent und ausdauernd, daß die vom Muttergestein abgesprengten Felsenmassen, allmählig ihrer natürlichen Basis beraubt, im Frühjahr oder Sommer beim Schmelzen des eingedrungenen Eises endlich ihr Gleichgewicht verlieren und zu Thal stürzen, — oder die Reihenfolge und geringe

Festigkeit des auf einander lagernden Gesteines und dessen Abdachung (oder dessen „Fallen“, wie man in der Geologie sich ausdrückt), sind Ursache der Bergstürze. Letzteres kann nur in denjenigen Alpen vorkommen, die nicht aus krystallinischen Gesteinen (Granit, Gneis, Glimmerschiefer, Porphyr, Syenit, überhaupt Feldspath-haltigen Gesteinen), wie die Central-Alpen, sondern aus Sedimentbildungen (wie solche in der Schilderung des Alpengebäudes erörtert wurden) bestehen. Hier wirkt dann das Wasser direkt, und zwar das in großer Menge ins Erdreich und in die Steinschichten eindringende und dieselben auflösende Regen- und Schnee-Wasser.

Ganz besonders ist dies bei denjenigen Gebirgen der Fall, deren unterste Gesteinslage aus einer kompakten, wenig porösen Masse besteht, die das in die Tiefe eindringende Wasser nur in sehr geringem Grade aufsaugt, wie z. B. harte Leberfelschichten, Thonschiefer, derbe Kalk u. a. — Liegt nun auf dieser ein faulendes, leicht verwitterbares, zur Auflösung geneigtes Gebirgsmaterial, wie z. B. Mergel, — und über diesem wieder eine mächtige Schicht anderen Gesteines von geringer Dichte, wie Sandstein, Nagelschuf, oder überhaupt eine das Wasser filtrirende, gern durchlassende Felsart, so ist es eine ganz natürliche Folge, daß das Wasser entweder so lange durchsickert, bis es auf die unterste, dichteste Gesteinslage kommt und in unterirdischen Kanälen und Ritzen, der Abdachung des Felsen folgend, hinabrinnt, um aus tausend Erdarterien und Tropflöchern gespeist als Quelle wieder irgendwo zu Tage zu treten, — oder, wenn es sich nicht genügend Abzug verschaffen kann, zersetzt und löst es allmählig die leicht verwitterbare Mittelschicht auf und verwandelt diese in einen zähen Schlammbrei.

Jetzt hängt es vom Gange der Witterung und der örtlichen Lage ab, was aus dieser halbflüssigen Erdschicht werden soll. Tritt nach anhaltendem Regen sehr trockene Witterung ein, so verdunsten nach und nach die aufgeschluckten Wasser wieder, der Brei erhärtet, dörrt aus und die drohende Gefahr wird abgewendet. Treibt aber der Föhn oder der Westwind fortwährend neue Regenmassen ins Land, stemmt der aufgeweichten Schicht sich kein, von der Natur

selbst errichteter, dauerhafter Querdamm entgegen, bricht die abwärts drängende Masse durch, so entsteht eine Schlamm Lawine, die, wohin sie ihren trägen aber unaufhaltsamen Lauf richtet, wie die Lava des Vulkanes alles ihr im Wege Stehende einschließt, ausfüllt, ummauert und oft mehrere Klaster hoch überdeckt. Was sie erreicht, wird unrettbar zerstört. Von einem solchen Schlammstrome wurde im Juli 1795 ein großer Theil des reizend am Vierwaldstätter-See gelegenen Dorfes Wäggis vernichtet und in die Fluthen versenkt. Er kündete sich in der Nacht des 15. Juli durch ein seltsames, eintöniges Brausen an, das nach der Meinung des Volkes aus den Kellern zu kommen schien. Als es Tag wurde, sahen die Einwohner mit Entsetzen die dicke, dunkelrothe Schlamm Lawine mehrere Klaster hoch und wohl eine Viertelstunde breit, einem Ungeheuer gleich, gegen das Dorf sich heranwälzen. Ihre Bewegung war indessen so langsam, daß alle fahrende Habe von den Einwohnern geslichtet werden konnte. Volle vierzehn Tage dauerte es, bis die wandernde Schlamm-Masse das Seegestade erreichte; aber eine Menge Häuser und vortrefflicher Grundstücke wurden ein Raub des Ereignisses.

Solche Schlamm Lawinen aber, die keinen Ausbruch finden, werden mittelbare Ursache der Felsstürze. Die auf der Schlamm Lage stark geneigt ruhenden Gesteinschichten reißen vermöge eigener Schwere und Wucht sich los und gleitsen auf dem schmierigen Erdbreich der Tiefe zu.

Das empörte Weltmeer, der feuerspeiende Berg, die Schrecken des amerikanischen Urwaldes, der Samum in der Wüste sind Erscheinungen, die das Blut in den Adern starren machen können, — aber kein Sturm auf offenem Ozean, wenn den Seefahrer der Untergang aus tausend Wellengräbern anhäht, kein Ausbruch eines seine Feuergarben himmelan strahlenden Vulkans, kein Waldbrand des amerikanischen Urwaldes können entsetzenerregender wirken, als jener schreckliche Moment, in welchem der Gebirgsbewohner seinem Weibe, seinen Kindern und Nachbarn zuruft: „Fliehet! der Berg kommt!“ — Wo ein Bergsturz losbricht, da ist Alles, was im Bereiche seiner zermalmenden Gewalt liegt, fast im gleichen Augenblicke eine Beute des Todes, wo die Gefahr sich

ankündet. — Man denke sich jene Gebirgsmassen, welche seit Menschengedenken in todtter Ruhe wie ein Naturbau für urenige Zeiten zu Häupten der Menschen thronten, plötzlich, wie von unsichtbarer Hand ihrer stützenden Unterlage beraubt, in Bewegung — schaukelnd — sich lostrennend und mit Blitzesschnelligkeit auf das friedlich daliegende Thal niederstürmend.

Sold ein furchtbares Ereigniß zerstörte im Kanton Schwyz die Dörfer Goldau, Rötten, Busingen und Lowerrz binnen wenig Minuten durch den Einsturz des nördlich über diesen Ortschaften liegenden Roßberges.

Die Jahre 1804 und 1805 waren höchst regnerisch gewesen und ihr Nachfolger 1806 fuhr unverbroffen fort, wässerige Niederschläge im Ueberfluß und in ungewöhnlicher Fülle auf das Alpenland niederzusenden. Ganz besonders zeichnete sich in dieser Beziehung der Hochsommer durch anhaltende Landregen aus, welche am Ende des Augustmonats und namentlich am ersten September in eigentliche Wolkenbrüche auszuarten drohten.

Was der Erscheinung des Landregens im Gebirge ein viel unheimlicheres Gepräge als im Flachlande giebt, ist die tiefe Schwermuth, in welche die ganze Landschaft versunken ist. Die hohen Berge sind nicht sichtbar; Wolken haben sich wie graue Trauermäntel um ihre Schultern gehangen. Während schon bei hellem, lachendem Himmel nur ein geringeres Quantum Horizont in das Bergthal hereinleuchten kann als in das unbegranzte Flachland, — so wird dem bischen Tageshelle bei trübem Wetter vollends der freie Eintritt durch die Bergkolosse verfilmmert. Die Regenwolken mögen sich vielleicht nicht tiefer gegen den Erdboden nieder senken als wo anders auch; aber dadurch, daß man mittelst der nahestehenden Felsenmassen einen Maßstab für den Hochgang der Wolken erhält, wähnt man, die ganze Atmosphäre laste wie ein böser Traum auf der Gegend. Nicht selten ist's der Fall, daß Fremde bei solchem Wetter von einer Angst und Bangigkeit befallen werden, als ob ihnen das entsetzlichste Unglück bevorstände.

In dieser landschaftlichen Verfassung befand sich auch das Goldauer Thal, als unerwarteter Weise am Vormittage des

2. September, das Regenwetter plötzlich innehielt, während der Horizont einfarbig unwölkt blieb. Am frühen Morgen dieses Tages bemerkten Landleute, die auf der Höhe des Gnypenberges (der östliche Theil des Roßberges) und am s. g. „Spitzenbühl“ Ställe besaßen, ganz frische, weit auseinander klaffende Risse im Erdreich und an den Felsenwänden. Der Rasen war an manchen Stellen übereinander geschoben und in den benachbarten Waldungen hörte man von Zeit zu Zeit ein dumpfes Knallen, gleichsam als ob Wurzelwerk gewaltfam zer Sprengt würde. Daneben stürzte von einer Felsensluth am „Gemeinde-Märcht“ fortwährend Nagelsluth-Gestein hernieder; da aber solche Ablösungen stets im Frühjahr nach der Schneeschmelze und jederzeit nach heftigen Regengüssen zu erfolgen pflegten und die Bewohner des Röhner Berges schon längst an solches Krachen und Fallen gewöhnt waren, so legten sie auch diesmal den Kundgebungen wenig Werth bei und vermutheten höchstens, daß in einer tieferliegenden, ohnedies ziemlich wüsten Gegend sich eine „Brüche“ oder Erdschlupf ablösen möchte. Dieses Niederstürzen von Felsentrümmern unter fortwährend aufsteigenden Staubbewölkungen vermehrte sich indessen von Stunde zu Stunde, die Luft zitterte fortwährend, und die Anwohner des Roßberges in weitem Umkreise empfanden jederzeit die Erschütterungen des Bodens. Leute, die mit Kartoffelnhacken, Holzfällen oder Viehgaumen auf dem Felde oder den umliegenden Berghöhen beschäftigt waren, richteten, stets von Neuem aufgeschreckt, immer wieder den Blick nach dem Roßberge.

Am Spätnachmittage, es hatte auf dem Kirchturme zu Arth 4 $\frac{3}{4}$ Uhr geschlagen, öffnete sich plötzlich auf halber Höhe des sanft geneigten Berges, an der Rütli-Weide, eine große Erdspalte, welche zusehends weiter, tiefer, breiter und länger wurde. Der umliegende Rasenboden wendete sich selbst, so daß er, wie umgeackert, die braunschwarze Bodenkrume zu Tage kehrte. Zugleich begann der, in gleicher Höhe liegende Zanswald unheimlich lebendig zu werden. Zuerst schwankten die hohen, schlanken, ausgewachsenen Tannen, wie von unsichtbarer Hand bewegt, leicht hin und her, etwa so, als wenn im Sommer der Wind über das halbreife Korn hinstreicht, daß es zu wogen scheint. Diese wellenförmige Bewegung

wuchs, aber in widerstreitenden Rhythmen, so daß in dem unregelmäßigen und heftigen Schwanken die Stämme und ihre Baumkronen durch- und gegeneinander schlugen. Mit krächzendem Geschrei flogen dort nistende Walbvögel auf und eilten in flüchtenden Schwärmen gen Südwest den Forsten an den Abhängen des Rigi zu. Jetzt trug sich das schiebende Stoßen und Schwanken, das wellenhafte Steigen und Fallen auch auf den Rasenboden über; es sah aus, als ob riesige Schärmäuse denselben unterwühlten. Zugleich begann ein leise anhebendes Hinabrutschen der ganzen oberen Gegend, das immer erkennbarer und eilender wurde. Die Tannenwälder sträubten sich der raschen Bewegung zu folgen und erschienen — nach Aussage der Leute, welche das ganze furchtbare Phänomen vom Anfang bis zu Ende in bangster Aufmerksamkeit mit ansahen, — etwa so, als wenn man Haare wider ihre natürliche Wuchs- und Wurzellage kämmt.

In immer gesteigerteren Progressionen nahm die angsterfüllende Erscheinung zu; in immer weiteren Kreisen, in immer ausgedehnterem Umfange wurden angränzende Matten und Wiesgelände, Obstbaumgärten und Hofstätten sammt Stallungen, Menschen und Vieh mit in die ungeheuerliche Bewegung hineingezogen. Das Volk, welches den Grund und Boden, auf dem es geboren und groß geworden war, unter seinen Füßen weichen fühlte, schreckte entsetzt auf und flüchtete, seine Heimath zu verlassen. Da. — Donner und Knall! als ob die Ursfundamente der Erdrinde zerborsten wären, ein rasselnd-schmetterndes Krachen, als ob ein tausendzackiges Blitzbündel aus den verderbendrohenden Wolken auf einen Schlag zernichtend in die Grundpfeiler der Berge hineingefahren wäre und das Innerste der Gebirge zersprengt und zertrümmert hätte. Die Steinbergerfluh, eine Felsenmasse von mehreren Millionen Kubiklastern, sammt allem darauf stehenden Hochwald und die darunter terrassirt sich niedersenkende, mehr als hundert Fuß hohe Nagelfluh-Wand des „Gemeinde-Märcht“ waren eingestürzt. Dies war das Signal zu einem allgemeinen Zerstörungsakt; denn nun begann ein Schauspiel, welchem an furchtbarer Großartigkeit kaum eine andere Erscheinung zu vergleichen ist. In wildester Auflösung jagten Felsenblöcke und Steinplitter, Erdschlamm und Rasensegen,

Gesträuchsnäuel und Baumschäfte, Alles in bald hoch aufwirbelnde, bald fallende Staubwolken gehüllt, über die Berghalde dem Goldauer Thale zu. Ein Trümmerfragment schien das andere an Geschwindigkeit überholen zu wollen; es war ein Wettrennen der rohen Materie. Die chaotisch sich häufenden Sturzmassen, die hezende Schnelligkeit, die allgemeine Verwirrung wuchsen von Augenblick zu Augenblick. Hausgroße Gebirgsbrocken mit aufrecht darauf stehenden Tannen sausten, wie von dämonischen Fäusten geschleudert, frei schwebend, gleich fliegenden Vögeln, hoch durch die Lüfte; andere Felsenscherben ricschettirten wie Geschosse einer Riesenkannonade, von Zeit zu Zeit aufsetzend, immer wieder in hohen Bogen emporgeschleudert; noch andere prallten auf der Sturzbahn mit ihren Sturmesgenossen zusammen und zerspritzten wie die Funken weißglühender Eisenstangen unter der Wucht des Eisenhammers.

Binnen wenig Minuten waren über hundert Wohnhäuser und eben so viele Ställe und Scheunen zerstört; denn die ganze Halde des Roßberges, bis fast hinauf zum Gnypenspit, dessen äußersten Gipfel ein großes hölzernes Kreuz schmückt, war damals mit bewohnten Häusern überfüllt, und drunten im Thal zwischen dem Zuger- und Lomser-See lagen die begüterten Ortschaften Goldau, Büdingen und Lomz. Vierhundert und sieben und fünfzig Menschen fanden ein großes gemeinsames Grab unter dem Trümmerfelde.

Die Meisten der Verschütteten werden eines jähen Todes gestorben, ihr Körper zerschmettert worden sein. Aber wie Viele mögen auch in der Tiefe der Schutt- und Schlamm-Massen mit gebrochenen Gliedern oder völlig unverletzt, körperlich gesund noch Tage lang geschmachtet und der Erlösung entgegengehofft haben, um endlich in Verzweiflung dem qualvollen Hungertode zu erliegen? —

Die Summe der damals aus den genannten Ortschaften mittelbar durch Hülfe oder unmittelbar durch besonnene schleunige Flucht oder durch Abwesenheit vom Hause Geretteten beträgt etwa die Hälfte (220) der durch den Sturz ums Leben gekommenen. — Erschütternd und wahrhaftig tragisch ist das Schicksal einer Reisegesellschaft, welche den Rigi (in Voraussetzung baldiger Besserung

des Wetters) ersteigen wollte. Sie bestand aus Mitgliedern der Familien v. Diesbach, v. Wattenwyl und v. Steiger, den Herren Gebrüder May, Jenner von Breitenberg, einigen Knaben und deren Informator, einem Herrn Zahn aus Gotha. Am Spätnachmittage hatte die Gesellschaft Arth verlassen und wollte zu Fuß nach Schwyz wandern; die Besteigung des Rigi hatte man aufgegeben. Herr von Diesbach, die Gebr. May und der Lehrer waren einige hundert Schritt hinter der übrigen Reisegesellschaft zurückgeblieben und sahen dieselbe scherzend und plaudernd ins Dorf Goldau einwandern. Eben wollten auch die Zurückgebliebenen die verhängnißvolle Stätte betreten, als der Donnerton des Einsturzes sie erschreckte. Sie blickten hinauf, sahen die Masse in wilder Bewegung dem Thale zujagen und flüchten eiligst auf der Straße zurück, in der sichern Voraussetzung, daß ihre vorangegangenen Freunde ein Gleiches thun werden. Unweit des Punktes, wo sie erschöpft rasten, schlugen Steinhagel und Felsgetrümmer nieder. Als der entfesselte Aufruhr sich gelegt, eilen sie wieder dem nunmehr verschütteten Dorfe zu. So weit das spähende Auge blickt, — nur Zerstörung, nur Schuttwälle, nur wüstes Chaos, — kein Zeichen, nicht die mindeste Andeutung von dem nur zu gewissen Schicksal der verunglückten Freunde und Angehörigen. Der Schmerz der Zurückgebliebenen und ihr Jammer um den Verlust soll herzerreißend gewesen sein.

Noch jetzt bildet das Trümmerfeld von Goldau ein Wanderziel aller Reisenden, die den Rigi und den Vierwaldstätter-See besuchen.

Mehre Jahrzehnte hindurch sah die ganze Gegend, in welcher einst Goldau lag, erstorben, unheimlich-ruinenhaft, wie eine vom Fluch betroffene Stätte aus; bei Schritt und Tritt erinnerten Felsenscherben den Wanderer an den schaudererregenden 2. September 1806. Jetzt hat die Zeit gemildert, und die schmückende Hand der Vegetation jene traurigen, Erinnernden Eindrücke etwas verwischt. Die Trümmergesteine sind mit Moos und saftigen Saxifragen überkleidet, lustig wuchern Campanulen und weißer Steinklee aus den Rispengräsern zwischen dem Schutt hervor, — aufstrebendes Buschwerk und zerstreutes Tännicht überschatteten die

Felsenblöcke, und wenn kommende Generationen in das neue Jahrtausend übertreten, werden nur undeutliche Umrisse noch auf die große Grabesstätte hindeuten.

Längst über alten Schutt ist unermessen
Geworfen frischer Tristen grünes Kleid;
Gleich wie ein stilles, freundliches Vergessen
Sich senkt auf dunkler Tag' uraltes Leid.

(A. Grün.)

Der Bannwald.

Was unten am Stamm verrunzelt ward
In Knorren und Rissen rauh und hart,
Das blüht hoch oben süß und hold
Und trinket freudig der Sonne Gold.

Max Waldau.

Es giebt in der Welt der Organismen keine Erscheinung, die in so vollendetem Einklange mit der stillen Erhabenheit der Central-Alpen steht, wie der Gebirgs-Urwald. Der Grundbegriff vegetativer Beschaulichkeit und sinnenden, träumerischen Pflanzenlebens erhält durch ihn seinen höchsten sichtbaren Ausdruck; in ihm tritt uns noch das volle, freie Walten der Natur in großen, martigen Zügen entgegen. Der wohlbewirthschaftete, regelrecht gezogene und gepflegte Kulturforst des Tieflandes ist eine abgeschwächte Erscheinung gegenüber der patriarchalischen Würde und dem hohen, greisenhaften Ernst eines alten Bannwaldes in den Alpen. Beide verhalten sich zu einander wie die praktische, nüchtern-berechnende Neuzeit zu dem romantischen, urkräftigen, wilden Mittelalter. Denn in der That ragt der Alpen-Urwald als ein Stück vorzeitlichen Lebens in unsere Tage herüber, und mancher der mehrhundertjährigen Bäume war einst Zeuge der Großthaten, welche heute die Sage verherrlicht.

Nicht jeder Bannwald ist ein Urwald. Der letzteren giebt es eigentlich wenige mehr. Nur in den schwach bevölkerten und stark bewaldeten, großen Hochalpen-Kantonen Graubünden und Wallis

trifft man sie noch an, und auch hier nur in den Territorien derjenigen Gemeinden, welche Holzüberfluß haben, oder deren Wälder zum Theil so tief versteckt und unzugänglich im Gebirge liegen, daß die Transportkosten des Herausnehmens beim Abholzen den üblichen Marktwert des Holzes aufzehren würden. Dies ist namentlich der Fall in den umfangreichen, uralten Waldungen Unter-Engadins: im Val Sampuoir (der Gemeinde Schleins), im Scherenththal unterm Piz Mondin, im Lischana-Tobel am Piz St. Jon, in mehreren Seitenpartieen des Scarlthales, im Val Zeznina, in der Waldung Sursa salm des Linna-Thales und im großen Dubenwalde des Turtman-Thales im Wallis.

Bannwälder dagegen hat jedes Hochgebirgsdorf, das von jäh ansteigenden Thälwänden eingeschlossen und deshalb von Lawinen, Steinschlägen oder Erdrutschen bedroht ist. Der Bannwald ist eine durch die Umstände gebotene Vorsichtsmaßregel, nicht eine durch Holzüberfluß herbeigeführte Vernachlässigung des Forstbetriebes. Es giebt Gemeinden, die, in Folge schlechter Forstwirtschaft, entschiedenen Mangel an Brennmaterial haben, dasselbe kaufen, stundenweit aus anderen Gemeindewaldungen herbeifahren müssen, und dennoch nahe über ihren Häupten große Bannwaldungen stehen haben, die sie nicht abholzen dürfen. Ein Beispiel dieser Art giebt das Dorf Andermatt im Urserenthale mit dem darüber liegenden St. Anna-Walde.

Der Bannwald hat die Aufgabe, durch die Summe seiner hochaufliehenden, starken Baumstämme das Losbrechen und Herabrutschen der während des Winters sich anhäufenden Schneemassen, also die Bildung von Grundlawinen zu verhindern, nicht, wie man gewöhnlich glaubt, Lawinen, die bereits in Gang gekommen sind, wie ein Damm aufzubalten. Gegen letztere würde ein solcher Wald nur wenig Jahre Widerstand leisten; in jedem Frühjahr würden die oberen Waldesränder durch den jähen Anprall der Lawinen (die ihre regelmäßigen Abzugskanäle oder „Lawinen-Züge“ haben) stark beschädigt und die jeweilig verderbten Baumreihen wie Strohhalme umgeknickt werden; nach wenigen Jahrzehnten möchte ein wüster Holz- und Steintrümmerhaufen statt des schützenden Bannwaldes zu erblicken sein. Diese Vorkehrungsnothwendigkeit

sahen die Alpenbewohner schon vor Jahrhunderten ein und schonten deshalb die geeigneten Waldungen, legten sie „in Bann“, d. h. erklärten sie durch Gemeindebeschluß als unantastbar.

Die Forstkultur, welche bis in die allerjüngste Zeit gerade in den Hochalpen-Kantonen so zu sagen gar nicht existierte, konnte sich somit auch nicht auf eine rationelle Behandlung der Bannwälder erstrecken. Diese waren Prototype des sinnlosesten, schädlichsten Konservatismus. In der Meinung, daß durchaus kein Stamm gefällt werden dürfe, wurden die mehrhundertjährigen Bäume abständig, stürzten um und beschädigten durch ihren Fall nicht nur die nebenstehenden, jüngeren, kräftigen Bäume, sondern zerstörten auch dadurch, daß der Stock sammt Wurzeln und Ballen aus der Erde riß, die meist dünn auf den Felsen liegende Bodenschicht der Damm-Erde. Oder, wo der Windbruch ein Stück Wald warf, da nahmen die Gemeinde-Angehörigen gerade eben das Holz heraus, was ihnen momentan dienlich war, und ließen das Uebrige liegen, wodurch begreiflich die Regeneration, der junge, kräftige Nachwuchs sehr gehindert wurde. Darum sehen viele Bannwälder, namentlich in den Urkantonen und im Tessin, Wallis und Graubünden, entsetzlich wild und zerstört aus. Eine Wanderung durch einen solchen wird uns näher vertraut mit seinen charakteristischen Eigenthümlichkeiten machen.

Alle Bannwälder bestehen fast nur aus Nadelholz. Das Holz der Alpenbäume ist, weil es unter dem hindernden klimatischen Einflusse langdauernder Winter viel langsamer wächst, auch viel derber, zäher, fester, härter, engere Jahresringe absetzend als das des tiefliegenden, in fetter Damm-Erde wurzelnden, rasch wachsenden Waldes der Hügelregion oder des Flachlandes. Darum hat der Baum des Alpenwaldes nicht nur bei einem Alter, wo er drunten als schlagfähig und ausgewachsen angesehen wird, ein noch viel unausgebildeteres Aussehen, sondern sein Wuchs wird auch gedrungener, trotziger, widerstandsfähiger, ohne deshalb, wenn er nach Jahrhunderten seine möglichste Größe erlangt hat, niedriger zu sein als die Tanne, Färche und Kiefer des Tieflandes. Laubholz kommt in den Waldungen der Hochwälder äußerst wenig vor; die einzigen Laubbäume, welche hin und wieder einige Verbreitung haben, sind

der Berg=Ahorn und die weißstämmige Birke, die bis über 5000 Fuß ansteigen. Weiter hinauf, über die hier angegebenen Gränzen hinaus, hört die Waldform auf, die Bäume bilden keine geschlossenen Bestände mehr, stehen zerstreut umher und gehen endlich in sogenanntes Knieholz über.

Am Bedeutendsten ist das Leben der kleinsten und niedrigsten Pflanzen=Organismen, der Laub- und Lebermoose und der Flechten, in diesen Wäldern entwickelt. Von der wuchernden Fülle der oft mehr als Fuß hoch schwellenden Polster, welche die Moose am Boden große Strecken weit bilden, macht man sich kaum einen wahren Begriff. Alles überkleiden, umranken, bespinnen sie mit ihren reizenden, unendlich mannigfaltigen Formen: sie sind gewissermaßen das mildernde, verwischende, ausöhnende Element der Pflanzenwelt in diesen finsternen Baum-Labyrinthen, unter deren weichen Umarmungen die Trümmer allmählig dem Blicke entzogen werden und versinken.

Aus dieser dichten Moosdecke ragen die knorrigen, rissig-grauen Arven, die harzpendelnden, lustiggenadelten, schlanken Lärchen und ockerbraunen Tannen wie aus einem großen, warmhaltenden Winterpelze hervor. Nur an etwas lichterem Stellen und Waldblößen haben grüne Heidelbeersträucher und fed aufstrebende Zirkelgruppen von Farrenkräutern, und wo es noch lustiger und freier wird: das niedrige Gestrüpp des Zwerg=Wachholders, das Berg=Johanniskraut, das Weiden=Röschen mit seinen karminglühenden Kronen sich emporgekämpft und dominiren über die Moose.

Der Weg bergauf, durch das die Füße immer mehr umstrickende Moos, in welches man bis in die Kniee einsinkt, wird immer beschwerlicher. Bald versperrt ein entwurzelter, bleich vermodernder Stamm das Fortkommen. Er muß überstiegen werden. Es folgen noch ein zweiter, dritter und weiter hinauf ein ganzes Verhau, eine förmliche Natur=Barrikade. Gleich zerbrochenen Schwefelhölzern liegen die entschalteten, grau=vermodernden Todtenknochen des Waldes umher; — es ist das Schlachtfeld einer Laune, die der Frühling als donnernden Morgenruß seinen Kindern herabsandte. Daneben liegt die Bahn,

die sie durchfahren; die alten, bleichen, vermorschten Stämme, die ihre Umarmung tödtete, bezeichnen den Weg, an dem die Schleppe ihres Schneekleides hinstreifte. — Welch ein Bild der Zerstörung! Welch groteske, abenteuerliche Gruppierungen von zersplitterten Bäumen, übereinander gewälzten Gesteinstrümmern, hochaufgeworfenen Schuttwällen, durchwühlten Erdbäusen und Gestrüpp-Faschinen! Und wie geschäftig umklettern Flechten, Pilze und Moose die Gefallenen und saugen ihnen gierig die letzten Lebenstropfen aus.

Durch diesen improvisirten Natur-Plänterschlag weiter vorzudringen, ist fast unmöglich; zu Hunderten liegen die entwurzelten, zerspaltenen, gebrochenen Stämme umher, durch- und übereinander geworfen, und wehren mit den hinausstarrenden nackten Ast-Armen und den gegen die Wolken gefehrten Wurzelnorren jede Annäherung. Dazwischen aber sproßt junges, strammes Tännicht auf; ja sogar aus den Kumpfen der abgeknickten Waldbriesen strömt neues Leben und bestrebt sich zu grünen, zu regeneriren. — Einige Hundert Schritte seitwärts tieft sich ein Tobel ab, — der Gletscherbach rauscht dumpf herauf, — dort wird etwas besser fortzukommen sein.

„Tobel“ heißen in den Schweizer Alpen jene unangebauten, menschenleeren, kleinen Seitenthäler, oder zwischen hohe, bewaldete, felsentrüffte Berge eingeschnittene Schluchten, deren Tiefe ein Flußbett ausfüllt, so daß die Thalsohle für den Verkehr unpraktikabel ist. Die Wände fallen gewöhnlich sehr steil ab, und das Ganze endet in einer wilden, unbetretenen Waldung oder in einer jäh gegen den Gebirgskamm ansteigenden, öden, aller Vegetation entblößten, trümmerbedeckten Klüfte oder Kumpse. Es ist ein uralt-deutsches Wort, das schon in Noth's Psalmen vorkommt. Im Kanton Bern nennt man's „Krachen“, in den französischen Bergen „Gorge“. In diese wüsten, unheimlichen Tobel verlegt der Volksglaube den Aufenthalt böser Geister und gespenstischer Unholde. Die Bewohner der Umgegend von Bellinzona lassen im Sementina-Tobel die Seelen der Geizhalse, ungerechten Vormünder und Wucherer schmachten; der Leuter schreibt die Schlamm-Ergüsse und Verheerungen, welche aus dem Al-Graben hervorbrechen, dorthin verbannten Verfluchten zu; vom Skälara-Tobel weiß der Stadt-

Churer viel ungeheuerliche Sagen von polternden Dämonen, „Heerdmandli und Mooswybli“ zu erzählen, — und das s. g. Enzloch unterm aussichtreichen Napf im Entlibuch gilt ausschließlich als die Heimath abgeschiedener, reicher Blutsauger und Arme-Leute-Bedrücker; gemeiniglich werden sie nur die Thalherren genannt, und wenn Nachts der Sturm die Schlucht durchheult, daß die Tannen krachen und Felsblöcke prasselnd in die Tiefe stürzen, so sagt das Volk: „Es zieht ein neuer Thalherr ein!“ — An solchen Tobeln sind alle großen Alpenthäler sehr reich, ganz besonders aber die Graubündner Thalschaften Prätigau, Davos, Schanfigg, Unterengadin und Vorder-Rheinthal — das Wallis und Tessin. Gewöhnlich läuft der dieselben durchziehende Fußweg (wenn ein solcher vorhanden ist) in großen Krümmungen, der Grund-Disposition des Tobels folgend, auf halber Höhe hin, buchtet häufig weit zur Seite ein, sekundäre, tobelähnliche Mündungen umgehend, und senkt sich nur dann in steilem, holperigem, von kahlgelegten Wurzeln durchflochtenem Pfade zur Schluchtentiefe nieder, wenn er das Tobel durchschneiden muß.

Auch hier hat die Einsamkeit, aber wieder in ganz anderer Weise, ihre Stätte aufgeschlagen. Es ist hochromantische Wildniß, schaurig und doch anheimelnd, — auch ein Schauplatz der unablässig am Gebirgskörper nagenden Zerstörung, aber ganz anderer Art als alle übrigen. Bunte Gruppierungen in ungemeiner Formenvielfaltigkeit von herabgewälzten Granitblöcken, glattgeschliffenen Kalksteintafeln und kleineren Geschieb-Ablagerungen bauen sich im Bachbett auf, — ornamentale Phantasiespiele der Natur, über welche das krystallene oder leuchtend hellgrüne Waldwasser in Kas-kadellen herabplätschert.

Die Pygmäen der Pflanzenwelt, die Moose, Flechten und Saxifragen haben auch hier, auf den Felsen, sich wieder angesiedelt. Mit haardünnen Wurzelfingerchen klammern sie sich in den Gesteinsporen fest, bohren immer tiefer hinein, durchflechten dieselbe aufs Emsigste und umschlingen jede kleine Erhabenheit so innig, daß es oft Mühe kostet, solch einen kleinen Eigensinn von seiner Scholle abzulösen. Die Flechten saugen sich noch viel fester ein, — sie erscheinen gleichsam wie aus dem Felsen herausgewachsene minera-

liche Blüthen. Alle aber sind wieder andere Arten als jene auf den vermodernden Bäumen vorkommenden.

Der überschattete Pfad steigt längs des Tobels bergan. Wir versuchen ein zweite Waldbexcursion und dringen wieder in die Säulenhallen ein. Diesmal ist's kein moosiger Grund, auf dem wir emporklettern; hundertjährige Schichten von Tannen=Nadeln liegen übereinander, zu einem elastischen Boden in einander gefügt. Das eng-verästelte Dach ist so dicht geflochten, daß nur spärliche Lichtblitze von oben in die tiefe Waldnacht eindringen können; darum gedeiht auch das Moos nicht. Aber eine neue, höchst abenteuerliche Erscheinung überrascht uns: — in langen, zottigen Schöpfen hängt die graugrünliche Bartschlechte von den halbverdorrtten Ästen herab. Nicht ein Fädchen dieser müßigen Zottelpflanzen bewegt sich in der windstillen Mittagswärme; aber durchzieht nur ein leiser Lusthauch den Wald, dann schwanzt und schweift es unheimlich durch die tiefe Dämmerung, alle bestimmten Umrisse verschwinden, der ganze Einblick geräth in flirrende, huschende Bewegung und die „Älten vom Berge“ scheinen Leben zu gewinnen.

Der Empormarsch wird beschwerlich, weil immer steiler und glatter auf dem Genadel. Herabgerollte Felsenbrocken, Druiden=Altären gleich, zeigen sich hie und da. Ihre Summe wächst, der Wald lichtet sich, je höher, desto mehr, und bald stehen wir vor einem malerischen, mit schwerfälligen Moosteppichen überhangenen Trümmer=Chaos, halb Forst, halb Bergsturz. Wir stoßen auf die zweite Aufgabe des Bannwaldes: Schutzmittel gegen die s. g. Steinschläge zu sein. Auf und an den kahlen, verwitternden Gebirgsgrathen geschichteter Formationen sammeln sich die losgesprengten, abgeschüttelten Fluscherben an, das gleiche Trümmer=Material, welches auf den Gletschern die Moränen komponirt, und bedecken weit hinauf die Halden. Ein Theil derselben rutscht oder rollt beim Niedersturz weit hinab der Tiefe zu, und dies sind die Steinschläge. Mancher sehr frequente Weg im Gebirge würde nur mit Lebensgefahr passirbar, mancher Ort unbewohnbar sein, wenn er gegen diesen niederschmetternden Steinregen nicht durch einen Bannwald gesichert wäre. So häuft sich das Gesteins=

Material in der Höhe am Waldesrande an und bildet dort einen durch die Zeit von selbst sich aufbauenden schützenden Damm. Ein in malerischer und botanischer Beziehung prachtwoll mit Felsen-trümmern eines Bergsturzes dicht durchwürfelter, ernstster Wald dieser Art ist der Wasener Wald an der Gotthardsstraße. (Verlepsch Schweizer Reisehandbuch R. 68.)

Eine dritte Aufgabe der Bannwälder ist endlich auch noch: gegen Erdrutsche zu schützen. Das tief eindringende Wurzelwerk, welches durch die meist dünnen Schichten der aufgelagerten Dammerde in die Felsenritzen sich einkeilt, verhindert, daß bei heftigen und andauernden Regengüssen die aufgeweichte Erde abrutscht. Kahlschläge an solchen Stellen und Ausstochen des Wurzelwerkes haben schon zu den traurigsten Ereignissen geführt. Das Dorf Tschappina am Heinzenberge (Graubünden) ist gegenwärtig im Rutschen begriffen. Alljährlich verändert sich die Lage und GröÙe der Grundstücke, so daß die Besitzungen der Gemeindebürger trotz Vermessung und Gränzstein nie mehr festzustellen sind. Ob je eine drastische Katastrophe eintreten werde, ist nicht zu berechnen; vorläufig bewohnt das Volk die alte Scholle und rutscht mit derselben allmählig dem Thale zu. — Ähnlich ging es dem theilweise untergangenen Dorfe Userein oberhalb Schiers im Prätigau. Auch dort fing das Land an, in Folge der Ausrottung eines großen Waldes, zu wandern, der Rasen schob sich saltig übereinander, Bäume versanken spurlos, und am 18. März 1805 endete die Erscheinung mit dem Ein- und Absturz des halben Dorfes. Alle Alpenthäler haben schon mehr oder minder unter solchen Erdrutschen zu leiden gehabt.

So sieht's im Alpen-Bannwalde aus. Steigen wir über ihn hinaus.

Die Wettertanne.

— — ein schattiger Baum,
Der sächernd kühle Zweige bewegt,
Wenn dicht um ihn die Sonne den Raum
Mit glühenden Strahlenbüscheln durchsegt,
Und dessen gastlich breites Dach
Bebrängte labet in sicheres Fach.

(Waldbau.)

Licht! Luft! Wir treten ins Freie. Der obere Waldbgürtel liegt hinter uns. Er schließt zwischen 5000 und 5500 Fuß über dem Meere ab. Weiter bergwärts steigen nur kurzkräuterige, dichtbewachsene, frischgrüne Alptriften an, hie und da unterbrochen von vereinzelt ausgestreuten, kleinen Holzbeständen und einzelnen Tannen, Arven und Lärchen. Wie eine Tirailleurkette bringen sie gegen die Schneeregion vor, gleichsam die Rechte der Pflanzenwelt gegen den alten Urfeind alles Lebenden zu schirmen. Zu diesen kühnen Plänklern des Waldes gehört ganz besonders die Wettertanne.

Man spricht von Charakterbäumen, welche der Landschaft einen ihr eigenthümlichen Ausdruck, ein physiognomisches Gepräge geben; — die Wettertanne ist ein solcher; aber auch ein Baumcharakter, gewissermaßen eine persönliche Größe, ein aus der Menge bedeutsam hervortretendes Individuum. Ebenso wie der einzelne Bürger in seinem schlichten Wirkungskreise nur einen kleinen Theil des großen Ganzen, des Staates, ausmacht und in der Bevölkerung verschwindet, ebenso geht der einzelne Baum im Walde auf; er zählt nur in der Summe der Stämme mit und verschwimmt bei

geringer Entfernung in dem großen grünen Blättergewölbe in der sich durchflechtenden und umzweigenden Verästelung.

Anders die einzeln stehende, den Wald überragende Wettertanne; sie gleicht jenen Auserwählten, die durch Geist und Kraft, durch kühnes Werk und freie That aus der Summe ihrer Zeitgenossen bedeutend hervorstreten.

Es giebt wenig andere Bäume, die so frischen, freien Muth an der Stirn tragen, in so stolzer, strammer Eigenwilligkeit, in so freudigem Selbstvertrauen dastehen wie diese sturmzerzausten, verwitterten Hochlandstämmen. Erinnert die Eiche an jene eisenfesten Nordlandsreeken, von denen die Nibelungen und die Säger des Mittelalters uns Wunderdinge erzählen, so mahnt die derbe, trotzig Haltung der „Schirmtanne“ an die Kämpen von Morgarten und Sempach. Es ist eben ein Gebirgsbaum von der äußersten Wurzelfaser bis zur letzten Kronspitze.

Schon mancher tüchtige Forstbotaniker und Pflanzenphysiolog, der daheim in seinen wellenförmig gehügelten, prächtigen Staatswäldern wacker bewandert war, stand, wenn er, ein Neuling, in die Alpen kam, im ersten Augenblicke verlegen da und wußte nicht, wohin er diesen Sonderling rubriziren sollte. Denn der eigentliche Tannentypus ist an ihm oft ganz verwischt, wenn sich so kronleuchter-ähnlich mit aufwärts gebogenen Zweigen emporzupfist, als wär's der Bastard von einer Fichte und einer amerikanischen Agave. Und doch zirkulirt kein Tropfen solch' heißländischen Bluthaftes in seinen Adern, sondern reines, unverfälschtes, harziges Tannenblut, urgesund, „genährt vom ewigen Schnee“; — diese „Schirmtaxe“ (wie sie in den österreichischen Alpen genannt wird) ist nicht mehr und nicht weniger als eine schlichte, ächte Rothtanne, wie deren jährlich Millionen von den Holzknechten drunten für Bau- und Brennmaterial gefällt und zu Markte gefahren werden. Aber eine andere Schule des Lebens hat die Wettertanne durchmachen müssen als die verzogenen Weichlinge, die schlanken, jungfräulich-aufgeschossenen Nadelkäfte der Tieflandswälder, — sie hat sich ihr Emporkommen erkämpfen müssen, Zoll für Zoll, — und daher ihr oft abnormer Wuchs, davon die Narben in Holz und Rinde.

Die Wettertanne, die isolirt auf den Alpweiden bis 6000 Fuß

und in Graubünden sogar bis gegen 7000 Pariser Fuß emporsteigt, ist kein aufgespartes Ueberbleibsel einstiger Baum=Armeen dieser äußersten Baum=Vegetations=Zone; — sie ist ein im Selbstständigkeitstriebe erwachsener Einsiedler. Vor Jahrhunderten hat es da droben schon große Wälder gegeben. Mächtige Wurzelstorren und versunkene Stämme deuten auf verschwundene Forste hin. Fast allenthalben im Hochgebirge begegnet man solchen Baumgeipenstern einer vergangenen Waldgeneration, solchen Ruinen des Pflanzenreiches, die von ihrer Zeit berichten, in welcher es noch herrliche Hochforste gab, bevor der souveräne Unverstand und die merkantile Spekulation ihre barbarischen Streifzüge in die stille Alpenwelt unternahmen. Diese sturmgebrochenen, silbergrauen Denksäulen sind ausschließliches Eigenthum der Hochgebirgswelt, und zwar der freien Gebirgswelt, in welche die (bei der Thalwaldung nöthige) Censurscheere des Forstmannes, das Paragraphenthum und die Verordnungen des modernen Staates noch nicht hindrangen. Die rationelle Waldbirthschaft dürfte solch ehrwürdige Reliquien im wohlgeordneten Forsthaushalte nicht dulden, sie wären reglementswidrig. Drunten im Prinzipienlande muß die Natur produziren nach Art und Vorschrift, nach Berechnung und Maß, nach Ziel und Zeit, wie es der materielle Nutzen der Menschen verlangt. Hier oben im Gebirge waltet noch der ungehemmte, volle, freie Ausstrom der unerschöpflichen Schöpfungskraft, und diesem verdanken auch die Gränzposten der Wettertanne ihre Existenz.

Eine Wettertanne (im Romanischen „Pin“ oder „Sapins“, im Waadtlande „Gogant“ genannt) ist also ein vereinzelt auf der Alpenweide stehender Baum, der, wie schon aus seinem Namen hervorgeht, ein ingründlich verwettertes Aussehen hat. Meist ist's eine Tanne, deren schwere, weit ausreichende Ast-Arme schon wenige Fuß über dem Boden beginnen und, normal in verjüngtem Maße bis zur Krone sich wiederholend, ein dicht verfilztes Schutzdach gestalten; — oft aber auch ist's eine Baumfigur, die alle Gesetze des Tannenwuchses zu verspotten scheint. Während die freistehende Tieflandstanne an ihrem schlanken Säulenschaft ringsum in pyramidalen Symmetrie die horizontal abstehenden Aeste architektonisch gegliedert aufstuft, und ein jeder derselben in seiner elastischen Hal-

tung, in der so formschön, leicht nach oben gekrümmten, flachen Bogenlinie wieder ein Muster eleganten Wuchses zu nennen ist, zeigt diese Wettertanne in Aufgipfelung und Aufstellung ein völlig fremdes, neues Bild. Das scheint nicht ein Baum, nein! das scheinen sechs bis acht Bäume an einem Mutterstamm, eine ganze Tannenfamilie zu sein. Hier ist der kokett-geradlinige Schaft in eine derbe, knorrige Walze von gedrungenem, breitspurigem Wuchse umgewandelt. Man erkennt zwar das ehrliche Bestreben des senkrechten Emporwuchses noch; aber da hat die Ungunst äußerer Verhältnisse, da haben Stürme, Lawinen und Gewitter ohne Zahl so an ihr herumgezwickelt und verstümmelt und amputirt, daß sie über und über voll Risse und schwer vernarbter Wunden, voll Knoten und Mißgestaltungen geworden ist. Man könnte die Wettertanne einen Märtyrer der Baumwelt nennen, wenn mehr passives Element in ihr läge. Aber dieser Baum ist ein so widerspenstiger Gesell, wie man keinen zweiten findet, — der allen und jeden Hemmnissen und Chikanen zum Trotz doch seinen Kopf durchsetzt und, — wenngleich hundertmal am innersten Lebensnerv empfindlich, fast tödtlich getroffen, dennoch mit unverwüsthlicher Lebenskraft aufs Neue sich emporarbeitet. Ein köstlicher Bursch, so durch und durch voll Energie, so männlich-unbeugsam, — wie gesagt, ein Baumcharakter, an dem jeder rechte Mann seine Freude haben muß.

Und nun der Astbau! Ja, das ist ganz das gleiche, aktive Wesen, das nämliche „Durchsetzen à tout prix“ wie beim Stamm. Da will jeder kleine Zweig sein Selbstständigkeitsrecht behaupten und auf eigne Faust ein Stück Baum werden. Es ist eine Randzeichnung zu dem Sprichwort: „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen.“ — Ganz entgegen dem horizontalen Astwuchsbestreben der Tieflandstanne, hebt hier der Ast nach kurzer, waggerchter Lage sich plötzlich wie ein Schwanenhals und steigt nun senkrecht, gleich einer in der Luft wurzelnden kleinen Tanne empor. Aber diese Äste sind nicht rund um den Baum gleichmäßig vertheilt, sondern auf der einen Seite, wo der Blitz ihn gestreift und heruntergeschmettert, oder der Sturm ihn durchwühlt hat, fehlt's, — während auf der anderen Seite nur um so dichtere, intensivere Zweige und Nadelfülle erwächst. Hin und wieder ragen

dann auch verdrörte, völlig abgestorbene Astzacken dazwischen hervor und helfen, mit den daranhangenden Bartflechten, den Eindruck des Gesamtbildes nur noch um so wilder stimmen. Die Ursache dieser merkwürdigen Astbildung ist in vielen Umständen zu suchen. Entweder tritt die sogenannte „Trockniß“, eine Baumkrankheit, ein, welche die eigentliche Astspitze ausdörft, so daß dann die Haupttriebkraft in die Seitenäste tritt und einer derselben sich so entwickelt, daß er die anderen überholt und, lokal durch seine Nachbarn behindert, kerkengerade emporstrebt; — oder das weidende Vieh, namentlich Ziegen, in ihrer leidenschaftlichen Naschbegierde, nagen, so weit sie an der jungen Tanne hinaufreichen können, die äußersten Schößlinge ab, und der Ast, in seiner natürlichen Entwicklungsaufgabe gehemmt, sucht einen anderen Ausweg nach oben; — oder Schnee und Sturm drücken die Endzacke des Zweiges ab, oder der Blitz schlägt sie weg, — genug, Beraubung, Verstümmelung sind die Veranlassung nicht nur des abnormen Astbaues, sondern auch der buschigen, dichtstruppigen Nadelbelaubung. Weiter unten im geschützten Walde trifft man keine so verwiterte, ausgeartete Tannen.

Das Alter der meisten ist schwer zu bestimmen, indem die eigentlichen Veteranen oft kernfaul werden, und somit die Zahl der Jahresringe nicht zu bestimmen ist. Ueberdies werden höchst selten Wettertannen absichtlich gefällt, da sie für die Alpenwirthschaft sehr nützlich und ein treffliches Mittel gegen Lawinenbildung sind. Bedenkt man, wie auffallend langsam die Bäume in der Gebirgshöhe, selbst bei geschützter Lage, wachsen, so kann man sicher annehmen, daß es viele 300jährige Wettertannen giebt.

So borstig und brummig solch eine Wettertanne nun auch drein schaut, als ob sie mit allen anderen Bäumen in Haß und Hader lebte und deshalb in diese Einsamkeit sich zurückgezogen habe, — so sehr sie das leibhaftige Ebenbild eines alten, zerhaunenen, narbenbedeckten Kriegers ist, der hundertmal mit dem Tode auf der Mensur, doch immer wieder sich frei kämpfte, — ein so zuthunlicher, gastfreundschaftlicher Baum ist sie. Gerade wie man unter den alten Haudegen und Eisenfressern die gemüthreichsten und herzlichsten Kumpane findet, so auch bei diesen unter tausend Ge-

fahren und Nöthen grau geworden Baum-Invaliden. Sie ist ein Obdach und Asyl gewährendes, von der Natur errichtetes Hospitium, unter dessen Schutz sich das weidende Vieh flüchtet, wenn plötzlich schwarze Unwetter daherbrausen, Regenwolken strömend sich entleeren oder Hagelladungen in dichten Massen herniedererschmettern. Freilich fielen dann schon oft die schönsten Häupter einer Alpenherde unter solch einem Baume dem Gewitter zum Opfer, wenn der Blitz einschlug. Aber auch im sengenden Hochsommer, wenn die Sonne beinahe im Zenith steht und auf der ganzen großen Alpweide kein schirmendes Plätzchen zu finden ist, sucht das Vieh instinktmäßig die Wettertannen auf und lagert behaglich im kühlen, erfrischenden Schatten derselben. Diesem Doppeldienst, bei gutem und schlechtem Wetter, verdankt sie wahrscheinlich ihren Namen eben so sehr als ihrem Aussehen.

Steht nun ein solcher Berg-Veteran droben auf der Paßhöhe oder auf dem Scheitel einer Alpstaffel, oder dort, wo sich die Pfade kreuzen, als weithin sichtbares Wegzeigen, dann trifft sich's schon, daß sie zur zweiten Arche Noah wird; hochaufathmende Wanderer mit großen Alpenstöcken, schwitzende Lastträger, naturschwelgende Touristinnen mit großen Strohhüten und aufgelöstem Lockenhaar, bepacte Saumrosse und deren Führer rasten, allen Unterschied der Stände vergessend, mitten unter der hier Siesta haltenden Ruheherde, — ein uridyllisches Genrebild. Ja, wenn's rundum so brennend-sonnengelb auf der ausgebreiteten, herrlichen Landschaft lagert und die Gebirgsprospekte mit bläulich-schimmerndem Dustschleier überzogen sind, wenn Mücken, Käfer, Bienen und anderes fliegende, kleine Gefindel in belästigender Zubringlichkeit wonnetrunken umhersurrt und die vor Hitze zitternde Luft kein leiser Windhauch bewegt, dann liegt sich's paradiesisch wohligh im Schatten der gastlichen Wettertanne.

B'hüt' euch Gott, ihr braven, tapfern Wettertannen!

Legföhren.

Wie steh'n auf hoher Alpenfluh
So klein die Bäume da!
Sie werden nied'rer immerzu,
Je mehr dem Himmel nah,
Sie legen ab der Kronen Stolz,
Des Wipfels rauschend Laub,
Den schlanken Stamm, das volle Holz,
Und beugen sich zum Staub.

(Stoeb er.)

Jede Pflanze hat ihre Vegetationsregion, ihre horizontalen und vertikalen Existenzbezirke, innerhalb welcher sie mit Erfolg leben, gedeihen und sich fortpflanzen kann; über diese Gränzen hinaus fehlen ihr die bedingenden Elemente zum Bestehen, sie verkümmert, siecht, wird zur Krüppelform oder stirbt gänzlich ab. Diese Erscheinung zeigt sich tausendfältig; sie ist die Grundlage der Pflanzen-Geographie. Die Bedingungen der flächenhaften Verbreitung berühren uns bei dem Pflanzenbilde, welches wir auf den nächsten Seiten betrachten wollen, nicht; wir haben es mit der Verbreitungsfähigkeit der Pflanze nach der Höhe der Bodenlage zu thun.

Es ist bekannt, daß die Weinrebe in Mittel-Europa über 2300 Fuß ihre Trauben, selbst in sonniger Lage, nicht mehr reifen kann, — daß der Nußbaum bis zu circa 3000 Fuß, — das Kernobst nur bis etwa 3500 Fuß zu steigen vermag, und daß die Garten-

und Getreidefrüchte des Flachlandes in den rauhen Alpen über drei bis viertausend Fuß nicht mehr gedeihlich fortkommen; kleine, durch lokale Umstände begünstigte Experimente können hier nicht in Betracht gezogen werden. Dieses Einhalten gewisser Höhengränzen zeigt sich auch beim Waldbaum, sowohl bei den Laub- als den Nadelbölzern. Letztere steigen als waldbige Gesamtmasse in den Alpen bis zu circa 5500 F. über dem Meere an. Aber die vertikale Erhebung nimmt gegen den Nordpol hin bedeutend ab. So steigt die gemeine Kiefer (*Pinus sylvestris*) unterm 46. und 47. Grad nördl. Breite (in den Alpen) fröhlich, in normaler Baumform, bis zu 6000 F. über dem Meere an, während sie im skandinavischen Dovre-Gebirge unterm 62. Grad n. Br. nur bis 2800 F. und in Fennland (Norwegen), an den Kjölen unterm 63. Grad, sich nur bis 1500 F. zu erheben vermag. Ueber diese Höhengränze hinaus verliert sie ihre baumförmige Haltung, sinkt zur Zwergform, zur verkrüppelten, beinahe strauchartigen Gestalt herab und heißt dann im Riesengebirge „Krumm- oder Knieholz“, in den Tyroler Alpen „Sprutzföhre oder Reischten“, im Welschtyrol „Müggli“ vom botanischen Namen: *Pinus mughus* (oder umgekehrt), in den Salzburger Bergen „Lättschen“, in Oesterreich „Lägken, Löcken“ (d. h. Gelegtes), im romanischen Graubünden „Zuondra“, im deutschredenden Rhätien „Arle“ (daher der Name „Arlberg“) und in der deutschen Schweiz am Bezeichnendsten „Legsföhre“. Schon aus der Reichhaltigkeit dieser Nomenklatur läßt sich erkennen, daß die „Zwergkiefer“ durch die ganzen Alpen verbreitet ist. Mit der Alpenrle oder Droosse (*Betula alnus viridis*), ebenfalls einer Krüppelform der eigentlichen Erle, beschließt sie den Holzwuchs im Gebirge.

Der Totaleindruck der Legföhre, der ganze Habitus derselben ist ein überraschender, höchst origineller; er giebt so recht ein dem Charakter des Hochgebirges entsprechendes Attribut ab. Betrachtet man nur Holz und Astwerk, wie das sich krümmt und raut, und abenteuerliche, phantastische Gestalten formt. Bietet der Astbau mancher anderer Bäume schon hin und wieder wunderliche Figuren dar, so tritt doch bei ihnen immer mehr oder minder das Innehalten einer kennzeichnenden Architektur, das Walten bestimm-

ter, die Individuen und ihre Sippschaft kennzeichnender Geseze, wenn auch oft in freier Anwendung, in der Stamm-, Ast- und Zweigbildung hervor. Dies Alles verschwindet bei der Legföhre. Allenthalben trägt sie das Gepräge des Unsymmetrischen, Beschränkten, Gehemmten, Unterdrückten. Nur sklavisch windet sie sich, wurmartig, unheimlich schlangenhaft, am Boden hin; seufzend, aber dennoch mit unendlicher Zähigkeit, scheint sie ihr Leben zu durchschleichen. Sie ist unter den Coniferen der vollendete Gegensatz zu der, allen gewaltsamen Druck überwindenden, siegreich triumphirenden Wittertanne. Der Widerstand der Zwergkiefer ist nur ein heimlicher, passiver, der bloß an den gegen oben sich krümmenden Wipfel-Enden zum Durchbruch, zur Geltendmachung seiner Rechte kommt. Trotz dieser leidenden Haltung haben die meist glatten, braunen Stämme etwas Mastiges, Fettes, während die Rinde der gewöhnlichen Föhre rauh, mager, zerrissen ist und trocken aussieht. Sehr lange bleiben die Blattnarben sichtbar.

Da die ursprüngliche Aststellung der Kiefer büschelförmig ist, so durchflechten, umranken und verweben sich auch die Aeste und Zweige der Legföhre in ihrem engen, beschränkten Raume auf eine so unlösbare Weise, wie es in der Schlingpflanzenwelt nicht bunter durcheinander vorkommen kann. Solch einen Weichselzopf von Legföhrenästen zu entwirren, dürfte den herkulischen Aufgaben beizuzählen sein. Dieser niedergedrückte, horizontale Wuchs wird zunächst dadurch veranlaßt, daß hier oben sieben bis acht Monate lang ein strenger Winter herrscht, der mit enormen Schneelasten tyrannisch seinen Fuß auf den Nacken dieser Pflanze setzt und sie nur in der kurzen Sommerpause aufathmen läßt. Die außerordentliche Geschmeidigkeit und Elastizität der schlanken, höchstens 2 bis 3 Zoll im Durchmesser erreichenden Stämme bequemt diese dem bedeutenden Drucke leicht an. Dazu kommt die Abschlüffigkeit des Terrains, auf welchem die Legföhren am Liebsten wachsen. Je steiler dasselbe ist, desto gepreßter liegt die Krummholzkiefer. Da, wo der Boden minder geneigt ist, richten sich die Stämme leichter auf und erreichen bisweilen eine vertikale Höhe von 15 Fuß.

Am Seltsamsten gestalten sich die Stämme, wo sie über hervorragende, nach innen sich abwölbende Felsenfirnen hinauswach-

jen. Da machen sie dann von der erlangten Souveränität in wahrhaft seltsamen Formen Gebrauch, bohren in Spiralwindungen allerhand Arabesken in die Rüste freiragend hinaus und hängen weitarmig, als schwebende Bäume über Abgründen. Tollkühne Geißbuben, die ihre zottige Herde oberhalb solcher schroffen, viele Hundert Fuß sich abtiefenden Fluhwände weiden, wagen sich dann wohl zum Zeitvertreib, alle Gefahr verachtend, auf diese schreckerregenden Naturschaufeln hinaus und üben da, völlig schwindelfrei, herztief auffauchend, allerlei akrobatische Künste. Ein solcher verwegener Hirtenbub im Mugttathale, von dem Pfarrer seiner Gemeinde darüber ernstlich zurechtgewiesen und mit den Worten gewarnt: „Diesmal hat dich dein heiliger Schutzengel im Arm gehalten, sonst wärst du herabgestürzt und todtgefallen!“ erwiderte fest: „Herr Pfarr, so wyt wi—u—i ussä goh, goht der Schutzengel nöd!“ — (Herr Pfarrer, so weit wie ich hinaus gehe, geht der Schutzengel nicht.)

Die Nadeln der Legföhre sitzen, wie bei der Kiefer, je zu zwei oder drei in einer Scheide und gruppieren sich büschelförmig, wodurch der Zweig das Ansehen eines dichten, borstigen Pinsels erhält. In ihrer Reproduktionskraft ist die Legföhre sehr schwach. Da sie nicht ausschlagsfähig ist, so bewerkstelligt sie ihre Fortpflanzung lediglich durch Samen.

Auch selbst in den Früchten der Legföhre bethätigt sich das Ungewöhnliche, dem Charakter der rauen Gebirgsnatur Entsprechende. Während nämlich die gewöhnliche Kiefer ihre länglichen, konisch gestalteten Zapfen jährlich abstößt, behält die Legföhre dieselben, nachdem sie im September fruchtreif geworden sind, den Winter über, sammt den darin eingeschlossenen Samenkörpern am Zweig und läßt letztere erst im Spätsfrühling, wenn der Boden schneefrei geworden ist, ausfliegen. Der gesprungene, nun flach sphärisch auseinander spreizende, kupferbraune Kieferzapfen bleibt dann aber noch einige Jahre am Büschel sitzen, bis er, silbergrau verwittert, eine ehrwürdige Antiquität, endlich abfällt. So kommt's, daß man an einem und demselben Busche zu Anfang Juli männliche und weibliche orangengelbe, karminroth-punktirte Blüthenkätzchen und die abgestorbenen, verwitterten Samenbehälter des dritt-

letzten Jahres unweit von einander erblicken kann, eine Erscheinung, die in der Pflanzenwelt wenig vorkommt.

Die Legföhre ist ferner eine der bescheidensten Pflanzen, die es giebt. Da, wo keine andere Holzkultur, höchstens nur Moose oder Saxifragen existiren könnten, bekleidet sie mit ihren dichten, tiefgrünen Büschelkolonien große, kahle, trockene Kalkwände, besonders an den südseitigen Abhängen in der Höhe von 5000 bis 7000 Fuß, dicht versilzte Decken bildend, oft so kompakt und fest in einander gedrängt, daß man im buchstäblichsten Sinne auf den Zweigen und Wipfeln gehen könnte. Dies ist aber immer wegen der außerordentlichen Elastizität der Masse ein mißliches Unternehmen und läßt sich wohl bergabwärts, unmöglich aber bergan ausführen, obgleich die biegsamen Zweige so zu sagen dem Kletterer die Hand reichen. Darum vermeidet der Kletterer sie auch und macht lieber einen Umweg über Gletscher und auf losem Geröll, als durch diese fußumstrickenden Fanggarnen. Auf Glimmerschiefer trifft man das Krummholz auch in feuchten, sumpfigen Mulden an, und einzelne Exemplare hat man sogar in der Tiefe von nur 2500 Fuß über dem Meere gefunden.

Flieht nun der Mensch dieses stille, undurchdringliche Dickicht, so dient es um so mehr dem Alpenwild als willkommenen Schlupfwinkel, um sich den Verfolgungen des Jägers zu entziehen. Vor allen anderen halten sich Bären gern darin auf, wenn man ihnen nachsetzt, und haben sie dieses Asyl erreicht, so sind sie ziemlich sicher vor jedem Angriff. Darum wird das Legföhren-Gestrüpp im Davos (Graubünden) auch „Bärenkries“ genannt. — Temporär halten sich Bergfälsche (deren eigentlicher Bau am Liebsten unter Felsen) darin auf, um Beute zu erhaschen; der Marder geht dort auf die Jagd und der Alpenhase flüchtet sich hinein. Im Spätherbst ist's der Lieblingsaufenthalt des Spielbahrns und an der nahen Schneegränze nistet das Weißhuhn oder Alpenschneehuhn unter dem Schutz der kleinen mageren Krummholz-Gesträuche. Die ständige Bewohnerin derselben aber ist die Ringamsel, welche jährlich zweimal in diesem Versteck brütet, — der vorübergehenden Bewohner, wie Kernbeißer, Kreuzschnäbel u. s. w., nicht zu denken.

So sehr nun dieser Föhrenhag den Jäger freut, weil er in der Regel Wild darin findet, — einen so peinlichen, düsternen, ja fast schaurigen Eindruck macht er auf den Alpen-Naturfreund. Unbeschreibliche Einförmigkeit trotz der bizarren Astvariationen, träumerische Melancholie lagert über solchen finsternen Gehängen, das Gefühl des Unheimlichen, des Verlassenseins beschleicht den Wanderer, wo der Pfad lange durch Legföhrenhorste führt. Es ist, als ob die Natur hier eingeschlafen wäre, und unwillkürlich wird man an Grimm's Märchen vom Dornenröschen erinnert. Das Knieholz ist im Gebirge etwa das, was in der Fläche die Haide ist. Pächter und Schleichhändler an der Gränze wählen es gern zu Raß- und Ablösungsplätzen, und mancher Kampf zwischen diesen und den Gränzjägern ist schon in solchem Gestrüpp vorgefallen. Sehr massenhaft ist die Legföhre an der Stütz beim „Wolfgang“, auf Davos (Graubünden) und am Osenberg (Unter-Engadin) bis hinab zur Alp Stabl-dschod entwickelt; auch an den Abhängen des Scarl-Thales kommt sie in mächtigen Strecken vor. Kleinere Bestände trifft man allenthalben in den Kalkalpen bei einer Höhe von 5000 Fuß und darüber.

Die Legföhre ist endlich durchaus kein schlechtes Stranchwerk oder forstwirtschaftliches Unkraut; sie ist eine höchst nützliche, konservirende Schutzpflanze, ein kerniger Damm gegen die destruirenden Tendenzen der Alpverwilderung. Was der Mensch durch Bannwälder und ähnliche Defensivmittel zu erstreben bemüht ist, besorgt sie naturgemäß von sich aus. Ohne Legföhren existirte manche kräftige, saftreiche, kräuterüppige Alpmatte nicht mehr; losgebröckeltes Steingeröll und Bergschutt hätten schon manche Alp zerstört. Ihr zähes Flechtwerk nimmt im Herbst die ersten aus der Atmosphäre niederfallenden Schneeladungen in seine Gesträuchsmaschen auf und bindet dadurch allen später fallenden Schnee an die geneigte Fläche; so verhindert sie positiv das Anbrechen von Grundlawinen und aller durch diese herbeigeführten Verheerungen. Ebenso vereitelt sie engerisch die Bildung von Rösen und Steinschlägen, und fängt als natürlicher Falschinenverbau alle niederrollenden Felsablösungen auf. Sie läßt ferner den wildesten Schlagregen, die furchtbarsten Gewittergüsse nur wie ein regulirendes Filtrum

durch und trägt dadurch außerordentlich zur Vermehrung guter anhaltender Quellen und zur Erhaltung tieferliegender Rasenhaldeu bei; — und endlich begünstigt sie unter sicherem Schutz die Humusbildung durch das abgefallene Genadel in hohem Grade.

Bis in die jüngste Zeit achtete man die Legsföhre lediglich um dieses indirekten Nutzens willen; — höchstens daß der Aelpler sich für seine Sennhütte etwas Brennmaterial aus derselben verschaffte. Neuerdings haben aber Holzmangel und rationelle Waldwirthschaft den Werth dieses Waldwuchses gesteigert, und jetzt durchforstet man dieselben ebenso wie eigentliche Wälder. Die Brennkraft des Holzes kommt dem der Buche fast gleich, und die daraus gewonnenen Kohlen werden sehr geschätzt.

Die Alpenrose.

Du bist, o Alpenrose,
Der Blumen Kron' und Preis,
Die einz'ge Dornenlose
In Deiner Schwestern Kreis;
Du wohnst als Königinne
So recht auf höchstem Thron
Und blühst in reiner Minne
Dem freien Alpensohn.

W. Klotz.

Keine Blume des Hochgebirges ist von Dichtern so gefeiert worden, keine so poetisch in das Leben der Bergbewohner eingeblungen wie die Alpenrose; aber auch keine erweckt in der Vorstellung der Gebirgsunkundigen so unklare und unrichtige Bilder wie eben diese. An den Namen „Rose“ sich haltend, hätte er ein Recht, diesen auf eine alpine Verwandte der vielgefeierten Blumenkönigin zu übertragen, und das Hochgebirge würde ihn nicht einmal Lügen strafen. Im Gegentheil haben die Alpen der Rose einen neuen poetischen Glanz verliehen; denn gerade sie sind es, wo die „Rose (fast) ohne Dornen“ glüht, und somit das Sprichwort seine Wahrheit verliert. Das ist die wirkliche „Rose der Berge“, die reizende *Rosa alpina*, die nicht selten in den lichten Hochwäldungen der montanen und subalpinen Regionen vorkommt und bis zur Gränze der Weinrebe hinabsteigt. Sie bildet Sträucher und blüht im Juni und Juli. — Dennoch wird nicht sie gemeint, wenn im Gebirge von „Alpenrosen“ die Rede ist, eben so wenig

wie man an wirkliche Beilschen denken darf, wenn das Alpenbeilschen (*Cyclamen Europaeum*) genannt wird. Der poetische Sinn des Volkes hat Alpen- oder Bergrose diejenige Pflanze genannt, die in der Botanik „*Rhododendron*“ also zu deutsch „Rosenbaum“ heißt. Indessen giebt auch diese Bezeichnung keine richtige Vorstellung von der Wirklichkeit. Im Gegentheil verbindet sich damit eine neue Verwechslung; denn ursprünglich kam dieser poetische Name dem Oleander zu, und Linné war es, der ihn von diesem Prachtstrauche des Südens willkürlich auf unseren Alpenstrauch übertrug. — Im Volksmunde hört man die Bezeichnung „Alpenrose“ eigentlich wenig; fast jede Thalschaft hat ihren eigenen Namen dafür. So nennt man sie im Berner Oberlande „Bärenblust“, im Entlibuch und Unterwaldnerlande „Hühnerblume“ (weil die Berghühner sich darin aufhalten), in Uri „Zuupe“, im Glarner Thal „Kafauslen“, im Aargau „Herznägel“, im Tyroler Zillertal „Zundern“, im Tessin „Dros“ u. s. w. Das Geschlecht der *Rhododendren* gehört zu der natürlichen Verwandtschaft der Heidekräuter und zwar zu den noch näher stehenden Heidelbeergesträuchen oder *Vaccineen*. Es giebt keine andere Strauchpflanze, mit welcher die europäische Alpenrose sich besser vergleichen ließe, als mit dem Gebüsch der Kauschbeere und der Preisselsbeere, die in den Alpen ebenfalls bis zu 7000 Fuß Höhe vorkommen. Mit weithin sich verzweigendem, niederem Gestrüpp erinnern die Alpenrosen auch einigermaßen an den Buchsbaum, namentlich durch ihr Laub; sonst aber haben sie mit demselben durchaus nichts gemein. Sie bilden eine eigene kleine Familie, welche man *Rhodoraceen* genannt hat, und umfassen drei Gattungen, welche den Umstand gemeinschaftlich haben, daß ihre Blatt- und Blütenknospen von großen Hüllschuppen bedeckt sind, weshalb sie zapfenförmig aus den Zweigen hervorbrechen. Diesen Entwicklungsmoment können wir freilich in der Regel nicht beobachten, weil er fast immer unterm Schnee sich vorbereitet. So wie der Frühling in den Höhen von 4000 bis 6500 F. allmählig Schritt um Schritt emporrückt und die bedeckende Schneehülle mit weichem Odem hinweghaucht, ist auch der lichtbraune, hornartige Knospenpanzer schon geplatzt, und Blätter und Blütenknöpfchen stecken neugierig ihr junges frisches Grün hervor,

um sich die Pracht der erhabenen großen Alpenwelt zu betrachten. Der Wanderfreund sieht diese Phasen alle nicht; er tritt erst im Juli und August in den reichgeschmückten Alpengarten, wenn schon der ganze Rhododendren-Flor in vollen feuerigen Flammen steht und die rubinglühenden Glockensträußchen ihre Sternkelche erschlossen haben. „Mit welcher Wonne begrüßt dann der müde, keuchende Wanderer den ersten Alpenrosenstrauch und eilt trotz aller Erschöpfung im Fluge zu dem Felsen empor, von dem die Nischen ihm die lächelnden Grüße der Alpennatur zuwinken; wie oft begleiten sie ihn mit ihrer ewigen Anmuth mitleidig durch lange Felsenlabyrinthe und verkünden ihm Leben und volles Genüge in einer öden Welt von grausenhaften Steintrümmern. Ueberall gleich reizend decorirt die Alpenrose tausendfältig das tausendfältig wechselnde Land ihrer Heimath und glüht bald als einzelne Rosenflamme über dem zischenden Sturz des Eisbaches, bald überzieht sie die ganze Fläche des Berges, der sich mit seinem Purpurteppich im Spiegel des Alpsees malt, oder streut ihre Blüthen gesellig in den vielfarbigen Flor der Alpen.“ (Tschudi.)

In den Alpen giebt es nur zwei Species. Die verbreitetste und bis zu den Höhen von 6500 Fuß über dem Meere ansteigende ist die rostfarbene (*Rhod. ferrugineum*, — romanisch *Flur bella*), deshalb so genannt, weil die länglich lanzettförmigen, dunkelgrün-glänzenden, lederartig derben Laubblätter auf der unteren Seite dicht mit einzelnen kaum erkennbaren, rostbraunen Drüsenpunkten übersät sind, die derselben in der Jugend ein tief ockerfarbened, im Alter sogar kaffeebraunes Ansehen verleihen. Dies sind die vorjährigen, also überwinterten Blätter, welche an der Rehrseite so gebräunt erscheinen; die jungen heurigen, weichen Blättchen lachen leuchtend an den Zweigspitzen im jubelndsten Maigrün und kontrastiren durch diese Farbenfrische bis zur Sommerneige ungemein hehend gegen den gesetzten Ernst der älteren. Erst im Herbst schwindet das brausend-jugendliche Ansehen, und die Rückseite überzieht ein lichter goldiger Anflug. — Die andere Form, der gefranzte Alpenbalsam (*Rhododendron hirsutum*), hat gewimperte, d. h. am Rande mit oft langen, weißen Härchen besetzte, mehr eirund geformte Laubblätter, die meist oben und unten gleich

grün sind, doch auch bisweilen an der Kehrseite mit hellbraunen Drüsenpunktschen lustig und dünn überstreut sich zeigen. Sie kommt mehr in den tieferen, beschatteten, felsigen Bergen besonders der östlichen Alpen vor, steigt nie über 6000 Fuß empor und wird hin und wieder schon bei 2000 Fuß überm Meere gefunden. Aus diesem Blätterfond quillt nun im Juni und Juli die brennend-rothe Blüten-Dolde, je aus 6 bis 10 prangenden fünfzackigen Blütenkelchen zusammengesetzt. Das zierlich geformte Glöckchen schimmert im Inneren durchsichtig sammetweich, fast wie ein molliges Camellien-Blatt; aber an der äußeren Fläche ist es mit hellen, bestimmt hervortretenden, schwefelgelben Pünktchen gesprenkelt, die demselben ein widerstandsfähiges, abgehärtetes, robustes Ansehen geben. Nach dem Feuer ihrer Blüten variiren die Alpenrosen ungemein, vom zartesten, düstigsten Rosa bis hinauf ins glühendste Karminroth. Im Allgemeinen will man wahrnehmen, daß die Tiefe und Gluth der Färbung mit dem höheren Standort der Pflanze auch zunimmt. Die gewimperte Alpenrose ist gewöhnlich die blässere, hellere, zuweilen mit leichtem Hinüberspielen in eine kaum ange-deutete violette Tendenz. Zu den absoluten Seltenheiten gehört das weißblühende Rhododendron; im Maderanerthal (bei Amstäg an der Gotthardsstraße), in einigen Walliser Seitenthälern, auf der Hundswyler Höhe (Kanton Appenzell), im Tyroler Piznaun und im Pinzgau sollen sie zu Zeiten vorkommen.

Wo große Halben mit blühenden Alpenrosen überzogen sind, da strahlt, weithin sichtbar, eine Farbenpracht im brennendsten Rubinfeuer, die in der Ausdehnung ihres Eindruckes etwa nur dem Blütenmeere eines Obstwaldes im Mai zu vergleichen ist. Wie bei diesem ist's ein frühlings-bräunliges Knospen und Drängen und Rosen dicht neben einander, ein großes kollegialisches Blühen, das jauchzende Genießen einer gemeinsamen Jugend, man möchte fast sagen ein millionenfältiges, rosaroths Farben-Konzert. Und dabei hat die Alpenrose noch eine wesentliche Aehnlichkeit mit der Baumbliethe; wie das Karmin-Glöckchen seine volle Lebensfreude genossen hat und die Stunde des Scheidens naht, da welkt es nicht langsam am Stengel absterbend, verkommand und Bedauern erregend, oder seine schöne Gluthfarbe verlierend und kläglich zu-

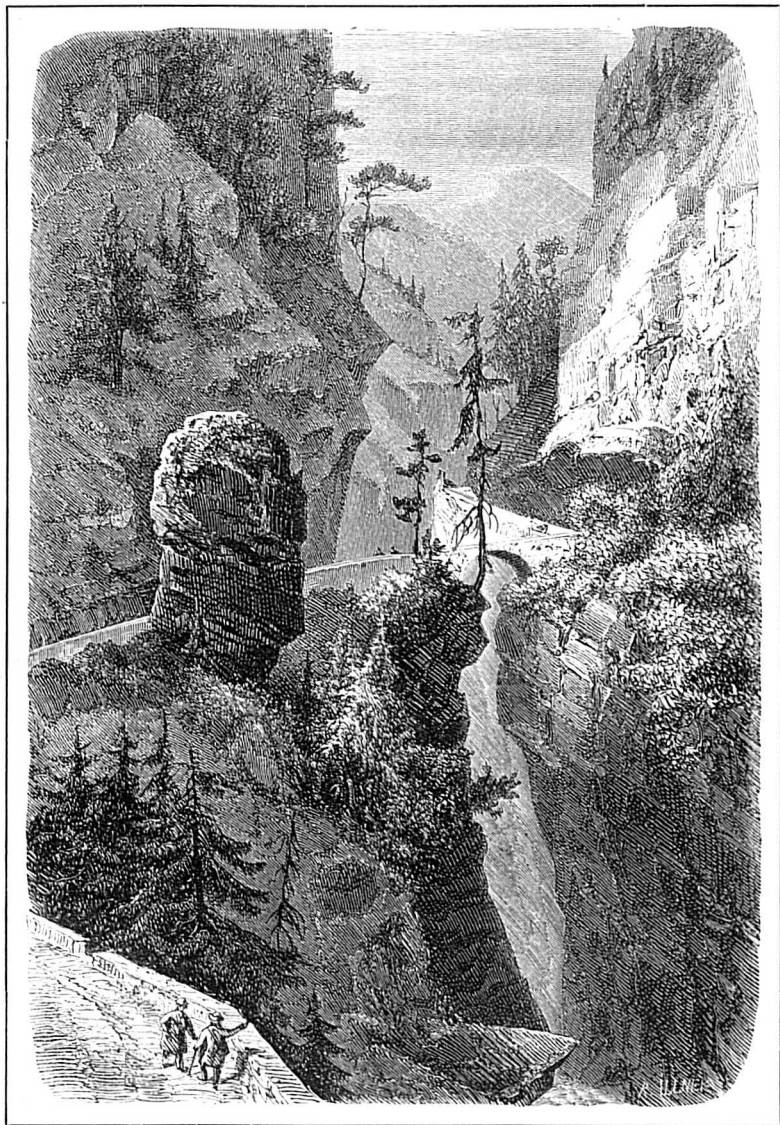
sammenschrumpfend wie viele der schönsten Blumen, — nein, mit fröhlichem, freiem Entschlusse wirft es noch einen sehnlichst vollen Blick auf alle seine lieben Genossen, auf die weißen glänzenden Firnhäupter, auf die ganze schöne Alpenwelt, drückt dem Nebenglößchen noch einen brennendheißen Abschiedskuß auf die Lippen und springt dann mit einem Satze leicht in den vorüberrauschenden Waldbach oder den zu Schaum aufgelösten Gebirgsstrom, und kein sterbliches Auge bekommt es wieder zu sehen.

Unser Alpenröschen ist ein eigensinniges Pflänzchen; es läßt sich nicht willig in die Tieflandsgärten und herrschaftlichen Parke versetzen, um nach des blumistischen Künstlers Gutfinden unter allerlei servilem Pflanzentande sklavisch die Rabatten zu schmücken, — es ist kein „feiles Röschen“, das zu Jedermanns Belieben und Gebot steht; ein freies Kind freier Berge, blüht es nur dort, wo seine Heimath ist, wo es, dem Himmel näher als die Menschen, auch in vollen Zügen die reineren Aetherlüfte trinkt.

Und zugleich ist's dabei das reizendste Symbol jungfräulicher Keinheit und Unschuld; im großen Pflanzenreiche giebt's kaum noch eine Blüthe, die, gebrochen, so rasch die Schönheit und das Feuer ihrer Farbe verliert und zu Tode getroffen dahinsiecht, wie die Alpenrose. Wetter, Sturm, Hitze und Frost, Regen und Schnee, — alle Unbilden der Natur erträgt sie heiter und muthvoll, und strahlt nur um so lebensfröhlicher, wenn ein freundlicher Sonnenblick aufs Neue sie beglückt. Nur vor der Menschenhand schreckt sie zurück, erzittert bebend und entfärbt sich, — denn sie bringt ihr den Tod. Auffallend rasch verändert sie das lautere, transparente Purpurgold in bläuliche Mißfarbe, und nur derjenige hat Alpenrosen in ihrer ganzen Prachtfülle gesehen, wer sie am Felsenhange blühend erblickte.

In die Alpen hinein, in das liebe Land,
Vorüber an dunkelschattiger Wand!
In die Berge hinein, in die schwarze Schlucht,
Wo der Waldbach toßt in wilder Flucht!
Hinauf zu der Matten warmduftigem Grün,
Wo sie blüh'n
Die rothen Alpenrosen.

(R. Morell.)



VIA MALA.

Südliche Alpenthäler.

Noch gestern unter Schnee und kahlen Tannen!
Heut' bei Oliven und Orangenbäumen!
Ich sah mein Glück und mein' es nur zu träumen,
Und das Ge räumte liebend zu umspannen.

J. G. Müller.

Unstreitig gehört das Herabsteigen von bedeutenden Alpenhöhen in die oft verschwenderisch-reich von der Natur ausgestatteten südlichen Thäler zu den größten Reisegehilfen, die sich überhaupt darbieten können. Man würde, um die ausgesuchtesten Eindrücke vorzubereiten, die Szenerie der meisten großen Alpenstraßen nicht raffinirter zusammenstellen können, als es im Alpenbau bereits der Fall ist. Schon dießseit der Berge beginnt das Herabstimmen, das Zurückdrängen der hangenden Seele in ihre innersten Tiefen. Hier gähnt vorm Gotthard die wilde, leblose, trümmer-übersäete Schöllenen-Schlucht und endet erst droben, wo bei der Teufelsbrücke die Gneisschroffen eng zusammentreten. Nur für wenig Augenblicke gestattet das idyllische Urseren-Thal ein Freiaufathmen, eine kurze Friedensrast. — Als ganz gleiche Schreckensporten verschließen die Via mala und Rofla-Schlucht die beiden östlichen, großen italienischen Kommerzialstraßen über den Bernhardin und Splügen, — oder als Defilé de Marengo den Paß über den Großen St. Bernhard. Nun hebt bei allen diesen Pässen das eigentliche Steigen erst an, zu den baumlosen, halberstorbenen Höhen, immer im Zickzack, immer einförmiger und kahler.

Formwährend mahnen Gallerieen und Zufluchthäuser auf Schritt und Tritt daran, daß in der schlimmen Jahreszeit der Tod auf den Wanderer lauert, um mit einem Löwensprung als Lawine oder im wüthenden Wirbel als Schneesturm seine Beute zu packen. —

Ist nun die Freude an der farbigen, blühenden, lebensvollen Natur fast auf den Gefrierpunkt herabgesunken, hat uns die heitere Welt der Organismen fast ganz verlassen, sind wir auf der öden Paßhöhe von 6500 Fuß angelangt, dann erschließt sich, erst eng und begrenzt, dann immer mehr sich erweiternd ein neuer Niederblick auf neues Leben. Die erste Stunde bietet noch wenig; etwas weiter hinab kommen dann schon Anemonen und Veroniken, holzstämmliche Strauchpflänzchen, und drüben an den Felsenwänden kriechen als Vorboten der Baumregion die Lazzaroni der Alpen, die Legföhren herab. Mit welchem Jubel wird die erste Lärche oder Rothtanne begrüßt! wie lieben alten Bekannten schwingen wir ihnen den Hut entgegen.

Nun wächst es mit jeder neuen Krümmung des Weges. Die einzelnstehenden Bäume schaaren sich schon gruppenweis zusammen und gehen in kleine Waldflecken über, die an den Seitenhängen emporklimmen. Rundliche Laubholzkuppeln mischen sich darunter, weißschalige Birken leuchten von Weitem vereinzelt daraus hervor. Die ganze Pflanzendecke schwillt wieder an und gewinnt an Kraft, Höhe und Leben. Noch um eine Straßenecke herum, — und plötzlich öffnet sich ein tiefsausgedehnter Niederblick in das zu Füßen liegende Hauptthal. Die Bergkoulißen schieben von beiden Seiten gleichmäßig sich vor, immer matter nach dem Hintergrunde zu erblauend. Dörfer, Weiler, schlank Kirchtürme winken herauf, und wie ein großer Faden verbindet sie die lange, schmale Linie der Kunststraße. Da hinab also geht's in das ersehnte Land der Jugendträume. — Bald ist der erste Ort erreicht. Die dicken Steinmauern und die kleinen Fensteröffnungen erzählen, daß hier der Winter noch lange und strenge sein Recht geltend mache, während es doch so fröhlich sommerlich, so freundlich warm und lebensdurstig gegen die öden Paßhöhen aussieht. Die Leute unterm Spilligen, auf der Südseite, haben darum eine solche Thalstrecke „Campo dolce“, das liebliche Feld, genannt, während es dem-

jenigen, der aus Italien heraufsteigt, schon recht unfreundlich und indoleino vorkommt. Was aber ist's gegen die nächste Thalstrecke? wie schwillt und quillt da die Vegetation, wie treibt's da in jeder Pflanze, — wie wird Alles so massig, behäbig und voll! — Das ist eben in unverhältnißmäßigen Progressionen wachsendes Naturleben, das uns hellauf aus jedem Strauch, jedem Baum, jeder Gruppe anlacht. Droben waren unsere Augen arme, dürstige Hungerleider, Schmalzköstlinge geworden; nun sie nur etwas beschiedene Nahrung bekommen, schwelgen sie schon lustig und voll Freude.

Wie erst die Thalsperren la Cluse am Großen Bernhard und von Dazio Grande am Gotthard, oder der Ruinen = Riegel von Misox unterm Bernhardin und die Thalstufe von Stozzo am Splügen überwunden sind — (allenthalben natürliche Gränzen der vom Süden her bergwärts emporbringenden warmländischen Vegetation), da erschließen sich neue, ungeahnte, landschaftliche Bilder. Es sind schon noch die von hohen, felsigen Bergen begränzten Thäler, — aber die wildkühne Schönheit, die trotzig herausfordernde Haltung ist gebändigt. Jener einheitliche, großartige Schnitt, der breite, volle Wurf, die feste, bestimmte Zeichnung, welche die nördlichen Alpenthäler so unverkennbar charakterisirt, ist verschwunden; gleichsam tändelnd hat die Natur aus ihrem unerschöpflich reichen Schatz die Gegend verschwenderisch mit allerlei Schmuck überhangen und geziert. Es liegt entschieden etwas Weibliches in ihnen gegenüber der ruhigen, männlichen GröÙe und dem stoischen Ernst derer am Nordabhang. Leppige, sinnliche Lebensfreude athmet die ganze Gegend, und tausend kleine, kokette Gruppen fesseln hier den Blick.

Neue Pflanzenformen nehmen die Aufmerksamkeit in Anspruch, — oder wo es alt = bekannte, längst befreundete sind, geben sie sich in eleganterem Schwung. Zunächst sind es die strotzend = saftigen, mannshohen Maisstengel mit den breit = überhängenden, leuchtend = grünen, schiffartigen Blättern, Urbilder schwelgender Lebensfülle, die weithin die Felder der Thalsohle bedecken. Das Türkenkorn (*Zea*, *Melgone* im Tessiner Italienisch) muß fast die Hälfte der Getreidefrüchte hier ersetzen. Weizen und Roggen (*Biava*), während

er in Deutschland erst in das ersterbende, abbleichende Graugrün übergeht, steht hier schon schnittreif, leuchtend gelb. Das Nadelholz ist aus dem Thal verdrängt; hinauf an die Bergwände hat es flüchten müssen, — drunten pflegt sich nur rundgewipfeltes Laubholz. Der Nußbaum, die Weißeller (*Betula incana*) und die finstere Ulme zeigen sich in Menge. Letztere aber kann mit ihrer Schwermuth die heitere Sorglosigkeit der Landschaft nicht bestimmen; ein übermüthiger Wildfang umspinnt sie mit seinem Blätternetz und raukt voll Humor an dem düsternen Murrkopf hinauf. Es ist die fröhliche Weinrebe, die in sorglosem Leichtsinne emporturnt, und lustige, flatternde Guirlanden von Baum zu Baum schwingt. Hui! ist das ein geniales Sichgehenlassen, ein graziöser Muthwille gegenüber der bevormundeten, vom Winzer ängstlich unter Zaum und Zügel gehaltenen Pfahlrebe unserer Kultur-Weinberge! — Hier zeigt sie ihr wahres Naturell, da lebt und strebt in ihr der Feuergeist, den sie durch die Traube als sprudelnden Lebensquell zollt; und wo man den losen Stürmer einsing, wo der praktische Eigennutz seinem brausenden Wildwuchs Gränzen zu setzen suchte, da ließ man ihm dennoch immer Freiheit genug, in niederen Laubengängen rankend mit den Gespielen seiner Jugend sich zu umarmen.

Weiter begegnen wir dem Maulbeerbaum, dessen Blätter-Ernte für die Seidenraupenzucht bestimmt ist, — der unschönen Feige mit der dünnen Belaubung, — und noch einem Baume, der uns durch seinen imposanten Wuchs, durch glänzende Blätterfülle, überhaupt durch markvolles Aussehen vor allen anderen auffällt. Es ist die Edel-Kastanie, der südlichen Thäler größte Zierde. Jeder einzelnstehende Baum derselben, mit einem übermoosten Felsenblock oder einem Hüttchen darunter, dann dicht dahinter der ungefüge, sessellos einherjagende, durchsichtiggrüne Bergstrom und die immer weichere, violett-angehauchte Färbung der Berge in des Thales Perspektive, — jede solche Gruppe ist ein malerisches Bild, eine Calame'sche Studie.

Nebelbilder.

— — —
Und unter den Füßen ein nebliges Meer,
Erkennt er die Städte der Menschen nicht mehr :
Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt er die Welt,
Tief unter den Wassern
Das grüne Feld.

Schiller.

Ein so heimtückischer und boshafter Schleicher der Nebel auch im Gebirge ist, der schon manchen handfesten Aelspler auf den Todespfad führte, und fröhlichen, nach Aussicht schmach tenden Bergwanderern die mühsam erklommenen Höhenpunkte mit hämischer Schadenfreude plötzlich so verschleierte, daß sie unverrichteter Dinge wieder abziehen mußten, — so neckische und joviale Komödien führt er auf, wenn er just guter Laune ist, oder wenn er aus seinen lustigen Höhen herabsteigt, um die Thalleute auch einmal ingründlich zu ärgern. In letzterem Falle lagert er sich dann breit und ungeschlacht über Felser und Wälder, auf Märkte und Gassen, und nur der, welcher im Berglande wohnt, vermag seinen athemerschwerenden Dünsten zu entfliehen. Denn droben auf freiem Bergesgipfel sieht der Naturfreund dann im hellen, goldigen Sonnenschein und sieht auf ein wogendes Milchmeer hinab, aus dem nur verwandte Höhepunkte gleich Eilanden emporsteigen; oder wenn die geballten Massen sich sehr tief senken, begegnet's auch, daß das goldene Kreuz eines im Thale liegenden hohen Kirchturmes glänzend hervorragt, einsam, symbolisch, überwindend. — Drunten aber in der unsichtbaren, verhüllten Tiefe freischt und hallt und

dröhnt viel lauter und schallender das Getriebe der Menschen als sonst; denn der Nebel ist ein trefflicher Resonanzleiter nach oben, während er in umgekehrtem Verhältniß dämpft. — Indessen diese Erscheinung kann man auch in jedem Berglande finden, sie ist nicht ein bezeichnendes Attribut der Alpen.

Ueberraschender, ungewöhnlicher, ein ächtes Phänomen des entschiedener gehobenen Gebirgslandes ist jene magische Lusterscheinung, welche im mitteldeutschen Harz unter dem Namen des „Brockengespenstes“ bekannt ist und auf vielen Höhepunkten der Alpen sich nicht selten zeigt. Sie besteht in der Schattenspiegelung von Gegenständen und Personen auf der Fläche einer aus der Tiefe aufsteigenden, freischwebenden Nebelwolke, bei sonst völlig heiterem Horizont. Am Häufigsten begegnet man dieser physikalischen Phantasmagorie auf solchen Höhen, die entweder von Binnen-Seen oder sumpfigen Thalsohlen umgeben sind, welche bei entsprechenden atmosphärischen Zuständen leicht Dünste entbinden, die in Nebelform aufsteigen. Als solche Punkte sind bekannt der Nigi, der Pilatus, das Brienzler Rothhorn u. A.

Unter außergewöhnlichen Umständen beobachtete der Kantons-Forstinspektor Herr Coaz aus Chur eine solche Erscheinung auf dem Gipfel des Piz Curvêr. Es hatte Ende Juni 1843 plötzlich heftig geschneit; der Winter versuchte einen Ausfall gegen den lachenden Sommer und schlug für wenig Tage seine weißen Zelte weit und breit über die Gebirgshöhen der Rhätischen Alpen auf.

Bei völliger Windstille und glockenreiner Atmosphäre hatten Herr Coaz und der Führer den 9158 par. F. über dem Meere erhaltenen Gipfel erstiegen. Da zog ein vom Fuße des Piz Curvêr gegen das Oberhalbstein abfallendes wildes Gebirgsthälchen besonders die Aufmerksamkeit der Berggäste auf sich. Da drunten rauschte und donnerte es fast ununterbrochen; eine Lärme weckte die andere und stürzte von den schroffen, felsigen Seitenwänden in die Tiefe des Thales, wo oft mehrere vereint in einem breiten, gewaltigen Silberströme sich langsam zur Ruhe wälzten. „So Schlag auf Schlag, so voll Leben, so glänzend,“ sagt Herr Coaz, „war mir noch auf keiner meiner Gebirgsfahrten dieses großartige Schauspiel zu sehen vergönnt. Noch immer folgte mein Auge einer der

legten Laminen, die allmählig in immer größeren Zwischenzeiten stürzten, als ich über derselben einen schwachen Nebel sich bilden sah. Auch den Felsen, an denen sich die feuchtgewordene Atmosphäre abkühlte, entquollen Nebelhaufen, zogen schleichend einander entgegen und zerflossen in kurzer Zeit in einen wallenden grauen Nebelsee, der die Tiefe des Thales verhüllte. Aus unsichtbaren Quellen genährt, wogte dieser See immer höher herauf, schwellte bis zu meinen Füßen heran und trat endlich als dunkler Nebelschleier empor. Und in diesem ineinandertreibenden Gewölft bildeten sich, anfänglich schwach und zerfließend, aber immer wieder und immer kräftiger erscheinend, die Farben des Regenbogens. Sie vereinten sich endlich zu einem brillanten, freisrunden Bunde; ein zweites umsäumte in etwas schwächerem Glanze ersteres und fand sich bald selbst konzentrisch von einem noch lichterem dritten umfassen. Der innerste Ring erschien in einem Durchmesser von circa 3 Fuß bei einer Entfernung von ungefähr 30 bis 40 Fuß. Entzückt von dieser Erscheinung sprang ich auf, ward aber eben so plötzlich zur Säule; denn siehe! mitten im Regenbogen sprang mit gleicher Hast eine dunkle Gestalt auf und blieb jetzt eben so erstarrt stehen. Ich schwang meinen Hut, machte tiefe Bücklinge, und das Gespenst zeigte sich eben so erfreut und höflich. Die Erscheinung hielt mehrere Minuten an und verschwand alsdann mit dem Regenbogen im grauen Nebel, der von einem leichten Windhauch weiter getragen bald zerfiel. Es war vier Uhr Nachmittags."

Zu leichterem Erklärung möge beigelegt werden, daß das Thälchen, aus welchem der Nebel aufstieg, gegen Ost sich öffnet. Als daher die Sonne nach dem westlichen Horizont sank, trat dasselbe streckenweis allmählig in Schatten, wodurch die Temperatur rasch fiel und die durch die häufigen Laminestürze und die hohe Temperatur während des Mittags entwickelten Wasserdämpfe zu Nebel kondensirte, die mit den noch von der Sonne beschienenen, wärmeren und leichteren, höheren Luftschichten in Berührung tretend sich wieder auflösten.

Hoch-Gewitter.

Donnernd hallt des Todes Waidruf
Ringsum in Gebirg und Thalen,
Plötzlich zündet er die Nacht an
Mit den hingeschoss'nen Strahlen.
Immer lauter schreit der Donner
Durch die grausen Finsternisse;
Aus gebroch'nen Wolken stürzen
Rauschend sich die Regengüsse.

Lenau.

Jedes Gewitter, wo man demselben auch begegnen mag, — sei es auf der gedehnten Ebene des Getreidelandes und der unwirthlichen Haide, oder auf offenem Meere oder im zerklüfteten Gebirge — überall ist es ein furchtbar = erhabenes Schauspiel, allenthalben die gleiche erschütternde Riesensprache des Donners, der die Seele erzittern macht. Die Natur = Szenerie aber und der landschaftliche Aufbau der Gegend, über welcher ein Gewitter sich entladet, gestalten dasselbe in seiner charakteristischen Erscheinung, in seinem unmittelbaren Total = Eindrücke dennoch 'wesentlich anders. Dies ist namentlich beim Gewitter im Gebirge der Fall.

Während bekanntermaßen Berg und Wald die Bildung der Wolken sehr begünstigen, erscheinen letztere dennoch in den Alpen selten als jene, meilengroße Flächen zugleich überdeckende, elektrisch = geladene Dunst = Meere, wie sie allsommerlich das flache Land bedrohen; die hochaufragenden Gebirgszüge werden zu trennenden Keilen, welche die Gewitter in viele Spezial = Wolkenladungen zer-

schneiden und dadurch veranlassen, daß sie gemeiniglich nur von kurzer Dauer sind und auch quantitativ nicht so heftig sich entladen als im Flachlande oder auf offenem Meere. Die durch raschen Temperaturwechsel eben so rasch abgekühlten Luftschichten und die Ausgleichungsbestrebungen derselben mittelst der als natürlichen Luft-Ventile der Thäler anzusehenden Windströmungen, tragen die Gewitter-gesättigten Wolken gewöhnlich ziemlich schnell durch eine Gebirgsgegend hindurch, so daß die Summe der nur sehr kurze Zeit dauernden elektrischen Entladungen im Gebirge mindestens dreimal so groß ist als die der mit Andauer und Gemächlichkeit sich aus-tobenden Wetter. Dies ist das normale Verhältniß, welches indessen keineswegs ausschließt, daß es einzelne Koryphäen von Gewittern geben kann, welche über große Theile des Alpenlandes zu gleicher Zeit ihre verderbenbringende Wolkenlage ausbreiten. Der ekklatanteste Fall aus neuester Zeit ist das berühmte Gewitter vom 24. Juni 1859, welches bekanntlich die Schlacht von Solferino (Vombardei) unterbrach und um die gleiche Stunde in allen Gauen der Schweizer und Savoyer Alpen mit unerhörter Wildheit toste. Nicht minder denkwürdig ist jenes ältere vom 27. August 1834, welches, von Südwest aufziehend, fast den ganzen Kanton Graubünden und viele benachbarte Länder, also mindestens eine Fläche von einigen Hundert Quadratmeilen verheerend heimsuchte.

Dagegen sind die Gebirgsgewitter als individuelle meteorische Erscheinungen weit großartiger, imposanter, und in ihren Schlag- und Knall-Effekten drastischer als im Tieflande. Dort (in der Ebene) bereitet sich das Gewitter oft stundenlang mit klassischem Ernst und entsetzlicher Ruhe vor und läßt, bei dem umfassenden Horizont, dem aufmerksamen Naturfreunde hinlänglich Zeit, das allmälige Formiren der, zuletzt zu einer massiven schwarzen Wand sich vereinigenden, verschiedenen Wolken-Kontingente zu beobachten; es ist dort ein still-majestätisches Auftreten voll furchtbarer Hoheit. Hier, im Gebirge, wo die Aussicht vom Thale oder von einer unbedeutend hohen Boralp aus meist sehr beschränkt ist, zieht der geheimnißvolle Gast gewöhnlich schon ziemlich fix und fertig aus der Tiefe dunkel herauf und rückt mit Sturmschritten vor. Jetzt beginnt auch die Gegend sich prachtvoll-unheimlich zu dekoriren. Die Nabel-

wälder versinken in schwarze Nacht, kein Gipfel tritt mehr selbstständig hervor; die Felsengruppen verlieren ihre trennenden Konturen und verschmelzen zu gespenstergrauen, unformlichen Massen, über welche der Wasserfall in seltsamer Geschäftigkeit herabeilt; der See liegt stumm, todt, ohne Glanz, einer erstarrten indifferenten Fläche gleich. Was dort an Beleuchtung schwindet, das häuft sich grell, fast augentödtend, an anderen Stellen; die Matten und Wiesen des Vordergrundes schwellen brennend-grün, als wollten sie gewaltsam ihre innerste Lebenskraft mit einem Male ausströmen; die Wege und Straßenlinien der Thalsohle treten in nie gekehrter Schärfe blaßgelb hervor, und über Allem leuchten schreiend-weiß die Firnen herab, erschreckende Gegensätze in dem tiefgeheimnißvoll-düsteren Bilde. Alle Farbenharmonie ist aus der Landschaft verschwunden. Mit dieser entsetzlichen Szenerie kontrastirt die fieberhafte Aufregung, welche Menschen und Thiere überfällt. Die liegenden Heu-Schwaden der Wiese werden eilends gemaundet; schreiend, tobend treibt der Senn sein Vieh zusammen; Jodelruf und Jauchzer sind verstummt, — nur drängende Geschäftigkeit ist der sich kummgebende Lebensausdruck. In der Höhe droben umschwärmen Bergdohlen kreischend ihre Felsenester, Spyr und Mauer-schwalbe sind verschwunden, der Gesang der Waldbvögel verstummt, nur der Fink schreit unaufhörlich nach Regen.

Jetzt stößt der Vorbote des hereinbrechenden Gewitters, der Wind, seine ersten Athemzüge aus, wirbelt den Staub schräg-kreiselnd auf und schüttelt die Wälder mit starker Faust. Der See erwacht; ein fröstelnder Schauer läuft über sein Antlitz. Die Hochspitzen und vergletscherten Riesenhäupter des Gebirges umhüllen dichte Nebelkappen, — immer tiefer sinken die Wolkensballen und ziehen, wie die wilde Jagd, mit zunehmender Hast durchs Thal. Mehr und mehr unmachtet's die Gegend, — die grelle Färbung mattet ab, — Alles wird schwarz. Da durchzuckt der erste blaue Blitz die Nacht. — Immer ungestümmer wird die atmosphärische Thätigkeit.

Die Wälder ätzen unterm drängenden Sturmdruck, abgerissenes Laub durchflattert die Lüfte, und allgemeines, schweres Rauschen ertönt ringsum. Jetzt rollt auch der Donner tiefbrummend drein.

Aber dieses Vorspiel währt nicht lange. Energisch, wie die Alpenwelt in allen ihren Erscheinungen und Lebensbethätigungen ist, stürmt auch hier die Entwicklung in überstürzenden Progressionen vor. Nach wenig Minuten ist das Unwetter in seiner ganzen furchtbar-wilden Größe losgebrochen.

Zickzackblitze, weit mehr, als man im Flachlande sieht, anscheinend rascher, weniger als eine Tausendstel Sekunde beanspruchend, fahren um der Berge Lenden, oft zusammengefaßt, aus einem Knoten vielfach nach allen Enden herauszischend, wie die aus Jovis Hand geschleuderten Blitzbündel. Jedes Donners Rollen, das sein Resonanz-Maaf schon genügend in den Wolkentammern findet, brüllt außerdem, im hundertstimmigen Echo aus allen Felsenklüften und Thaltiefen zurückgeworfen, wieder hervor und bildet gleichsam in seiner nicht enden wollenden Permanenz eine Grund-Fermate, auf welcher sich die neuen, accentuirten Solo-Schläge wie die vorwärtsschreitende Melodie der imposanten Gewitter-Symphonie ablösen. Es ist ein Akt der Natur-Souveränität dessen Eindruck übermächtig auf den Zeugen derselben wirkt. Schlägt's dann vollends gar in eine Wettertanne oder eine einzeln stehende Alpkütte ein, dann kracht die Salve, als ob ringsum das Felsengebäude schier in Milliarden Scherben zerfellen sollte.

Das ist in schwachen Umrissen das Bild eines hochgehenden Wetters. Sie steigen in den Alpen bis über 14000 Fuß.

Die meisten Gewitter streichen aber im Gebirge tiefer; zweibis dreitausend Fuß über der Thalsohle mag die aerische Region derselben sein. Daß sie indessen noch viel tiefer sinken können, bestätigen tausendfache Aussagen der Alpenbewohner. Ja, es ist sogar ein Fall konstatirt, das bei dem Gewitter, welches am 26. August 1827 zwei Geistliche während der Vesper im Kloster Abmont in Oesterreich erschlug, das Kreuz des 114 Fuß hohen Klosterthurmes noch über die Wolken herausragte, und das Gewitter selbst etwa nur 90 Fuß vom Erdboden entfernt war. Dieser Tiefgang eines Gewitters giebt dann in anderer Weise Gelegenheit zu einem majestätischen Schauspiel, bei dessen Anblick man sich über die Scheidegränze irdischer Hinfälligkeit hinausräumt; es ist die Entladung eines Gewitters im Thale, wenn man, erhaben über dem-

selben, sich in der Alpenregion befindet. Wie auf des Olymps heiligen Höhen steht der Wanderer gleich einem Jupiter tonans; unter ihm lagert das Verderben drohende Wolkenmeer; einer Riesenschlange gleich, umkriecht die elektrisch geladene Masse das Gebirge. Keine Hütte, kein Haus erblickt man in den Tiefen; denn versunken in schauerliche Nacht ist Alles, was an die Wohnstätten der Lebenden erinnert. Weiter hinaus kann man dann wieder große Gebirgsglätze frei in ihrem ganzen Relief übersehen; das Gewitter bildet gleichsam eine Brücke hinüber zu den anderen Bergen. Da zuckt's zu unseren Füßen; rosafarben fahren die entfesselten Feuernattern der Blitze durch den Schreckenschleier, der über der Landschaft schwebt. Jetzt kracht es von unten herauf, gewaltig aber dumpf, und mit hundertfältigem Echo hallen es die Thäler grollend nach, bis die Schreckensteine matt erstorben. Immer wiederholt sich das schrecklich-schöne Schauspiel, immer und immer leckt es aufs Neue mit feurigen Zungen aus den Tiefen herauf, und abermals ertönt des Donners tausendstimmiger Zorn. Der Wanderer aber steht in lichter Höhe, erhaben wie ein Gott, über der Zerstörungswuth der Elemente. Ihn umgiebt Frieden und liebliche Ruhe, über seinem Haupte wölbt sich in durchsichtiger Klarheit des Himmels unereicherbarer Bau, und ein Triumph des Lichtes über die Finsterniß strahlt in ewiger Reinheit, Wärme und Leben spendend, die Sonne herab.

Der Wasserfall.

Der Staubbach-Fall im Lauterbrunnen-Thale des Berner Oberlandes, schon hundertmal beschrieben und gezeichnet, in Gedichten besungen und gepriesen, ist der vornehmste Repräsentant jener Gattung von Wasserfällen, die in Folge ihrer außerordentlichen Sturzhöhe sich fast ganz zu versflüchtigen scheinen, bis sie die Sohle ihres neuen Strombettes erreichen. Durch diesen Umstand wird er aber zugleich zum Proteus wie wenig andere und bietet in den verschiedenen Tages- und Jahreszeiten so wunderbare Metamorphosen dar, daß er fortwährend ein anderer zu sein scheint und darum die verschiedenartigsten Kritiken über sich ergehen lassen mußte.

Auch er unterliegt, wie jeder andere Wasserfall, den bedingenden Einwirkungen derjenigen Natur-Ereignisse, welche seine Wassermenge bereichern, vergrößern und somit seinem Sturz mehr Körper verleihen oder im Gegentheil dieselbe vermindern, schwächen und das Schauspiel des Falles bei der außerordentlichen Höhe von mehr als achthundert Fuß fast in Nichts auflösen. Nach lange andauerndem Regenwetter, nach heftigen Gewittern und im Früh-sommer, wenn der Schnee von den Alpen geht, ist der Staubbach und alle seine in den Alpen vielfach zerstreuten Form-Genossen eine imposante, mitunter sogar schrecklich-schöne Erscheinung, die auf jeden Besucher tiefen Eindruck machen wird. Ist's jedoch im Hoch-sommer nach wochenlanger Trockenheit, so begegnet es schon, daß man statt des berühmten Staubbach-Falles nur die hohe nasse Ge-

birgswand zu sehen bekommt, über welche sonst die schöne Wassergarbe herabzuschießen pflegt, — vom eigentlichen Wasserfall aber keine Spur entdeckt. — Nächst diesen Umständen, welche also überhaupt die Existenz des Wasserfalles bedingen, sind es noch andere, welchen Rechnung getragen werden muß. Selbst beim Vorhandensein genügender Wasservülle ist es nicht gleichgültig, um welche Tageszeit man den Staubbach besucht. Liegt er im Schatten, ist's Nachmittags, dann wird er bei Weitem nicht so voll und reich erscheinen, als am Vormittage, wenn die Sonnenstrahlen jeden Wassertropfen durchglänzen und die Milliarden der zu Wasserstaub aufgelösten, blinkenden Körperchen in funkelnder Pracht erscheinen lassen. Wieder einen anderen und doch verwandten Zauber übt des bleiche, weiche Vollmondlicht auf den, gleich einem Schleier, von der Felswand herniedererschwebenden Fall aus.

Endlich kommt auch noch viel darauf an, mit welchen Erwartungen der Reisende zum Staubbach kommt. Wer kurz zuvor die donnernden Katarakte des Rheinfalles bei Schaffhausen, des Narfalles an der Handeck und anderer, in großen geschlossenen Massen und im engbegrenzten, landschaftlichen Raume daherbrausenden Gebirgsfröme sah und, von ihrer Wirkung noch erschüttert, nun ins Lauterbrunnen-Thal tritt und dort Aehnliches erwartet, der wird freilich sehr enttäuscht werden. Der Staubbach ist mit wenig Ausnahme-Momenten eine Erscheinung zarter, elegischer Natur, die weit mehr empfunden als angestaunt sein will.

In einer Höhe von fast 900 Fuß springen seine zwei Strom-Arme über die senkrecht-abfallende Felsenwand hinaus, und vereinigen sich rasch zu einer beweglichen Wassersäule, von der nur ein kleiner Theil an einer Klippe zerfällt, alles Uebrige aber in freier Luft sich in Millionen Perlen auflöst und zuletzt in schimmernden Regengstaub verdimmt, der theils auf beträchtliche Weite die Matten umher mit immerwährendem Thau benetzt, theils sich in einem tiefen Wasserbecken wieder sammelt, in welchem leuchtende Regenbogen durcheinander weben. Der Staubbach ist nicht groß durch einen unaufhaltsam wilden Strom, der an malerisch zerflütheten Felsenmassen schäumend und mannigfaltig sich bricht oder durch den Donner seines Falles die Lüfte erschüttert und die Ausrufe des

Erstaunens verschlingt; — aber er ist erhaben durch seinen himmelshohen Fall, durch die Wassermassen, welche sich weiß und weich wie Milch in unaufhörlicher Folge aus der Höhe hinabdrängen, — durch sein allmähliges Hinschwinden in Nebel und durch das Feuer seiner Regenbogen, — besonders aber auch durch sein, mit der Sanftheit des Ganzen so wundervoll harmonirendes, zartes Geräusch, das nicht von einer einzelnen Stelle herkommt, sondern den Zuschauer allenthalben wie Geisterstimmen zu umgeben scheint. Hieraus ergibt sich, was Künstler gegen diese Naturschönheit einwenden; der gerade Fall bietet ihnen zu wenig Anhaltspunkte für malerische Unterbrechungen, — die Weichheit in der successiven Bewegung der Massen verwandelt sich auf der Leinwand in steifen Stillstand, und weder das Glanzlicht des Wassers noch die Zauberthümer der Regenbogen lassen sich im Gemälde so wiedergeben, daß sie ästhetisch schön und durchsichtig erscheinen.

Die erste Bedingung zum Vollgenuß seiner Schönheit ist Sonnenglanz; dieser währt an den längsten Sommertagen von ungefähr 7 Uhr Morgens bis Mittags, weil er von demjenigen Berge selbst dem Bach entzogen wird, über dessen unterste Stufen er sich hinabwirft. Nicht nur die Regenbogen im Kessel, wo die zerstoßenen Wasser sich sammeln, — auch die fliegenden Wasserflocken in der Luft bedürfen des Sonnenscheines. Jedes Stäubchen wird bemerkbar durch seine Vermittelung, und der Inhalt der Nebelsäule scheint doppelt so groß, wenn die Gunst der Tageskönigin ihr unverklümmert strahlt. Zugleich ergötzt in hohem Grade der Schatten des Baches an der Felswand; er scheint ein zweites, stygisch-geschwärztes, mit wetteifernder Schnelle herabschwebendes Gewässer zu sein.

Man schreitet gewöhnlich zuerst nach der Stelle, wo der Bach zu Boden regnet, als wollte man ihn erst fühlen, bevor man ihn ruhig betrachtet. Es ist ein Kessel, wo die Schaulustigen zu stehen pflegen. Man erklettert den Hügel von Felsstrümmern, den sich der Bach links von seinem Niedersturze gebildet hat, und schaut hinab in ein weites Becken, das unablässig von tausendfachem Schaumgekräusel wimmelt. Auch jenseits liegen Schutthäufen, die von oben herunter geworfen wurden, — und zwischen diesen beiden

Bollwerken rieselt in freiem Durchgang der gesammelte Bach davon. Unverkennbar rührt die Tiefe seines Beckens und diese Oeffnung nach der Kitzschine von der Gewalt der Wassermasse her, die nach Gewittern und bei großer Schneeschmelze hier im Mittelpunkte des Falles Raum geschaffen, ohne doch die Hügel rechts und links zu vermindern; denn diese haben sich aus allerlei Steinen empor geschichtet, um mit trotziger Kraft den Anfang des Bachbettes einzudämmen.

Auf der rechten Seite kann man leicht in den Kessel=Cirkus hinabgelangen. Als bald wird man von einem doppelten Regenbogen umringt, der, einem Nimbus gleich, so genau mit uns verschmilzt, daß er Schritt um Schritt, so lange wir im Sonnenglanz und im Thannebel bleiben, bald vorrückt, bald zurückweicht, wo wir gehen und stehen. Die Wassertropfen hängen sich an die Kleider und glühen einzeln wieder in unvergleichlicher Pracht. Aber die Masse gestattet nicht, sich dieses Feengewandes lange zu freuen; ein fröstelndes Gefühl treibt um so eher aus der Tiefe wieder ans Ufer, da die Gefahr am Tage liegt, von irgend einem zufällig herabgeschloßten Steine plötzlich und selbst tödtlich verletzt zu werden.

Eine Hälfte des Baches, nur unmerkbar von der anderen getrennt, fällt beinahe senkrecht herab und würde effectlos an der Felswand niedergleiten, wenn diese nicht von oben bis unter die Mitte der Höhe sich unmerklich zurückzöge und nun der Wassersäule freieres Fortschweben gestattete. Die untere Hälfte der Bergwand tritt aber wieder entschieden hervor, und nun zersplittert die Masse in jenen Gischt und Staub, der so dufstig und ätherisch niederschwebt und an den Bachsturz in den salzburgischen Alpen erinnert, welchen das Landvolk bezeichnend mit dem Namen des Schleierfalles taufte.

Es ist unterhaltend, das Wasser von seinem Ausströmen an der hohen Felsrinne bis zu seinem Zerfließen mit dem Blicke zu verfolgen. Erst bricht es so wüthend hervor, daß man vor dem furchtbaren Sturze erschrickt, — aber kaum hundert Fuß gefallen, breitet sich's reichlich aus; die zusammengebrängte Säule zerfließt in einzelne schneeweiße Wölkchen, die man Wasser-Raketen nennen möchte, weil sie, forteilend gleich jenen flammenden Feuerköpfen,

einen Schweiß zurücklassen, der eine halbe Sekunde lang ihre Bahn bezeichnet, bis sie, völlig in Wasserfunken auseinandersprühend, sich zur Unsichtbarkeit verlieren.

Dies sind die Metarmorphosen des Staubbaches im Sommer und bei guter Witterung. Ganz andere, nicht minder sehenswürdige bietet der Winter, der Frühling und die Zeit zerstörender Anschwellung nach einem Platzregen dar.

Im Winter, wenn Schnee ins Thal fällt, hängen sich die Flocken an dem unteren Felsensatz der Staubbachwand an, gefrieren bei zunehmender Kälte und durch das darüberfließende Wasser gesättigt zu Eis, das nun allerlei größere oder kleinere Zapfen bildet. Prächtiger Glanz, der im Sonnenschein völlig blendet, erfüllt das staunende Auge, und der Berg scheint transparent hellbläulich glasiert zu sein. Tritt dann gelinderes Wetter ein, oder löst warmer Föhnwind die winterlichen Eisbände, dann stürzen große Stücke dieser unformlichen Zapfen unter krachendem Getöse in die Tiefe. Unten aber im Kessel häuft sich die Eistrümmer-Masse, thürmt sich zu einem Splitterhügel empor und gestaltet durch die darüber spritzenden, während der kalten Nächte schnell anfrirenden Wassertropfen einen Miniatur-Gletscher. Ja, die Wassertropfen vereisen oft schon im Sturze, wenn es recht bitter kalt ist, fallen rasch zu Boden und experimentiren augenscheinlich die Bildung des Hagels vor unseren Augen. Zunächst an der Fluh, droben beim Ausfall des getheilten Baches, erwachsen allmählig zwei ungeheure Eissäulen. Reißen dann beide, durch die Schwere des eigenen Gewichtes gedrängt, oder durch laue Südwinde in ihrer stützenden Basis untergraben, urplötzlich ab, so krachen sie mit solcher Heftigkeit auf den Gletscher im Kessel, daß Alles rundum erzittert und ein Erdbeben hereinzubrechen scheint. Von größter Wirkung ist's, wenn beide Säulen zugleich einstürzen, und ergötzlich ist die immerwährende Regenerirung dieser Pilaster, sobald neue Fröste eintreten. Wie aber im Frühling, besonders im Mai, die warmen Lüfte mächtiger werden, schmilzt auch der Eishügel im Kessel mit sichtbarer Eile zusammen und löst sich — wie bei den Gletschern — zuerst an der Felsenwand ab, so daß sich zwischen den Eismassen und dem Gestein eine furchtbare Kluft öffnet, deren Tiefe schon oft gegen

70 Fuß maß. Noch bis in die Hälfte des Monats Juni hinein erhalten sich Reste dieser winterlichen Erstarrung. Ist entsteht ein wunderschönes azurfarbenes Portal, durch welches das geschmolzene Wasser abfließt, ganz wie bei den Gletschern, oder das herabstürzende Wasser bohrt sich zugleich vermöge seines größeren Wärmegehaltes einen vertikalen Schlot, der in den Eisschacht ausmündet. Auch hier erzeugt die hineinscheinende Sonne wieder Farbensankuleien, die unvergleichlich in ihrer Art sind.

Diesem heitern und ungefährlichen Anblicke steht die Wuth des Baches am Tage hereinbrechender und über die Höhen des Pletschberges sich ausgießender Gewitter furchtbar gegenüber.

Brüllend, mächtig angeschwollen und vom Schlamm der aufgelösten Erde schwarz gefärbt, schießt dann der Strom in zwei dichten Armen, wie aus ungeheuern Brunnenröhren, von der Zinne der hohen, jetzt das grollende Gewölk unmittelbar berührenden Felsenwand in die Lüste heraus. Eine Last von Steinen, — viele davon über einen Centner schwer, führt der entfesselt einherbrausende Strom mit sich und schleudert sie wie gigantischen schwarzen Hagel hinab ins Thal. Von den Vorsprüngen der Felsenwand abprallend, wiederholen sie ihre Bogensprünge, bis sie zuletzt in schmetterndem Sturze den Schuttkeßel erreichen. Dann kommen auch entwurzelte Tannenbäume in dem heulenden Wasserschwalle herab, und je nach Größe und Gewicht fliegen einige, von Windstößen entführt, gleich verirrtten Schindeln eines abgedeckten Hauses um sich selber wirbelnd, durch die Lüste hernieder, während andere wie Riesenpfeile von der Höhe daherschmettern und unten tief in das Erdreich sich einbohren. Die sonst silberhelle, sanft schwebende Wassergarbe gleicht einer unermesslichen, verkehrten, dunkelbraunen Rauchsäule, deren Wallen und Wogen desto ausgedehnter wird, je näher sie dem Boden sinkt. Ist von einer Windsbraut fortgerafft, fällt sie thal- auf oder thalab von der lothrechten Bahn ihres Schwerpunktes weit verschlagen in die Tiefe, oder sie stäubt über die ganze Breite des Thales nach der gegenüberstehenden Mauer der hohen Schildwaldfluh hinaus. Schwarze, lastischwer hereinhängende Wolkendecken, die den schmalen Streifen des über die hohen Felsenwände des engen Thales hereinschauenden Himmels verbergen, — das gelbe

Feuer der im Grunde der Landschaft oder an den Höhen der Felsenwände hinzischendenden Blitze und das fürchterlich prasselnde, Alles erschütternde Rollen des Donners dienen dann dem wüthenden Gewässer als schreckliche, aber auch furchtbar erhabene Begleitung. Ein Scene aus dem Final=Drama des Weltgerichts scheint verwirklicht zu werden, wenn ein ähnliches Wetter wie das eben beschriebene über das Thal hereinbricht, und es bedarf jener Besonnenheit und stoischen Ruhe, die der Gebirgsbewohner aus seinem täglichen Kampfe mit den Elementen gewinnt, um hier nicht die Geistesgegenwart zu verlieren und auf jeden Angriff gefaßt zu sein, der dem Thale durch Ueberschwemmung droht.

Schließen wir diese ausführliche Schilderung eines alpinen Wasserfalles, der unerschöpflichen Stoff darbietet, mit dem beruhigenden, mild ansprechenden Bilde seiner Erscheinung im blassen Lichte des Mondenscheines.

Verliert sich die Sonne hinter dem Berge, so werden durch die verschiedenen gezackten Erhöhungen der Felsenwand lange Striche von dunklen Schatten hervorgebracht, welche die Wassersäule in einzelne Parzellen zu zer schneiden scheinen und den in der Beschattung liegenden Theil des Falles fast gänzlich unsichtbar machen. Wenn endlich das helle Sonnenlicht in der Luft durchaus verschwunden ist, so breitet sich allmählig todtte Blässe über die ganze Fluth aus, der Reichthum des Wassers scheint völlig zu versiegen und nur noch ein kleines unbedeutendes Bächlein über die Felsen hinabzuschleichen. Mit Einbruch der Nacht verliert sich das Einzelne des majestätischen Sturzes und seiner Bewegungen mehr und mehr. Nur eine weiße Riesengestalt, ein geisterbleiches Nebelbild, das in langfaltigem, starr herabhängendem Mantel unverwandt an der Felsenmauer lehnt, überragt hoch die schweigend im Dunkel gelagerten braunen Friedenshlütten der Menschen. Aber nicht lange währt diese unheimliche Uebergangsperiode; bald kehrt wieder Leben in die Gestalt. Ueber den ewigen Firnzinken der Jungfrau steigt der „basse Freund der Noth und der Nacht, der magische Prospektmaler der künftigen Welt, für die wir brennen und weinen“ — der stille Vollmond herauf und gießt sein mysteriöses Licht über die Alpen aus. Nun schimmert nicht nur die

Schaumfäule selbst im reinen Silberglanze, sondern auch die Wasserstrahlen am untersten Absatze der Staubbachfluth wandeln sich zu einem weißfunkelnden Brillantregen um, der in halb erblaßtem Farbenspiel den gaukelnden Zauber des Tages durch Regenbogen-ähnliche Verschlingungen nachzuahmen sich bemüht; geisterhaft umweben die Diamant-Funken den Träumer, welcher in so einsamer Nachtstunde sich hierher begiebt.

Ein ganz anderes Bild gestaltet der volle, wassermächtige Bergstrom, wenn er, in seinem Bett durch Felsentreppen oder hohe, fast vertikale Schichten-Abstürze unterbrochen, plötzlich zum zweifelten Sprung in die Tiefe genöthigt wird. Dies ist der eigentliche Wasserfall im engeren und präciseren Sinne. Was dort bei den sanft herabsinkenden, halb vom Winde getragenen, leicht verwehten Staubbällen zur Idylle sich verkörpert und als ein zartes Adagio seine ewigen, geisterhaft-flüsternden Weisen rauscht, das wird beim großen Stromsturze zur energischen Kräftäusserung.

In dieser kernigen, kräftigen Haltung ist er begreiflich auch nach seinem landschaftlichen Effekte viel malerischer, lebendig-bewegter und an Formen mannigfaltiger, je nachdem die Felsenarchitektur über welche die Wassermassen herabstürzen, sich gestaltet. Es hängt viel von der Verwitterungsfähigkeit des Gesteins und dessen Bruchfiguren ab. Da, wo granitische oder überhaupt krystallinische Felsarten die Sturzwände bilden, wo also die Konsistenz und Dauerkräftigkeit bedeutend ist, zeigt sich der Wasserfall auch als großartiges, einheitlich massenhaftes Schauspiel. Dennoch variiren auch diese außerordentlich. Der Buffalora im Val Misocco (Graubünden), welcher über eine fast lothrechte Wand herabkommt, schießt droben in vollster Behemenz als geschlossene, kompakte Säule wie ein krystallener Kanonenschuß weit über den Felsenrand hinaus und fährt als runder konsistenter Körper zur Tiefe nieder, ohne direkt die Gneisfront, über die er herabstürzt, zu berühren. Er unterliegt also, bezüglich seiner Sturzverhältnisse, den gleichen Bedingungen wie der Staubbach im Lauterbrunnen-Thale, nur daß er, vermöge seines größeren Wasservolumens und seines minder hohen Falles halber, sich nicht verflüchtigend auflöst wie jener.

Dieser gleichen Kategorie gehören die ricochetirenden Fälle an. Der Piomogna bei Faïdo kommt über die Alpenterrassen von Pian del Lago, welche die westliche Thalseite des Tessiner Val Leventina bilden, in Kaskadellen als munterer, kräftig genährter Berg bachherab, und schießt sich plötzlich in dem Falle, einen Satz auf gut Glück ins Unbestimmte über eine vertikale Glimmerwand wagen zu müssen. Er thut's, staucht unten aber, statt in einen seine Schaumwellen sammelnden Kessel zu fallen, auf eine Felsenplatte, so daß er wie eine Fächer-Fontäne wieder emporspritzt und einen Bogenatz hinaus ins Freie macht.

Wesentlich anders verhält sich's mit jenen, die eigentlich ihr Flußbett nicht verlassen, sondern innerhalb desselben über mehr oder minder hohe Stufen hinunterspringen müssen. Der imposanteste Repräsentant dieser Gattung ist der berühmte Tosa-Fall im Piemontesischen Val Formazza. Als der wasserreichste (der nur dem Rheinfall bei Schaffhausen nachsteht) verursacht er in seinem Granit-Gehäuse auch den ärgsten Spektakel. Mehr denn 80 Fuß breit und in einer Gesamthöhe von etwa 400 Fuß stürzt die Toccia, nach unten sich erweiternd, über drei Absätze und löst ihre Wassermassen in siedend brandende Schaumwolken auf, denen dicke Wasserstaub-Nebel fortwährend entsteigen. Ihm zur Seite, wenn auch nicht so wassermächtig, aber noch wilder in der Umgebung, steht der Alare-Fall an der Handeck im Hasli-Thale (Berner-Oberland). Er stürzt in eine mehr als 200 Fuß tiefe Granitkluft hinab, Anfangs bis zur Hälfte des Kataraktes in gebundener, strahlend-glatte Masse, dann aber zerschellt dieselbe an aufragenden Felszacken so furchtbar, daß Alles weiß, schneeartig-zerstiebelnd sich auflöst und in diesem Zustande von Treppe zu Treppe hinabkocht. — Noch großartiger, was die Umgebung und Felsen-Dekoration anbelangt, ist der Bérard- oder Poyaz-Fall bei Valorcine an der Tête noire (Uebergang von Martigny im Wallis zum Chamouny-Thal). Das ganz Eigenthümliche dieses Wasserfalles ist die absolute Abgeschlossenheit und die grandiose Einrahmung in dunkle, stygische Felsenmassen, deren Enden so scharf vom Zahne der Zeit ausgekehlt, zugespitzt und modellirt sind, als ob die tüchtigsten Steinmetzen hier ihre Meisterarbeit zusammengestellt hätten, um irgend ein großartiges Bauwerk

auszuschmücken. Man möchte diesen Fall seiner Einrahmung wegen einen gothischen Wasserfall nennen, indem die Hunderte von anstrebenden Säulchen und Pilastern ganz den Charakter und die Zeichnung herrlicher, mittelalterlicher Dome haben. Weder die Glommen- und Brammen-Fälle im hohen Norwegen, noch die effektreichen Trollhätta-Fälle in Schweden, noch jene an der steier'schen Gränze, in Tyrol und der Schweiz haben irgend ein Seitenstück zu diesem in seiner Art einzigen Schauspiel.

Es ließe sich nun von hier an abwärts eine vollständige Formen-Skala von Alpen-Wasserfällen aus dem Gebiete der granitischen Gesteine aufstellen; wir erwähnen indessen deren nur noch zwei als geeignete Repräsentanten der verschiedenen Abstufungen. Der eine ist der Fall des Hinterrheins in der Rofsla (zwischen Dämala und Splügen in Graubünden), dessen Sturzfundament steil-treppenförmig absinkt und daher vielleicht das entsprechendste Beispiel einer „Fäh-Kaskade“ im Flußbett ist; der andere ist der Fall der Reuß unter der Teufelsbrücke auf der Gotthardsstraße, der mehr die flach geneigte Kaskadenform repräsentirt. Als Muster eines konstanten, treppenförmig ebenmäßigen Kaskadellen-Falles kann der Fressione beim Ausgang der Gondo-Galerie auf dem Simplon gelten.

Zwischen allen diesen mitten inne liegen die „garnirten Wasserfälle“. Der vornehmste derselben in den Alpen ist der Pissevache im unteren Rhône-Thale. Die zackig-zersprengte, terrassenförmig ausgestufte Struktur des Felsenkörpers, über den die Salenche in wollig-runder Masse herabströmt, und die akkompagnirenden Nebenkaskaden, welche in unzähligen Strahlen plätschernd die Hauptmasse umgeben, schaffen ein so vielseitig bewegtes Bild, daß — hätte der Pissevache die buntgeschmückte Umgebung des Reichenbachfalles, er der effektivste Wasserfall der Alpen wäre. Zur gleichen Gruppe, der Anordnung nach gehörig, und doch wieder außerordentlich verschieden von dem eben beschriebenen, gehören die Fälle des Schmadribaches in der äußersten Tiefe des Ammerteth-Thales. In der Mitte, voll und hoch aufschäumend, braust der Kern des Gletscherbaches, ein eigentlicher Wasserfall, über eine schwarze zerspaltene Felsenmasse herab, kahl und schauerlich=

wißt, unmittelbar darüber die gewaltigen Eispyramiden des Breithornes, Groß- und Tschingelhornes. Diesem Hauptstrahl rechts und links zur Seite hüpfen und plätschern eine Menge schmaler Wasserfäden von den Granit-Treppen hernieder, bald in langer, schwächiger Form, bald gebrochen und im Winkel verstaucht, daß man von dem drängenden Getümmel, in welchem der stäubende, brausende Wirrwarr die milchweißen, dunstigen Wasserflocken auseinanderprüht, um sie im nächsten Augenblicke wieder zu vereinen, ganz irre wird. Nach unten zu, wie bei der Axt eines ausgespreizten Fächers, sammeln sich die zerstreuten Wasserstrahlen in einem ausgewaschenen Trümmerbecken, und kaum vereint, jagen sie mit überstürzender Eile schräg hinab, zwischen Felsenthoren hindurch, um abermals in neuen kleineren Fällen dem Uebermuth der Jugendkraft die Zügel schießen zu lassen.

Das Kaskaden-System wiederholt sich in großem Zuschnitt bei den Wasserfällen der Zuraft-Alpen. Dort veranlassen Schichtenwechsel, verschiedenartig geneigte Hebung der Sedimente und Ausstufung der Schichtenköpfe eine natürliche Treppenanlage in den Fluß bettender Voralpen, welche sich am übersichtlichsten in den vierzehn Kaskaden-Etagen des Gießbaches am Briener See ausprägen. In noch größeren Cäsuren treten die Reichenbach-Fälle, zwischen Meyringen und Rosenlani auf; sie vereinigen eine Musterkarte aller bisher beschriebenen Formen, freilich ohne allenthalben deren erschütternde Großartigkeit zu besitzen.

Der Bergstrom und seine Wasserfälle sind eine der stolzeſten Zierden des Alpenlandes, und mit begeisterten Worten besingt F. L. von Stollberg das erhabene Schauspiel

Unsterblicher Jüngling,
Du strömest hervor aus der Felsenkluft.
Kein Sterblicher sah die Wiege des Starken!
Es hörte kein Ohr das Fallen des Edeln im sprudelnden Quell!
Wie bist du so schön in silbernen Locken!
Wie bist du so fürchtbar im Donner der hallenden Felsen umher!
O eile nicht so zum grünlichen See!
Jüngling! noch bist du stark wie ein Gott!
Frei wie ein Gott!

Der Schneesturm im Gebirge.

— — Tollheit ist
Der Muth des Menschen,
Wenn ein Gott ihm zürnt.

Stollberg.

Zu den ungestümsten und schreckenerregendsten Natur-Erscheinungen des Hochgebirges gehören die Schneestürme. Von ihrer Festigkeit, Gewalt und von der quantitativen Dichtigkeit der Schneemenge, welche, durch die Lüfte getragen, die Möglichkeit zuläßt, daß binnen wenig Minuten kurz vorher noch sichtbare Wege gänzlich vergraben und fußhoch überdeckt werden, kann nur derjenige sich einen lebhaften Begriff machen, der die wilden Kraftäußerungen der Elemente im Gebirge schon in anderer Weise kennen lernte. Der Schneesturm in den Alpen ist gleichsam der entgegengesetzte Pol einer anderen, eben so furchtbaren, atmosphärischen Erscheinung, nämlich des Samum der Wüste. Wie dort der rasend einherbrausende Flügelschlag des Wüstenwindes unberechenbare Milliarden glühendheißer Sandkörnchen emporhebt und in jagender Flucht durch die Lüfte trägt, tiefe Mulden hier auswühlt, um neue, vorher nicht dagewesene, haushohe Hügel dort abzuladen, — so erfüllt der Schneesturm die Luft auf große Entfernungen hin mit dichten, ringsumher Alles verfinsternden Wolken kleiner, feiner Schneekristalle, die Alles durchdringen, an Alles sich einbohren und mit der Atmosphäre eine völlig verschmolzene Masse zu sein scheinen. Die Verwandtschaft der mechanischen Thätigkeit dieser beiden schrecklichen Lufterrscheinungen ist frappant und bietet selbst bis in die kleinsten

Einzelheiten Parallelen dar, freilich eben immer unter den Bedingungen der äußersten Temperatur-Gegensätze.

Der Schnee des Hochgebirges ist, sowohl nach Gestalt und Umfang als nach Dichtigkeit und Schwere seiner einzelnen Körpertheilchen, in der Regel wesentlich verschieden vom Schnee der Tiefebene und des Hügellandes. — Die große, breite, fette Flocke des Tieflandes ist eine Vereinigung vieler, mehr oder minder vollständig ausgebildeter, flächenhaft-krySTALLisirter Eiskerne, die deshalb, weil die Schwere der darin enthaltenen gefrorenen Wassertheilchen nach ihrem räumlichen Umfange in keinem Verhältniß zu der zu durchschneidenden Luft steht, langsam wie ein von den Windwellen getragenes Fallschirmchen aus der Höhe niedersehwebt, und nur dann eine beschleunigtere Geschwindigkeit annimmt, wenn sie in Temperaturschichten herabsinkt, welche vermöge größerer Wärmemenge die im Frost gebundenen Wasser-Atome theilweise lösen und die ganze Wolke durchfeuchten.

Ganz anders verhält sich's mit dem Hochschnee. Der erste Blick schon zeigt ein ganz anderes Gebilde. Er ist viel feiner, mehligter oder eigentlich sand-ähnlich, trockener und darum selbstständig beweglicher. Theils zeigt er unterm Mikroskop blos prismenförmige Nadelchen, oder unendlich kleine, aber kompakte keilsförmige, sechsantige Pyramiden, theils aber stellt er sich auch in einer mehr der sphärischen Gestalt annähernden Weise dar, und zwar so, daß er einen kugelförmigen centralen Körper zeigt, an dem, ähnlich der mittelalterlichen Waffe des Morgensternes, kleine Spitzen nach allen Radien hin ausstrahlen. Daß solch ein, seinem Umfange nach kleinerer, wahrscheinlich auch dichter und darum schwererer Körper in ganz anderem Geschwindigkeitsmaße die Luft durchschneiden kann und darum bewegungsfähiger ist, wenn der Wind ihn treibt, als die neßförmig breite, viel mehr Raum einnehmende Schneeflocke, ist begreiflich.

Bei der ungemeinen Feinheit der einzelnen Körperchen des Hochschnees ist es aber auch vornehmlich deren große Trockenheit, welche sie auszeichnet. Diese ist Folge der in den oberen Regionen während des ganzen Jahres fast ununterbrochen herrschenden niederen Temperatur. Im normalen Zustande ist der Hochschnee so

heftiger, scharfer Windstoß, der ihm eine Handvoll emporgerafften Schnee entgegenwirft; dann ist's wieder ruhig, — still rundum, wie vorher. Diese intermittirenden Vorläufer wiederholen ihre Mahnung noch einige Male, gewöhnlich nach immer kürzer aufeinander folgenden Pausen. Es sind die äußersten und letzten Erinnerungszeichen zur Flucht. Denn nun beginnt ein seltsames, unheimliches Tönen in den Felsenkammern und Steinschluchten, erst leise und seufzend, dem wimmernde Antwort von der entgegengesetzten Seite folgt, dann vernichtlicher, näher, stärker, aber rasch weit und weiter verklingend in anderen Gebirgsrevieren; diese durch die Luft streichenden Klagen tönen aus einer dritten und vierten Ecke hervor, getragen, einförmig und hohl. — Das Roß vorm Schlitten haut fester mit den Hufen in den unsicheren, lockeren Pfad und schnaubt öfter und unwillig, — sein Instinkt verräth ihm die nahende Gefahr; unaufgefordert strengt es seine Kräfte in erhöhtem Maße an, rascher fort zu kommen — und keuchend folgt ihm sein Treiber. Dem winselnden Unisono gesellt sich jetzt ein tiefer Grundton zu; die dazwischen liegenden Stimmen mehren sich, die Disharmonieen werden voller, und mit ihnen schwillt das Getöse immer wilder, mächtiger, lauter an und durchheult die Lüfte. Noch wenig Augenblicke, und nun entladen auch die Schneewolken ihren Inhalt und senden einen Hagel feiner, nadelspitzer Eispeile mit solch unbändiger Gewalt hernieder, daß alle entblößten Theile des Körpers auf das Schmerzhafteste von ihnen getroffen werden. Der fast erschöpfte Wanderer kehrt der Seite, von welcher die Massen am Tollsten herabwüthen, den Rücken zu; — aber was hilft's? Die jagenden Fluthen der Eisnadeln schlagen gleich den brandenden Meereswellen um ihn zusammen, und so wie diese, zu Schaum zerspritzt, dem Orkane sich wieder entgegen werfen, so ändern auch die seine Schultern bestreichenden Schneestaubwolken ihre Fluchtbahn und greifen in kreiselndem Wirbel den Betäubten von vorn an. Er kann nichts sehen und deckt wechselsweise mit Arm und Hand und Tuch die Augen, die Wangen, das ganze Angesicht, welches von der schneidenden Kälte und den brennenden Strichen aufzuschwellen beginnt, — er kann nicht athmen, denn die zu Eis verkörperte Luft fährt wie ägendes Gift durch die Respirations-Organen in die Lunge

und bohrt sich bei jedem Athemzuge wie mit tausend Spitzen fest. Er ist hereingebrochen, der furchtbare Schneesturm des Gebirges mit all seinem Entsetzen, seiner gräßlichen Wildheit, und umwülthet Alles, was in seinem Bereiche liegt. Und in Mitte dieses Aufruhrs steht der Mensch, der Herr des Erdballes, ein armes, ohnmächtiges, verlassenes Geschöpf in grausenhafter Schneewüste, eine sichere Beute des Todes, wenn die letzte Kraft ihn verläßt.

Denn, tritt auch eine kurze Pause in dem entsetzlichen Auf-
ruhre ein, kann der Ueberfallene für wenige Sekunden die Augen
öffnen, so sieht er keine Spur des zu verfolgenden Weges mehr.
So tief wie er, oft bis an die Kniee, im frisch gefallenem und ab
den Bergen zusammengewehten Schnee steht, eben so tief, und
stellenweise noch tiefer, liegt derselbe überall. Darum hat die Vor-
sicht der Thalbewohner dießseits und jenseits vielbegangener Pässe
schon seit alter Zeit die Einrichtung getroffen, 20 bis 30 Fuß hohe
Schneestangen vor Wintersanfang längs des ganzen Pafsweges
ins feste Gestein zu setzen, die bei verwehetem Pfade als Alligne-
ment dienen. In ergiebigen Wintern ist's indessen schon vor-
gekommen, daß an manchen Stellen auch diese Stangen unter dem
von allen Seiten zusammengewehten Schnee verschwanden. Denn
in der oberen Alpenregion, zwischen 5500 und 7000 Fuß über
dem Meerespiegel, und in der subnivalen oder unteren Schnee-
region, zwischen 7000 und 8500 Fuß, fällt der Schnee in ganz
anderer Menge als in der Ebene, wo nicht nur das Quantum
des auf einmal gefallenem Schnees weit unbedeutender als im Ge-
birge ist, sondern wo auch steter Temperaturwechsel mehrmals in
einem Winter die ganze Schneedecke wieder hinwegrollt.

Müüderwerden, Schläfrigkeit, Hinfinken vor Ermattung, allmä-
liges Schwinden der Besinnung und endliches Erstarren vor Kälte
sind die Progressiv-Stadien des herbeischleichenden Todes.

Jedes Jahr fordert seine Opfer. Die Erinnerung an trau-
rige Ereignisse dieser Art lebt traditionell im Munde des Volkes,
das am Fuße solcher Bergübergänge wohnt, lebhaft und in
Menge fort.

Die Rufe.

Stolzen Haupt's im Sonnenstrahle
Steh'n die Niesen unbefiegt,
Während etwas Staub im Thale
Ihnen von den Sohlen fliegt.

Anast. Grün.

Alle großen Alpenthäler, die in den Formationen der Schiefer-
Kalk- und Flysch-Gebilde liegen und von starren Seitenwänden
eingeschlossen werden, zeigen streckenweise zwei landschaftliche Er-
scheinungen, die selbst dem oberflächlichsten Beobachter auffallen
müssen. Ganz besonders lassen sich dieselben im romantischen
Rheinthale wahrnehmen. Auf der Eisenbahnlinie, welche von
den Ufern des Bodensees nach Graubündens Hauptstadt Chur
führt, erblickt man am jenseitigen Rheinufer im Fürstenthume
Lichtenstein unter den fünftausend Fuß hohen Felsenfronten der
„Drei Schwestern“, gleichmäßig in einer Böschung von etwa
zwanzig Grad, vom Rhein gegen die Berge ansteigende, theils mit
Wald und Wiese, theils mit Weingärten überwachsene Halben,
die stellenweise von breiten, grauen, vegetationslosen Steinschutt-
Linien, ähnlich dem trockenliegenden Bett bedeutender Flüsse, unter-
brochen werden. Auffallender und ausgedehnter zeigen sich diese
schiefen Ebenen tiefer im Thale, hinter Ragaz, zwischen den Stationen
Meyersfeld und Landquart, am Fuße des fackausgezackten, 8000 Fuß
hohen Falknis, — und am Bedeutendsten, wenn man die Landquart
passirt hat, bis Chur, immer auf der gleichen östlichen Seite,

unter den pyramidal-zugespitzten Hörnern der Hochwang- und Montaline-Kette. Alle sind Resultate der allmäligen Gebirgsverwitterung, der immerwährenden Herabschwemmung losbröckelnden Gesteines, also der fortbauenden Alluvien; freilich wohl das Resultat von Jahrtausenden. Denn viele Ortschaften Graubündens, die schon im frühen Mittelalter genannt werden, liegen auf solchen Anschwemmungs- und Schutt-Hügeln. Diese breitgedehnte, stetig ansteigende, schiefe Ebene, durch nahe-liegende hohe Felsen-Prospekte geschlossen, wird von breiten Schuttrinnen durchschnitten, die oben am Bergabhange schmal, nach unten, gegen den Rhein zu, im Thale breit sich ausdehnen. Das sind die schrecklichen, von den Anwohnern gefürchteten Klüfen, die Abzugskanäle der im Gebirge sich entladenden Donner- und Hagel-Wetter, der plötzlich in Strömen herniederbrausenden Platzregen und der Schneeschmelze, — die während des größten Theiles vom Jahre trocken daliegen, aber, — wenn sie zu thun bekommen und rasch in Aktivität gerathen, dann um so schreckenerregender arbeiten. Ein Spaziergang in eine dieser unheimlichen Werkstätten wird uns näher mit deren Detail-Anordnung, deren durchaus eigenthümlichen Eindrücken bekannt machen. Wählen wir dazu die Klüfe, welche aus dem verrufenen, wenig besuchten, von keinem Gespenster-Gläubigen betretenen Skälära-Tobel zwischen Chur und Trimmis herabkommt, par excellence „die große Klüfe“ genannt, und steigen wir aus dem breiten versandeten Rheinthale bergwärts auf.

Drunten decken magere Almend-Weiden, im heißen Sommer dürr, fränkelnd und verbrannt, die emporsteigende Ebene. Sie haben etwas Sammetartiges, Anheimelndes im Frühjahr und nach lebenverjüngenden Regenperioden; denn gerade die niedrigen Seggen-Arten, diese freundlichen, bescheidenen Gräser-Zwerge, mit den pfriemähnlichen, dünnen, kurzen Halmchen, geben dem wellenförmigen Boden ein so einladend-weiches Ansehen, wie die kurzen gedrängten Kräuter der höheren Regionen der Alpweiden. Dennoch ist so eine Bündener Almend-Wiese vor und zwischen den Klüfen etwas ganz Anderes als eine gewöhnliche Almend- oder Alp-Weide. Kurzes, strammes Tannengesträuch, dicht gedrungen ineinander genadelt, mitunter etwas legföhrenartig, schon recht alpin-gnomenhaft

und zerstreute Fichten mit darunter gebetteten Steinblöcken, treten sporadisch darin auf. Nach und nach geht die Weide in aschgraue, von Geschieben und Schwemmland bedeckte, sandige Wüsten über. Hier ist mit einem Male der botanische Charakter ein total veränderter. Mannshohes Buschwerk fristet, bei abwechselndem Ueberfluß an Feuchtigkeit und intermittirender, brennender Trockenheit, seine Existenz; es sind lauter zählebige Sträucher: der gemeine Sanddorn, der Essigdorn oder Weinschöttling mit den rothleuchtenden Beeren = Trauben und den scharf genadelten, lederartigen Blättern, — die rosigblühende deutsche Tamariske, viele Weidenarten, namentlich auch die Rosmarin-Weide und Andere. Es drängt uns, dies unliebame Strand-Voskett zu verlassen, welches durch breitgewipfelte, einigermaßen an die Pinie des Südens erinnernde, Fichten noch melancholischer gestimmt wird.

Die hellgrau, silberschimmernd glänzenden Schieferscherben mit den reichlich dazwischen gestreuten weißen Feldspath-Brocken nehmen zu, die Partie wird verwüsteter, der Boden verbrennt von der rückstrahlenden Sonnengluth, er ist ganz vegetationsentblößt; wir stehen am Rande der Rülse, wo sie in ungehemmter Bequemlichkeit Jahrhunderte lang sich ausdehnte und alles Mugland ringsum mit ihrem spröden, zu sandartigem Staub verwitternden, Gebirgsumrathe verwüstete. Die Eisenbahn mußte gegen solche alt-eingewurzelte Ungezogenheiten vorkommenden Falles sich verwahren; sie baute den unbändigen Raufbold, legte ihm eine technische Zwangsjacke in Form eines, aus seinem eigenen Gesteinsmaterial gepflasterten, tief ausgehöhlten Kanals an, und diesen Weg muß jetzt bei jeder Rülse das schmutzige, schwarzgraue Wildwasser hinab in den Rhein nehmen, wenn anders der wilde Alpengeist nicht über kurz oder lang auf den neckenden Einfall kommt, den Leuten zu zeigen, daß all' ihre Weisheit und Vorsicht ohnmächtig und nutzlos ist, sobald er von der Gewalt des Stärkeren Gebrauch machen will. Denn wenn das Wetter losgeht, weiß man nie mit Sicherheit, wo eine Rülse anbricht. Darum, wenn im Frühjahr der Föhn andauernd heftig in der Höhe weht und der Hochschnee eilends schmilzt, oder wenn ein Gewitter losbricht, müssen die Anwohner dieser zur Landesplage gewordenen Kanäle Tag und Nacht auf der Wache stehen

und schon am Fuße der Gebirge, dort wo die Schlamm-gesättigten Ströme aus den Schluchten hervorbrechen, Acht haben, daß sich das normale Bett nicht verstopfe; wird dies verfehlt, so bohrt das mit rasendem Ungefühl einherbrausende Wildwasser sich neue Bahnen, bricht in die Güter ein und zerstört Alles, was ihm im Wege liegt. Daher kommt's, daß Weinberge, die sonst sehr bedroht waren, jetzt, wo die Klüfte ein anderes Bett sich gewählt hat, nun völlig geschützt im Frieden ihre köstlichen Trauben reifen können. Manchmal fällt im Dorfe Trimmis kein Tropfen Regen und in eine Viertelstunde entfernten Maschänzer- und Skalära-Tobel hängt ein Gewitter, das in sündfluthlichen Strömen sich entladet. Bald geht beim Hochwetter die eine, bald die andere Klüfte, während eine von beiden trocken liegt; und doch sind beide kaum viertausend Fuß (in horizontaler Projektion) von einander durch einen Gebirgskeil getrennt. Man weiß darum nie, von welcher Seite das Unglück hereinbricht.

Verlassen wir für eine kurze Strecke den Klüften-Kanal, um auf anmuthigerem Wege hinauf in die oberen, wilderen Parteen zu steigen. Der Pfad führt uns weiter hinauf, in den Wald. Ein Anflug junger Tannen, dazwischen dornumstarrte Steinhalden, nimmt uns auf. Der Weg ist sand-wüßt, aber eine Wildniß-prächtigung wuchernder Waldkräuter umgiebt uns. Wir sind unvermerkt im dichten, immer dunkler werdenden Walde hinauf gestiegen. Da lichtet sich's; noch wenig Schritte und wir stehen an der Uferwand der wilden Klüfte. Das ist kein Waldbachbett, nicht das Rinnsal eines versiegten Bergstromes; das ist ein leibhaftiger Steintrümmer-Gletscher, der mitten durch den stolzen Forst in beträchtlicher Breite sich Bahn gebrochen hat. Wie eine ungeheure Schlange windet das graue, grausenhafte Chaos sich hinab, — wir können das Ende desselben nicht erblicken. Nichts als scharfkantige Schieferlinge und Felsenscherben im tollen Durcheinander, — Brocken in allen Kalibern, faustgroß, bis zu solchen, die an Umfang einem hochgeladenen Erntewagen gleichkommen. Dazwischen starren abgeknickte Baumrumpfe, mächtige Wurzelstöden, die ihre knorrigen Arme in die Klüfte strecken, und andere Wald-Rudera hervor, die, in das Gerümmel geklemmt, hier auf Erlösung harren, bis die nächste herabrasende Sturmfluth neues Material aus den Bergen bringt und

das im Bette liegende, weiter vor sich herschiebend, wieder in Bewegung setzt. Zu beiden Seiten hat die besorgte Menschenhand Seitendämme von regellosen Bruchquadern aufgeführt, die mit den Moränen der Gletscher einige Verwandtschaft haben. — Es giebt viel Stätten greulicher Zerstörung im Gebirge; die Rüssen gehören zu den erschreckendsten.

Je weiter hinaus, desto ebener wird das Bett; nur kleineres Gestein, oft nur grauer zerriebener, feingeschlemmter Sand, füllen dasselbe; eine leichte Rinne lauwarmen, grau-trüben Bergwassers murmelt leise hinab. Dies Rieseln und das einförmige Streichen der Luft durch die Wipfel des Tannenwaldes zu beiden Seiten sind die einzigen Naturlaute in dieser öden, ureinsamen Gegend. Geradeaus, in der aufsteigenden Perspektive der Rüsse, liegt das eigentliche Skälära-Tobel. Es ist keines jener schauerig-schönen, forst-umnachteten, tief-geheimnißvollen Wald-Tobel mit dem phosphoreszirenden Moosgrün im feuchten Grunde und dem naiven, malerisch-gelegenen Knüppelsteg über den plätschernden, frischen Bergbach, — es ist eine offene, baumlose Schlucht, in welche die Sonne unbehindert hineinscheint, von kahlen, abgeschieferten, bröckeligen Felsenswänden, einige Tausend Fuß hoch, eingeschlossen, an denen man die wellenförmig geknickte Schichten-Struktur der grau-sandigen Schiefer studiren kann. In eigentlicher Pyramidenform wachsen die spitz im Triangel auslaufenden Felsen-Koulißen hintereinander auf, die tieferen immer die vorderen überragend, und an den Ranten versuchen magere Tannen linienweise den Gänsemarsch zur Spitze hinauf; hinten schließt die Schlucht im Kernstocke des Montalime mit einer Masse zerfurchter, in steilster Abdachung eingefreier Schutt-Rinnen. Also an und für sich sieht's bei Tage gar nicht so grausig hier aus. Was ist's auch, das uns so mit unheimlichen Gefühlen im Anblick dieser romantischen Wildniß erfüllt? Es ist das Bewußtsein, an einer Zerstörungsstätte zu weilen, wo unsichtbare, gleichsam dämonisch-waltende Kräfte ihren Sitz haben und vom Fundamentalbau des Gebirges fort und fort Theile absprengen, um damit den Fleiß und das Kulturbestreben der Sterblichen zu höhnen; — es ist die unheimliche Thätigkeit, die geisterhaft hier waltet und zu allerlei Phantasmen verleitet; — es ist die

Mahnung an den Gespensterglauben des Volkes, welcher die unreinen Seelen verlichtiger Verstorbener um ihre Gräber irren läßt und den Aufenthalt derselben hierher verlegt. Hier ist nach der Sage der Eingang ins Schattenreich, hier wandelt, an einem Lieblingsplätzchen, der höllische Proteus in allerlei Gestalten und erschreckt die Neugierigen. Fürwahr, für Macbethische Hexen=Zabathe oder Faustische Mephisto=Beschwörungen giebt's wohl wenige geeignere Lokale als das verrufene Skälära=Zobel.

Für den, der im Gebirgswandern nicht schon etwas Taft erhalten hat, ist's unrathsam, gegen die Tiefe des Skälära=Zobels aufwärts klimmend ohne Führer vorzubringen.

Und nun der Losbruch einer Klüfte selbst, d. h. die plötzlich eintretende Entladung eines Gewitters, eines Wolkenbruches und, in Folge dessen, die aus dem Hintergrunde eines solchen Zobels hereinbrechenden, von allen Zähhängen, aus allen Berg- und Schluchtkunsten zusammengeronnenen, unten im Bett der Klüfte sich vereinigenden Wildwasser! Es ist eine Thätigkeit entfesselter Gewalten in der Natur, die an furchtbarer Großartigkeit und Zerstörungskraft der schrecklichen Laune gleichsteht. Das ist nicht jenes schäumende, in tausend Kaskaden herabstuhende, immer wilde Schauspiel eines angeschwollenen Bergstromes, — das ist eine dicke, schwarze Schlamm-suppe, die mit schwerfälligiger Geschwindigkeit, mit roher, plumper Hast sich bewegt. Ihr fehlt das dem Wasser, selbst in der wildesten Aufregung, immer eigenthümlich Gaziöse der Bewegung, die Leichtigkeit der galoppirenden, übermüthig-jagenden, brandenden, sich überschlagenden oder zerberstenden und schaumaußspritzenden Wellen; hier ist Alles bestialisch, brutal, dämonisch.

Die Klüfte beginnt nicht mit Vorboten kleiner Wasserentladungen, mit irgend einigen introduzirenden Symptomen; man hört sie höchstens von Weitem tobend anrücken, oft (wenn das Wetter, welches sie erzeugte, lange andauert) verschwommen mit dem heillosen Aufruhr in den Klüften, so daß man nicht unterscheiden kann, was zurückgeworfener Widerhall des Donners aus den Klüften ist und was vom Stürzen der von der Klüfte in Gang gebrachten Steine herrührt. Plötzlich bricht sie hervor, ein stürmendes Ungeheuer, ein brüllendes, steinerfülltes Meer, ein Produkt der rasendsten Gewalt.

Wie schon erwähnt, fließt oder strömt sie nicht eigentlich, sondern der wässerig-dünne Schlammfluß wälzt oder stößt Gestrümmerschaufen Etagen-hoch vor sich her, in beständigem Sturzfall und doch sofort ergänztem Wiederaufbau, eine wandernde, lebendig gewordene Felsen-Ruinen-Wand. Bei einigen Rüssen geht's indessen gar nicht so schnell; oft lacht schon wieder heiterer Himmel überm Thal, und die Sonne leuchtet warm drein, bis der gräßliche Unhold aus seinem Hinterhalte hervorbricht.

Nun gilt es nur, das Ungethüm im Gange zu erhalten. Baut sie einmal einen Querdamm aus ihren zentnerschweren Stein-Blocken auf, häuft sich hinter demselben einmal die andrängende Masse, können die am Ufer mit großen Haken und Stangen beschäftigten, schreienden Anwohner nicht irgendwo eine Bresche öffnen, — dann bricht sie sonstwo anders am Ufer durch, wühlt sich ein neues Bett, reißt Bäume, ganze Waldlinien um, und der Zerstörung tiefer liegender, werthvoller Gelände sind alle Thore geöffnet.

In neuester Zeit ist viel Zweckmäßiges geschehen, um diese Unholde in ihrer Kraft zu schwächen. Man hat drinnen, wo der Herd der Zerstörung ist, wo das Zusammenrotten der Schuttmassen beginnt, die Rüssen mit Thalsperren verbaut. So im Summa-Prada-Bach im Domleschg, im Medelser-Thal, im Rheinwald und Puschlav. Die großartigste, nächst der sehenswerthen bei Mollis (im Kanton Glarus, wohl eine der ersten), ist jene im Graubündner Münsterthale.

Die Laine.

Grün wird die Alpe werden,
Stürzt die Lawin' einmal;
Zu Berge zieh'n die Heerden,
Fuhr erst der Schnee zu Thal.
Euch stellt, Ihr Alpenjöhne,
Mit jedem neuen Jahr
Des Eises Bruch vom Föhne
Den Kampf der Freiheit dar.
Uhl and.

Jede massenhafte, stürzende Bewegung bereits zu Boden gefallen, angehäuften Schnees wird in den Alpen, je nach den ortsüblichen Abweichungen, „Laue, Lawe, Laine,“ im Tyrol „Lähne“, in den rhätoromanischen Bergen „Lavigna“ genannt. Die in der hochdeutschen Schriftsprache eingebürgerte Schreibweise „Lawine“ kommt im Munde des Gebirgsvolkes kaum vor. Wurzelwortjäger haben der Grundbedeutung dieses Wortes schon weidlich nachgesetzt und wunderbares Wild aus dem düstern Walde ihrer Vermuthungen aufgetrieben. Hält man den einfachen Volksausdruck fest, so hat man wohl auch das Wurzelwort „lau“ rasch gefunden; mit der Bezeichnung „Laue“ oder „Laine“ wollte der sprach-ökonomische Bergbewohner kurz die ganze Erscheinung zusammenfassen und benennen, die sich ihm bei der Wiederkehr der „lauen“ Lüfte in jedem Frühjahr zeigt.

Die Laine ist die Milchschwester der Milse (S. 106), gleichsam das winterliche Ebenbild dieses im Sommer so ungeberdig tobend
Verlepsz, Die Alpen.

aus den Höhen hereinbrechenden Unholzes. Wie bei jener ist es ein Abschüttelungs-Prozeß des Uebermaßes dessen, was die Höhen nicht zu bergen vermögen, — wie jene, tritt auch die Lawine schrecken-erregend in dräuender Wildheit, donnernd und weithin durch die Thäler wiederhallend einher, — wie jene, hat sie ihre trümmerbedeckten Sturzbahnen, über welche sie furchtbar herniederrauscht, — wie jene, richtet sie im bewohnten Kulturlande alljährlich viel Unheil an und ist der gefürchtetste Gast jedes Alpthales.

Aber sie ist ungleich mannichfaltiger als die Rüsse, weil sie viel öfter und fast allenthalben im Hochgebirge wiederkehrt. Raum mag es einen bedeutenden Gebirgszug geben, der nicht seine alljährlich regelmäßigen Lawinenstürze hat. Hier hängt's dann begreiflich von der Figuration der Berge und Felsenwände, von ihrer mehr oder minder dem Schneefall, der Schneeanhäufung ausgesetzten Lage ab, wie groß, stark und heftig die Lawine wird — und je nach ihrem früheren oder späteren Auftreten, der Dichtigkeit ihres Materials, der Ursache ihrer Entstehung und dem Effect ihrer Wirkung unterscheidet der Aelpler verschiedene Arten.

Es ist eine, im Nicht-Alpenlande beinahe stereotyp gewordene Meinung, daß irgend eine unbedeutende, äußere Veranlassung, z. B. das Schneeförnchen, welches der Fittigschlag eines Vogels in rollende Bewegung setzt, die Lusterschütterung, welche durch Geräusch, durch das Knallen einer Peitsche, das Klingeln einer Saumroß-Glocke, ja selbst durch Husten und Sprechen entstehe, — hinreichend oder vielmehr nöthig sei, um den Sturz einer Lawine herbeizuführen. So wenig es sich in Abrede stellen läßt, daß solche Veranlassungen unter Umständen allerdings Ursache von Schneestürzen werden können, ebensowenig sind sie jedoch Bedingung derselben; im Gegentheil, die massenhaftesten, furchtbarsten, gefährlichsten und regelmäßigesten Lawinen werden durch ganz andere Faktoren hervorgerufen.

Man kann sie zunächst süglich in Winter- und Sommer-Lawinen eintheilen. Den ersteren gehören die schrecklichen, gefürchteten, unregelmäßig hereinbrechenden Staub-Lawinen an. Sie sind gewissermaßen die stärkste Form der Schneestürme. Entweder packt ein um die Gipfel brausender Hochsturm unberechenbare Lasten jenes feinen, sandähnlichen, kurz vorher gefallenem Schnees, hebt denselben auf

und läßt ihn als undurchdringliche Staubwolke da fallen, wo plötzlich die tragende Kraft des Windes gebrochen wird, — oder es ist neuer Schnee, der auf sehr glatter Unterlage alten, obenher vereisten Firnes liegt, durch einen Windstoß ins Gleiten geräth, durch wachsende Masse auch an Gewicht, Druck und Schnelligkeit der Bewegung wächst, und so über irgend eine Wand herabfährt. Die hierdurch herbeigeführte Wirkung ist eine doppelte. Einerseits hüllt der niederstürzende Schnee-Ocean in sekundenkurzer Zeit Gegenden, Häuser, Personen, Vieh so vollständig ein, daß in vielen Fällen dieselben tief vergraben liegen und nur eiligste Hülfe Rettung ermöglicht, — andererseits aber ist die durch den raschen Sturz veranlaßte Compression der Luft so gewaltig, daß, wie die Explosionen von Pulverthürmen, lediglich durch den Luftdruck, große Felsenblöcke, Häuser, Viehställe, Gegenstände jeder Art, welche die Lawine mit ihrem Schneekitt nicht einmal erreichte, zur Seite geschoben, emporgeschmetzt, über Abgründe durch die Luft getragen, kurz und gut in capriciösester Weise dislocirt werden. Weil der Wind zunächst Ursache des Entstehens derselben ist, so werden sie auch Wind-Lawinen genannt; indessen können gerade bei diesen fliegenden Schnee-Schmetterwolken auch andere Hebel Bewegung-hervorrufend wirken. Bei diesem auf geneigter, glatter Fläche ruhenden Staubschnee genügt irgend ein gegebener Anstoß, um große Schneefelder ins Rutschen zu bringen, und hier ist die Entstehung der vulgären, in den Sprachgebrauch übergegangenen parabolischen Redensart von dem: „Lawinen-ähnlichen Anwachsen“ zu suchen.

Von der Schnellkraft des erzeugten Luftdruckes kann man ohne Beispiele sich kaum eine richtige Vorstellung machen. Im graubündner St. Antönien-Thal sah ein Knecht weit droben an der Bergwand, vielleicht $1\frac{1}{2}$ Stunde von seinem Standpunkte, eine Lawine anbrechen und eilte, einen Stall zu erreichen, der ziemlich gesichert stand. Obgleich dieser etwa nur 14 Schritte entfernt war, so vermochte er denselben doch nicht zu erreichen, sondern wurde vom vorausjagenden Windstoß ergriffen, über das Dalsazzer Tobel hinübergeschleudert und dort von der mit Blitzesschnelle nachfolgenden Lawine begraben. — Anno 1754 wetterte vom Piz Muraun eine Staub-Lawi über St. Placis-Thal herab, füllte das ganze

Thal von der Landstraße bis Caprau, schleuderte einen aus Granit gehauenen Tränktrog von Faskaridas bis Brulz, eine Viertelstunde weit hinüber, und lediglich der Seitenwind dieser Lawe warf noch die Kuppel des östlichen Klosterthurmes von Dissentis herunter, obgleich derselbe eine halbe Stunde vom eigentlichen Strich entfernt war. Daß die Lawine Wälder=Parzellen von einigen Tausend Stämmen radikal durch den Luftdruck entwurzelt, oder im Schafte wie Schwefelhölzchen abknickt und weithinher austreut, gehört gar nicht zu den Seltenheiten; jedes Hochalpthal liefert jährlich Beispiele mehr als nöthig.

In der Regel ist es der Fall, daß eine angebrochene Lawine durch die energische Luftströmung und das donnernde, Luftschwingungen erzeugende Geräusch den Fall von anderen sekundären (Lawinen) veranlaßt, und hieraus läßt sich jene Mittheilung wohl erklären, welche aus dem Lauterbrunnen=Thale berichtet, daß im vorigen Jahrhundert die Stufen=Lawe 24 Stunden lang gestürzt sei. Ein Fall aus allerjüngster Zeit bestätigt Nehliches. Im Frühjahr 1854 fand ein so anhaltender Lawinen=Sturz an der Schattenseite des Realper Thales statt, daß in der Ausdehnung von mehr als Stunden=Länge eine Schneemasse nach der anderen durch Luftdruck und Erschütterung in Bewegung gesetzt wurde. Wege und Straße waren mit festem, kompaktem Schnee 25 bis 30 Fuß hoch bedeckt, so daß man, um die Kommunikation zu öffnen, Tunnel durch die improvisirten Schneefelsen treiben mußte. Lawinen waren an Stellen herniedergekommen, wo seit Menschengedenken keine solchen gefallen waren.

Greiß' an mit Gott! Dem Nächsten muß man helfen,
Es kann uns Allen Gleiches ja begegnen.

Dieser Spruch in Schiller's Wilhelm Tell ist eine der Lebenspraxis des Gebirgsvolkes abgelauschte große Wahrheit. Sie bewährt sich in so hohem Grade kaum irgendwo mehr als in den Alpen. Während Rässigkeit oder vielmehr ein gewisses gemächliches „Aufsitzen=Lassen“ einen der Grundzüge im Charakter aller Hirtenvölker bildet, und ihre im langsamsten Takte vorschreitende Bedächtigkeit jeden raschen Entschluß, jede wenig überlegte Handlung zurückhält, ist die Hülfsfreudigkeit, der aufopfernde Muth und die aus

Herkulische gränzende Ausdauer bei Unglücksfällen, die durch Naturereignisse herbeigeführt wurden, wahrhaft großartig und läßt das Rein-Menschliche im herrlichsten Lichte erscheinen. Es sind Stunden fieberhaft-emstigen Schaffens in bangster Erwartung, um das Leben lieber Angehörigen, Freunde, Gemeinde-Genossen oder völlig fremder, unbekannter Menschen zu retten. Wo sind die rechten Stellen, an denen Vergrabene, dem Erstickungs- oder Erstarrungs-Tode nahe, mit dem gnadenlosen Feinde alles Lebenden kämpfen? Häuft nicht vielleicht jeder Spatenstich, jede Schaufel voll zur Seite geworfenen Schnees den Grabhügel nur um so höher über dem Gesuchten? Denn wunderbarerweise hören die droben Arbeitenden in der Regel kaum etwas von dem Hilferuf und dem Angstgeschrei der Verschütteten, während umgekehrt Errettete vielfach und übereinstimmend erzählen, jedes Wort der über ihnen Suchenden verstanden, ja die Stimmen von Bekannten genau unterschieden zu haben. Nun versetze man sich in die peinigende, schon durch die umgebende Kälte gräßliche Lage armer Lawinen-Opfer und rechne das gräßliche Bewußtwerden hinzu, daß Hülfe von Freundeshand wenige Schritte weiter auf falscher Fährte sich bis zur Erschöpfung abmüht. — Da, wo dann Menschen-Weisheit am Ende ist, beginnt der feine Instinkt des Thieres, und wie der Prairie-Hund stundenweit die Fährte seines Herrn oder des verirrtten Kindes verfolgt und endlich die Gesuchten findet, so ist's auch hier der treue Hausgenosse des Aelpfers, dessen feiner Geruch die Lagerstelle Vergrabener entdeckt und zur rechten Spur leitet. Der Werth der Hospizhunde vom großen St. Bernhard, Simplen und Gotthard ist zu sprichwörtlich geworden, als daß hier ausführlicher von ihnen die Rede sein könnte.

Außerordentlich verschieden in Ursache der Entstehung, in Charakter und Wirkung, von jenen, aus locker zusammenhängendem Schnee bestehenden, meist im Winter fallenden Staub-Lawinen sind die Schloß-, Schlag- oder Grund-Lawinen. Diese sind ein Phänomen des Frühjahr, wenn die Natur ihr Auferstehungsfest feiert und das Hochgebirge die winterlichen Träume aus den Erinnerungsfalten schüttelt. Hier ist's schon ganz anderes Material, — nicht jener sandähnlich trockene, feine Schnee, der, ein Spiel der Kiste, von den Winden umhergeschleudert wird, bahn- und ziellos, — hier

ist's alter „ferniger“ Schnee, welcher den Winter über an und auf den Abhängen lag, sich verdichtete, „Firn“ wurde, also eine viel kompaktere, körperfestere Gestalt annahm.

Nicht der Wind, der den Schnee wolken dick emporwirbelt, nicht die kleinen Ursachen, welche unbedeutende Parzellen in Gang setzen, nicht bloße Luft-Er Erschütterung allein vermögen die Grund-Lawine zum Fall zu bringen; ihren furchtbaren Sturz bereiten die „Launen“ Lüfte, die einziehende Wärme vor. Diese durchdringen die kleinen hohlen Räumchen in den unabsehbar-großen Schneehängen, lösen leckend Kryställchen, die dem Rasen, dem Felsen, zunächst aufliegen, in flüssiges Wasser auf, das den Boden schlüpfrig macht und den unmittelbaren Zusammenhang beider vernichtet. Also langsam vorbereitet, der natürlichen Stütze oder Unterlage theilweise beraubt, vermag die Kohäsion der einzelnen Schneepartikeln das ganze große, untenher gehöhlte Schneefeld nicht mehr zu halten; das Gesetz der nach unten strebenden Schwere macht seine Rechte geltend, die Masse löst sich ab und rutscht, je nach der mehr oder minder starken Neigung des Berges, von Sekunde zu Sekunde an Beschleunigung gewinnend, der Tiefe zu. Alles, was ihr im Wege liegt oder steht, wird in die Verderben drohende Sturzmasse hineingewickelt und zu Thal geführt. Die Verner Oberländer nennen sie „Schmelz-Lawinen“. Gegen den Anbruch dieser Grund-Lawinen zu wirken, sind zunächst die Bannwälder (vgl. S. 52) bestimmt. Aber noch kleinere Pflanzkörper vermögen viel, um den Schnee besser an den Boden zu fesseln, gleichsam mit ihm zu verschlechtern und das Abstürzen zu verhindern, namentlich die auf den abschüssigen Hochhalben wachsenden Wildgräser und Kräuter, — das Material, aus dem der arme Wildheuer seine Kuh oder seine Ziegen mit Winterfutter versorgt. Dort, wo es im Sommer abgemäht wird, zeigen sich im folgenden Frühjahr fast überall Rutsch- und Schlag-Lawinen, während die stehengebliebenen, im Herbst abgestorbenen Grashalme ein natürliches, zähes Bindemittel zwischen dem Boden und dem Schnee bilden.

Die meisten Grund-Lawinen haben ihre regelmäßigen Passagen, ihre ausgelegten, von Weitem kenntlichen „Lawinenzüge“, durch welche sie allfrühjährlich herniederrasen. Sie stehen in einiger Ver-

wandtschaft mit den Betten der Klüften, nur sind sie minder träumererfüllt, sondern zeigen mehr glatt ausgehobelte, breite Felserrinnen (bis 100 Fuß Durchmesser), in denen allerdings immer etwas Gebirgsschutt zurückbleibt. Die Bewohner des Tavetsch schneiden im Spätsommer droben in den Regionen, wo der stammförmige Baumwuchs bereits aufgehört hat, das Buschwerk der Alpen-Erle an minder geneigten Halben ab, binden Fashinen daraus und legen diese in die Lawinenzüge, um die Fallkraft der zum Sturz geneigten Schneemassen in ihrem zerstörenden Effekt zu schwächen. Die auf solche Weise von der Lawine mit zu Thal hinabgerissenen Bündel braucht der Aelpler nicht herabzutragen oder zu schlitten; er nimmt sie, wenn der Sturzschnee im Hochsommer vollends drunten zergangen ist, als Brennreisig aus dem wüsten Schutthaufen heraus und weiß dergestalt sogar die ihm feindliche Kraft sich dienstbar zu machen. Eine Sturzbahn der Lawine durch Menschenhand vorzeichnen zu wollen, würde ein ohnmächtiges Bestreben sein.

Da man also die Verwüstungs-Züge kennt (welche meist rechtwinkelig zur Thalsohle einmünden), — da der Aelpler an der Form und Richtung der Wolken, an der Durchsichtigkeit der Atmosphäre, aus dem Abbröckeln der kleinen Schneegarnituren von den oberen, vertikal ausgeföhnten Felsgefinsen die Lufttemperatur in der Höhe und deren ungefähren Wärmegehalt vom Thale aus beurtheilen kann, so fällt es ihm, gestützt auf Erfahrungs-Normen, auch nicht schwer, die Zeit zu berechnen, binnen welcher die Grund-Lawinen anbrechen müssen; hiernach kann er seine Vorsichtsmaßregeln einrichten. Denn gar viele Lawinenzüge durchkreuzen stark begangene Thalwege und machen die Passage in den Frühjahrsmonaten höchst gefährlich; so z. B. in den bewohnten Walliser und Urner Seitenthälern, alle jene Stellen auf den Kunststraßen der Alpen, wo Gallerieen angebracht sind, — auch einzelne Stellen in frequenten Thälern, durch welche Poststraßen führen, wie z. B. im Graubündner Oberhalbstein, im Engadin, in vielen Thälern Savoyens u. s. w. Außerordentlich übelberlichtigt in dieser Beziehung ist eine Thalstrecke in Davos (Graubünden) zwischen Glaris und Wiesen, vorzugsweise und die Eigenschaft zum Eigennamen erhebend „in der Züga“ genannt. — Wo Häuser und Ställe in solchen ungeheuerlichen Gegenden erbaut

werden mußten, stellte die Vorsicht der Thalbewohner dieselben immer auf Vorsprünge der Berg-Gehänge, über welche Schneestürze voraussichtlich nicht hereinbrechen können. Alle permanenten Lauenenzüge haben selbstständige Namen erhalten; so z. B. im Hasli-thal die Gölper-, Schütz-, Mäder- und Loch-Lau, — am Mettenberg ob Grindelwald die Breit- und Schmal-, die Steg-, Dolbis-, Brunnhorn- und Hochthurm-Lauine. Mitunter aber scheint ein Berg wie auseinanderfallend sich in lauter kleine Lauenin auflösen zu wollen, und dann reichen keine Namen mehr hin, die Zahl der Schneestürze vollständig anzuzeigen.

Eben so irrtümlich, wie vielseitig das Entstehen der Lauenin aufgefaßt wird, ebenso unrichtig ist oft das Bild, welches die Phantasie sich von der äußeren Erscheinung des Phänomens während des Sturzes entwirft. Es ist kein kugelter Ballen, wie man wohl glaubt, der oben in der Bildungsheimath klein wie ein Kohlkopf, nun durchs Herabrollen und durch das massenhafte Anhängen der Schneetheilchen immer größer wird und endlich einem Globus von kolossalem Durchmesser gleicht, der unten erst, wie eine Bombe zerplatzend, seine Schneeladungen austreut; ein solch' progressives, sphärisches Formen, — wie man es vor Eintritt des Thauwetters im Tiefstandswinter wohl spielweise von Knaben ausführen sieht, wenn sie einen Schneemann bauen wollen, — würde mindestens eine gleichmäßig geneigte, von keinen Felsentrepfen und Flußwänden unterbrochene, also der Hügelformation ähnliche Abdachung eines Berges voraussetzen. Der Sturz einer Lauine jeder Gattung, gleicht fast immer dem Bilde eines in vollständigsten Schaum aufgelösten Wasserfalles. Gewöhnlich hört man den Sturz früher, als man ihn sieht. Durch den donnernden Schall plötzlich aufgeschreckt, richtet der Blick des mit der außerordentlichen Erscheinung nicht vertrauten Fremblings sich gewöhnlich in die Höhe und sucht am Firmamente die Gewitterwolken, welche die gewaltig tönenden Schwingungen hervorrufen; aber droben im tiefen blauen Aether lagert lichte Ruhe, — kein Wölkchen schwimmt im Luft-Oceane. Schon rollt das Getöse nachhallend durch die Thäler und erneuert jetzt abermals, stärker anschwellend, die erschütternden Tonwellen, als das Auge niedersinkend drüben am Silber-Mantel des Berges

rauchendes, von den Risten verwehtes, stäubendes Gewölk und unmittelbar darunter eine gleitende, niederwallende Bewegung an den kaum zuvor noch in starrer Todesruhe daliegenden Firnhängen wahrnimmt. Scheinbar langsam, im stolzen getragenen Zeitmaß, schwebt die Schnee-Kaskade wie breite Atlasbänder über die Felsenwände herab, staucht tiefer an hervortretenden Flusssägen auf, zerfließt in wollig-runde Schaumbogen und zerflatternde Wolken-Wimpel, wie die Intervallen eines Strom-Nataraktes, oder verliert sich sekundenlang in verborgene Schluchten und sinkt, das Schauspiel von Stufe zu Stufe wiederholend, hinunter, bis sie auf flach auslaufenden Alpmatten oder im tiefen Trümmer-Becken zur Ruhe kommt. Mit dem Verschwinden des vermeintlichen Stromes verhallen auch die den Fall begleitenden, grollenden Donner, und der Wanderer überzeugt sich staunend, daß beide Thätigkeiten in unmittelbarer Wechselbeziehung zu einander standen. Dort aber, wo der scheinbare Staubbach herniederwallte, zeigte eine schmutzige, fahlfarbene Linie in Mitte des blendenden Firnes, daß hier mehr als bloß Schnee, daß Erde und Gesteinschutt mit herabgekommen sein muß, von denen Spuren zurückblieben. —

Dies ist das Bild einer sommerlichen Grund-Lawine, von entferntem, gesichertem Standpunkte ruhig und gemächlich betrachtet. Könnte man mit bedeutend vergrößerndem, scharf-spezialisirendem Tubus die stürzende Lawine dem Auge näher rücken, wie ganz anders würde diese sich gestalten, wie würde sie, gleich den ungeahnten Zellgeweben der Organismen unterm Mikroskop, sich plötzlich zu unermesslichen Schneewolken ausweiten, in deren Umhüllung Felsenquadern, Eismarren und Rasensegen ihren Schmetterflug pfeifend und heulend zurücklegen. Was dem freien Auge wie harmlos herabschwebende Schaummasse erschien, wird in der Nähe zur tobend-jagenden Furie; denn es fehlt uns, wie überall in den Alpen so auch hier, für die Entfernung jeglicher Maßstab, nach welchem die Höhen zu beurtheilen sind, an deren unterbrochen-vertikaler Fläche die Lawine herabstürzt. Würde man die ungefähre Höhe jener Stelle, wo die Lawine sich begrub, in Zahlen von der Höhe des Punktes, an dem sie sich ablöste, subtrahiren und die gewonnene Differenz mit der Summe der Sekunden (so lange das Naturspiel

währte) dividiren, so würde man einen Geschwindigkeits=Quotienten für die enorme Fall-Eile erhalten, der zugleich den donnernden Gang aufklärte.

Eine Frühjahrs-Grund-Lawine in möglichster Nähe gesehen, ist Entsetzen=erregend, fast unbeschreiblich. Alle Worte und Zeichnungen sind unzureichend, um dieses Chaos, diese völlige Auflösung zu schildern. — Ihr Material ist fetter, dichter, schwerer als das luftiger Staub-Lawinen; darum feilt es sich auch mit eiserner Zähigkeit dort, wo es hineinfällt, fest. Personen und Thiere von einer Schlag-Lawine verschüttet, sind meist unrettbar verloren; sie bricht ihnen das Genick und Rückgrath, oder legt sich hermetisch dicht um den Körper an, so daß der Erstickungstod unvermeidlich erfolgt. Der Schnee dieser Lawinen wird so fest in einander geschlagen, daß Menschen oder Thiere, nur bis an den Hals darin steckend, sich unmöglich ohne Hülfe Anderer herausarbeiten können. Daher kommt's auch, daß man in Thälern, durch welche ein scharfströmender Gebirgsbach fließt, noch im Hochsommer darüber gewölbte Schneebrücken findet, welche von einem Lawinensturze herrühren. Diese sind oft so kompakt und dauerfest, daß man mit Roß und Wagen darüber fahren könnte. Sie entstehen dadurch, daß der Bergbach, von einem Lawinensturz in seinem Bett behindert, sich vermöge seines größeren Wärmegehaltes durchfrist und den Bogen allmählig erweitert. Gelingt dies dem Flusse nicht, ist der Schneedamm zu dicht, zu hoch, staut er das Wasser zurück, so kann großes Unglück die tieferliegenden Orte des Thales bedrohen. Denn es ereignet sich nicht selten, daß eine Lawinen-Ladung nicht nur die enge Thalsohle bis zu irgend einer Höhe ausfüllt, sondern selbst an der gegenüberliegenden Böschung noch wieder aufwärts geschoben wird. Wenn dann die in den Thal-Engen komprimirte Sonnenwärme den Schneedamm mürbe macht und zerfrißt, so bricht das zum See angewachsene Bachwasser mit seiner furchtbaren Gewalt durch, reißt ringsum Ufergelände ab, entwurzelt Bäume und zertrümmert Brücken, Häuser und Ställe, schwemmt Ruthbölzer, große Steine, Menschen und Vieh mit fort und verwüftet tiefergelegene Gegenden weit hinaus.

Zwischen den beiden beschriebenen Lawinenformen, liegt mitten

inne eine dritte, die theils selbstständig als Lauisturz austritt, noch mehr aber Veranlassung einer jener beiden Sturzformen werden kann; diese wird herbeigeführt durch die so genannten Windschirme oder Schneeschilde. Das Bildungsprinzip dieser im Gebirge gefährlichen Accumulationen und die Gestalt derselben im Kleinen kennt jeder Bewohner des Flachlandes aus Erfahrung. Es sind jene Schneekappen und spannenhoch senkrecht aufgebauten Schneeleisten, welche entstehen, wenn bei verhältnißmäßig milder Temperatur und starkem Schneefall der Wind von einer Seite große, fette Flocken an Gebäude, Brunnen und andere Gegenstände wirft. Hat das Schneiden dann nachgelassen, so verdichtet sich die lockere Masse immer mehr, beugt sich nach vorn über, und zuletzt nehmen diese durch Einwirkung der Sonnenstrahlen und des Wiedergefrierens oft seltsam modellirten Schneeverzierungen eine völlig hängende Gestalt an. Nun, — was hier im Kleinen sich zeigt, formt der dichte Schneefall in den felsigen Alpen, deren Wände beinahe senkrecht von allerlei Spalten, Bändern und Gesimsen unterbrochen werden, im Großen, und zwar so kolossal, daß überhängende, vom Felsgemäuer völlig abgelöste Schneedächer, auf nur schmaler Basis ruhend, entstehen, die zentnerschwer jeden Augenblick niederzuschmettern drohen. Diese Damoklesschwerter hängen fest, bis sie unter der Last ihrer eigenen Schwere zusammenbrechen, oder durch laue Luft, Thauwetter, Föhn oder veränderte Richtung des Windes losreißen. Diese sind's, nach denen der Säumer, der Rutner, überhaupt jeder im Winter das Gebirge durchwandernde Alpler ängstlich messende Blicke emporsendet, — diese sind's, die durch den geringfügigsten Umstand, durch einen Schall, eine Lufterschütterung ihres kaum vorhandenen Gleichgewichtes, ihres Zusammenhanges mit der schmalen Felsenbasis beraubt werden können, — sie sind's, wegen derer der Postillon mit der Peitsche nicht klatscht, der Säumer früherer Zeiten, als es noch keine Schutzgallerieen gab, die Schellen am Halse der Thiere umwickelte, wenn er die engen Defile's der Schöllenen am Gotthard, der Cardinell am Splügen und ähnliche Schluchten passirte, — und diese sind's, auf welche Schiller in seinem Vergliede hindeutet:

Und willst du die schlafende Löwin nicht wecken,
So wandle still durch die Straße der Schrecken.

Solche stürzende Windschirme verdecken, gleich den Grundlaminen, oft die Bergstraßen mit haushohen Schneeschanzen, so daß die Kutner mit dem bloßen Ausschaukeln nicht würden Bahn schaffen können, sondern Gallerieen durch dieselben brechen müssen. Dies war ganz besonders auf den Graubündner Hochpässen in dem schneereichen Winter 1859 auf 1860 der Fall. —

Die Anwohner solcher Passagen erzählen wunderbare Geschichten von dem instinktiven Vorgefühl mancher Thiere, die den Sturz von Laminen gleichsam ahnen, oder man möchte fast sagen prophezeien. So ist es notorisch, daß an jenen Abhängen, die in irgend einer Weise von regelmäßigen Laminenzügen berührt werden, selten oder fast nie Spuren von Gemsen im Schnee zu finden sind. — Die Bewohner der Bergwirthshäuser und Hospitien versichern, daß kurz vor dem Eintritt von Staublaminen und vor dem Sturz von Windschilden die Bergdohlen aus der Höhe herabkommen, sich gleichsam zu den menschlichen Wohnungen flüchten und diese kreischend umflattern. — Abgerichtete, zum Aufsuchen Verunglückter bestimmte Berghunde sollen ebenfalls kurz vor dem Anbrechen von Laminen und Guzetten eine sichtbare Unruhe verrathen, und auf dem Simplen hat's deren gegeben, die laut heulten und hinaus verlangten, um ihrer Bestimmung gemäß zu suchen. — Die auffallendste Witterung jedoch zeigen die Pferde. Wir haben schon bei Darstellung des Schneesturmes gesehen, daß das Pferd vor dem Losbruch des Unwetters unaufgefordert seine äußersten Kräfte anstrengt, um rascher vorwärts zu kommen und, wenn möglich, das schützende Haus noch zu erreichen. Ueber den Scaletta-Paß soll früher ein Roß lange Jahre den Säumerdienst mitgemacht haben, welches regelmäßig durch Sträuben und Stetigwerden den bevorstehenden Sturz von Laminen anzeigte, während es sonst das geduldigste und leitsamste Thier von der Welt war. Die Säumer, welche es deshalb hoch achteten, verließen sich bei zweifelhaftem Wetter fast ganz auf dieses Pferd. Einst hatte es auch im Winter Passagiere mittelst Schlitten zu befördern, und an einer Stelle, unweit der Paßhöhe angelangt, wollte es durchaus nicht von der Stelle. Die Reisenden, unverständlich genug, und

der Führer, zu nachgiebig, trieben mit den äußersten Mitteln das Roß zum Weitergehen an. Endlich, nachdem es durch lautes Wiehern seinen Unwillen über die Unvernunft der Menschen zu erkennen gegeben, zog es aufs Neue mit äußerstem Aufwande aller Kräfte an und suchte durch ein fast verzweifelttes Vorwärtseilen der drohenden Gefahr zu entfliehen. Wenige Sekunden weiter, plötzlich Krach und Wurf! — Die Lawine hatte die Reisenden sammt dem treuen, klugen Roß begraben.

Die Gebirgsbewohner können aber auch durch beführende Handprobe und durch Besichtigung des Schnees den eben ziemlich richtig taxiren, wie weit er für Lawinen reis sei, und danach richten sie ihre Ueberberg-Reisen ein. Gewöhnlich werden diese, wenn sie über lange und wilde Pässe gehen, gesellschaftlich unternommen, dann aber doch immer sektionsweise, so daß die einzelnen Schlitten stets in einiger Entfernung von einander laufen; sollte sich dann irgendwo ein Schneefall ereignen, so werden doch nicht Alle zugleich davon ergriffen, und die verschont Gebliebenen können ihren verschütteten Gefährten zu Hülfe kommen.

Die Lawinen sind nur eine Erscheinung der tieferen Regionen, besonders jener um und unter der Holzvegetation: über 10,000 Fuß absolute Erhebung kommen sie kaum mehr vor. Es giebt schon, selbst in den bedeutendsten Höhen, Schneerutsche, die sich abwärts bewegen, und bei warmer Südluft fallen die angewehten Garnirungen von den jähren Grathen mitunter herab; aber solche sehr unbedeutende Partial-Ablösungen tragen zu wenig den Charakter der Lawinen, als daß sie diese Bezeichnung verdienen. Für jene tiefer liegenden Regionen sind sie im Ganzen genommen, trotz ihrer verheerenden Wildheit, eine wohlthätige Erscheinung; denn sie befreien große Strecken Alpenweidelandes durch einen einzigen Akt von unberechenbaren Schneelasten, zu deren Entfernung die Sonnen- und Luftwärme bis weit in den Hochsommer hinein zu schmelzen haben würde.

Der Gletscher.

Wie es unter mir donnert! Mir ist, als beste der Eisberg,
Drehte zu bersten und mich zu begraben unter die Trümmer!
Ha! wie dort der gewaltige Strom aus der Pforte des Eisturms,
Gleich als würd' er geschleudert, in schwärzlichen Wogen hervor schäumt
Und sich, befruchtend, ergießt in den Schooß des blühenden Thales!

Stäublin.

Was die Lawine im wilden Sturme entfesselter Leidenschaft während weniger Augenblicke vollbringt, das führt der Gletscher im langsam bedächtigen Vorschritt aus. Beide haben die gleiche Aufgabe: das Hochgebirge von der drohenden Schnee-Überlastung zu befreien und einer allgemach entstehenden Total-Erkältung des Alpengebäudes und seines Anlandes vorzubeugen; beide sind ausgleichende Faktoren, vermittelnde Ableitungskanäle, beide streben einem Ziele zu, aber auf verschiedenen Wegen. Die Lawine ist eine jugendliche, unbesonnene Erscheinung, die, allen Boden unter den Füßen verlierend, mit einem kühnen Satz dem Opfertode sich in die Arme wirft und ihren erst in der Bildung begriffenen, noch zusammenhanglosen Schnee-Körper in irgend einem abgelegenen Gebirgswinkel des Thales, wie ein Selbstmörder, verborgen der Auflösung anheimgibt, — der Gletscher ist ein alter besonnener Oekonom im Gebirgshaushalte, der anscheinend faul und stillstehend, dennoch in ununterbrochener Thätigkeit, mit ruhigem praktischen Takt, das Uebermaß des lockeren Hochgebirgsschnees sammelt und, zu festem, körperhaftem Eis verdichtet, langsam ins Thal hinabbefördert. Es

ist einer der vielen tausend wunderbaren Beweise von der Alles regelnden göttlichen Anordnung im großen Organismus des Naturlebens, die jedem Ding sein Maß und Ziel giebt und durch den großen Kreislauf der Materie vor dem absoluten Tode bewahrt.

Alles, was im Sommer von den Höhen der Schneeregion und eingeschaltet in die Gebirgsrinnen weiß ins Thal, ins Alpendorf herabgleitet, nennt der deutsche Schweizerbauer summarisch „Gletscher“, der Tyroler „Ferner“, der Romane „Vadret“, der Unter-Walliser und Savoyarde „Glaciers“. Er macht keinen physikalischen Unterschied zwischen Schnee und Eis, ihm ist Beides ziemlich identisch. Anders die Wissenschaft; sie unterscheidet dem Material und seiner Dichtigkeit, seiner Höhenlage nach, den lockern Hochgebirgsschnee über 10,000 Fuß Höhe von dem tiefer vorkommenden, grieselich-lörnigen, älteren „Firn-Schnee“ (der eben seinen Namen von der Bezeichnung „Firn“, welches im Idiom „vorjährig“ bedeutet, erhielt), — und diesen wieder vom eigentlichen durchsichtigen, kompakten Gletscher-Eis. Letzteres entsteht aus Ersterem durch eine Menge unvermerkt vor sich gehender Umwandlungen dieser krystallinischen Wasserformen. Es repräsentirt somit der feine Hochschnee in den höchsten Regionen gleichsam die Periode der Kindheit. Durch eigene Schwere und Druck der hinterliegenden Massen gleitet er langsam tiefer und wird nach und nach durch Wärme-Einwirkung inniger zu lörnigen Konglomeraten verbunden, er tritt ins Jünglings-Alter des Firnes über. Abermals zwischen den Felsengassen tiefer geschoben und somit in immer wärmere Regionen hinabwandernd, geht er weiteren, neuen Umstaltungs-Phasen entgegen, schluckt niederfallenden Regen auf, bindet diesen durch die innewohnende Kälte ebenfalls zu Krystallen und verdichtet sich endlich zum porösen Eis; er tritt ins Mannesalter über und wird das Material des Gletschers. — Eingeklemmt in tiefe Gebirgsschluchten muß der Gletscher den Windungen und dem Fall seines Flußbettes folgen, gegebene Verhältnisse zwingen ihn. Wir sagen absichtlich Flußbett; denn nicht nur, daß sein Körper einem zwischen Berg- und Felsenfetten herabkommenden, zu Eis erstarrten Strome gleicht, sondern der Gletscher fließt auch, er bewegt sich, dem Flusse gleich, nach der Tiefe fort, freilich nur mit jener geringen Geschwindigkeit, mittelst welcher der Datum-

Zeiger auf großen Wanduhren seine Wanderung fortsetzt. Er muß Lasten herabgestürzter Steine auf seinem Rücken tragen, — Furchen zerreißen seine Oberfläche, und zerbrechend in Scherben stürzt er der Tiefe zu, bis er im Thal das Ende seiner Lebensbahn erreicht und aufgelöst zu Wasser dem Strome, dem Meere zueilt.

Es ist schwer, sich einen annähernd richtigen Begriff vom wirklichen Wesen und realen Aussehen eines Gletschers zu machen. Die besten Abbildungen, selbst getreue Photographieen, geben stets nur trockene, oberflächliche, man möchte sagen „hölzerne“ Bilder. Immer ist der Raum selbst der größten gemalten oder gezeichneten Hochgebirgs-Landschaft zu klein, um auch nur annäherungsweise die gigantische Größe eines Gletschers in seinen erschreckenden Massen anzudeuten. Selbst in einiger Entfernung, von einem benachbarten, gegenüberliegenden Berge gesehen, schwinden die mächtigsten Gletscher unter dem Druck der imponirenden Felsen-Umgebung zu untergeordneten, schmutzigweißen Streifen zusammen. Die Gebirgsriesen der Granit- und Kalk-Dome steigen frei und kühn in die Lüfte, zeigen die Größe ihrer Körperfülle in derben Linien und geben dadurch Anhaltspunkte für die Höhen-Dimensionen; — der Gletscher birgt die Summe seines unberechenbaren Inhalts in den Gebirgs-Einschnitten, welche er ausfüllt, — er ist ein begrabener Körper, der nur die einseitige Oberfläche bloßlegt. Darum kann auch nur eine Wanderung über den Rücken dieser Eisschlange, der Einblick in seine Spalten und geheimnißvollen Tiefen, uns einläßlich instruiren.

Ausgebildete, alle charakteristischen Merkmale an sich tragende Gletscher giebt es nur in den Central-Stöcken der Alpen, dort, wo die Gebirgshebung unmittelbar und energisch stattfand. Die größten und umfangreichsten Gletscher-Reviere sind die Central-Massen des Montblanc, der Walliser und Berner Alpen, der Bernina in Graubünden und der Dezhaler-Gruppe im Tyrol, also jene, welche in ihre Hochmulden die ausgebreitetsten Firn-Magazine einschließen. Bedeutende Gletscher ersten Ranges enthalten außerdem die grasigen Alpen Savoyens, die Tödi-Gruppe auf der Gränze von Uri-Glarus und Graubünden, die Centralmasse des Adula oder Rheinwaldhornes, die Silvretta-Gruppe im Unter-Engadin, die Ortler-



MER DE GLACE BEI CHAMOUNY.

Gruppe und die Tauern der Salzburger und Kärnthnischen Alpen. Unausgebildete Gletscher und solche von sekundärem Range finden sich in allen Alpentheilen, welche die absolute Höhe von 8000 Fuß erreichen und in dieser Höhe nur einigermaßen nennenswerthe Hochflächen einschließen, die Schneevorräthe anzusammeln geeignet sind. Gletscher in Bergzügen suchen zu wollen, die in ihrer mittleren Erhebung die Schneeegränze (7000—8000 Fuß) nicht überschreiten, würde ein vergebliches Bemühen sein.

Beginnen wir also unsere Wanderung. Wir steigen durch Wiesen und Wald leicht bergan. Dichte Baumgruppen verdecken noch alle Aussicht. Jetzt hellt es sich auf und wir betreten, das Schattendunkel verlassend, nackten, felsigen Boden, der seltsamerweise wie vom Bildhauer ausgemeißelt und abgeschliffen erscheint.

Auf Trümmerhalben und kolossalen Steinblöcken oder aus den Felsenritzen, deren Oeffnung sich mit Erde ausgefüllt hat, wuchern, ein belebender Schmuck der öden Gehänge, leuchtend blühende Alpenrosen in reichlicher Menge. Noch einen Bergriegel umwandernd, — und die Aussicht öffnet sich — wir stehen vor der Stirn des Gletschers. Kirchthurmhohe Wände steigen auf und versperren das weitere Vordringen. Ist das ein weiß überschneiter, ursprünglich schmutzig-grauer Felsen, der hier in phantastischer Bildnerei überhangend hervorragt? Dem widersprechen sofort transparentschimmernde, glasartig-erscheinende Einschnitte in der Wand, die wie tiefgelegte Falten sich längs derselben einschmiegen. Wir klettern über aufgehäuften Blockwälle scharfkantiger Felsenfragmente und dringen, von Neugierde getrieben, näher gegen die räthselhafte Wand vor. Jetzt entdecken wir am Fuße derselben einen weitgewölbten Kanal, der, in transparenten Farben schimmernd, nach seiner Tiefe hinein sich in unbestimmte Nacht verliert. Wir ahnen, daß wir vor einer gigantischen Eiswand stehen. Jenes graue Gestein, welches wir beim ersten Anblick für den selbststeigenden Körper einer Felsenfront hielten, sind nur eingebaute Gesteinsreste, mit denen der Gletscher-Absturz überstreut ist. Nun erschließt sich uns die erste Ahnung von der erschreckenden Massenhaftigkeit eines Gletschers, — nun erst drängt sich uns die Vermuthung auf, daß die riesige Trümmerchanze, welche

wir so eben überstiegen, aus Gesteinscherben besteht, welche vom Gletscher herunterstürzten.

Diese aufgebauten Haufen werden *Front-Moränen*, *Stirn-Ganbeden*, *Firnflöße* genannt. Sie sind Resultate der allmäligen Gebirgsertrümmung und Musterkarten, welche die Gletscher umstehen. Der Gletscher hat sie aus zwei oder noch mehr Stunden entfernten Hochgebirgs-Revieren auf seinem Rücken langsam hierher transportirt, und wir erhalten durch sie den ersten Beweis von der wandernden Thätigkeit des scheinbar stillstehenden Eisgebäudes. Die Oeffnung aber, welche unten an der Eiswand sich zeigt, ist das s. g. Gletscherthor, aus dem ein breiter, kräftiger Bach abgeschmolzenen Eiswassers hervorstürzt:

— — der Gletscher Milch,
Die aus den Runsen schäumend niederquillt.

(Schiller's Tell.)

Das Wasser ist milchweiß oder hellgrünlich-trübe, selten durchsichtig klar. Woher die Färbung? — Der Gletscher mit seiner millionenfach-zentnerschweren Last langsam über den Granit- oder Kalkfelsen seiner Stromsohle hinabgleitend, schleift unerkennbar seine Theilchen des Gesteins ab und färbt mit diesen das Gletscherwasser. Die ausgeföhnten Flächen, die wir kurz vorher durchwanderten, sind gleichfalls Resultate dieser polirenden Thätigkeit. Man trifft in den Alpen solche wunderbar polirte Gneis- und Granit-Hügel, welche Kunde geben, daß einst der Gletscher, als er größer war, über diese Stelle hinwegging und sie also abrundete.

Manche Gletscher haben gar kein Gletscherthor, sondern laufen, flach wie eine Muschel sich ausbreitend, schwach geneigt über die Thalsohle aus, wie z. B. der prachtvolle Rhône-Gletscher in der Tiefe des Wallis, der Rosegg-Gletscher an der Bernina-Gruppe u. A. — Wieder Andere haben hohe imposante Gletscherthore, ähnlich den Portalen gothischer Dome. Die größten und schönsten derselben findet man am Glacier des Bois im Chamouny-Thal, aus dem der Arveiron hervorstürzt, in manchen Jahren mehr als hundert Fuß hoch, — am Mortiratsch-Gletscher unter der Bernina-Gruppe, der den Flaty-Bach zum Inn entsendet, und am Marcell-Gletscher. So verlockend es ist, in diese lasurbau oder glasgrün-schillernden Eishallen

einzudringen, so gefährlich ist's, weil Steine, die droben auf dem Rücken des Gletschers an dessen Absturz liegen, herabstürzen, oder selbst Eismwürfel sich ablösen und herniederfallen.

Blau ist die eigentliche Farbe des Gletscher=Eises, wie überhaupt die alles reinen Wassers; indessen müssen dennoch verschiedene Umstände auf die mehr oder minder intensive Färbung einwirken, weil einige sich besonders durch die prachtvolle Tiefe ihres Blau auszeichnen. Dahin gehören namentlich der Arolla=Gletscher im Val d'Herins, der Roßboden=Gletscher an der Simplonstrasse, der vielbesuchte Rosenlaur=Gletscher unweit Meyringen im Berner Oberlande und der obere Grindelwald=Gletscher. Personen, die in die Spalten eines solchen märchenhaft beleuchteten Eisgebäudes eintreten, werden magisch von einem blauen Lichte übergossen, das alle andern Farben tödtet oder doch abschwächt, und das blühendrothe, gesunde Antlitz erstirbt in einem blassen Leichenton. Es ist ein wirklich geisterhaftes Blau, eine, man möchte fast sagen spukhafte Farben=Erscheinung; denn das gleiche Stück Eis, welches in der Gletscher=Grotte von sich aus tief indigofeurig strahlt, verliert, an das Licht des Tages gebracht, sein ganzes herliches Colorit und erscheint farblos durchsichtig wie jedes andere Stück Fluß= oder See=Eis.

Wir müssen, um auf die Höhe unseres Gletschers zu gelangen, an den Seitenwänden durch wildes Gestrüpp und über zerklüftete, verwaschene Gebirgsrudimente emporklettern.

Der erste Eindruck, den die vordere Gletscher= Oberfläche auf den Beschauer macht, ist in der Regel kein anmuthig überraschender. Die meisten sehen schmutzig wie mit Sand und zerstoßenem Bergschutt bestreut aus. Es giebt Gletscher, die dermaßen mit Geröll und Gebirgsunrath überlagert sind, daß man auf eine lange Strecke hin gar kein Eis erblickt. Dieser schmutzige Bewurf rührt von den Mittel=Moränen oder Guffern her, die wir gleich näher werden kennen lernen.

Je weiter wir empordringen, desto zerklüfteter wird die Fläche, aber auch desto reiner tritt der Eiskörper wieder hervor. Da fesseln unsere Aufmerksamkeit zunächst auffallend=gestaltete, pyramidal=emporgezackte, riesige Eissplitter, die auf die Bruchlante gestellt, bald überhangend=geneigt, bald starr und trotzig auf breiter Basis das aben=

teuerlichste Durcheinander plastischer Modelle vorführen. — Noch einige Schritte hinaufklimmend am Gletscherrande, erreichen wir einen freien Aussichts-Punkt. Himmel! welche Zerstörung, welches Klippen- und Zacken-Meer welches wüste Formen-Gewirr? Hier ist nicht das Rohe, Steinbrüchige der Felsen-Stürze, — hier leuchtet unverkennbar bildnerisches Element aus Allem hervor, ein ausgeartetes, uns völlig fremdes Formengesetz, zu dem wir jedoch den leitenden Gedanken nicht rasch genug herausfinden können, tritt uns entgegen. Unsere Augen schweifen neugierig-suchend umher und entdecken eine Grunddisposition, ohne jedoch den erwünschten Ruhe- und Anhaltspunkt finden zu können.

Woher in ganzer Breite diese seltsame Scherben-Anhäufung? Wollen wir zur Verständigung uns eines Vergleiches bedienen, so sagen wir: es ist der Wasserfall des Gletscher-Flusses. Wie der Strom da, wo ihm plötzlich sein Bett fehlt, weil das Thal eine Stufe macht, — in Gischt und Schaum zerstäubt hinunter tobt, um dann drunten in einem tieferliegenden Bett seinen Weg fortzusetzen, so hat auch hier der langsam-fortrückende Gletscher plötzlich den Boden unter sich verloren, die spröden Eismassen konnten sich nicht halten, spalteten, rissen von ihrer Schwere gedrängt ab und stürzten hinunter. Aber Brocken auf Brocken häuften sich dieselben so an, daß die Tiefen-Differenz dem Auge entchwand, und wir nun bloß die in starker Neigung abwärts strebende Oberfläche der Eis-trümmer-Summe erblickten. Es würden Scherben sein, ähnlich denen, wie wir sie im Kleinen während des Winters in den Städten erblicken, wenn der Conditor seine Eiskeller neu mit Vorräthen versorgen läßt; hier aber modelliren unsichtbare Hände an den gestürzten Gletscher-Brüchlingen herum, und die verborgenen Künstler, welche ihnen stets neue Formen geben, sind die Sonne, erwärmte Lüfte, Regenschlag und rückkehrender Frost. Diese Modelleure und Plastiker lecken und waschen bald an dieser, bald an jener Stelle längs der krystallischen Bruchanten herum und formen so wunderbar, daß aus dieser nimmerrastenden Thätigkeit jene ungeordnete und doch einheitliche Gesamt-Wirkung entsteht, welche so frappirt. Weil aber alle behülflichen Faktoren von oben wirken, so wird auch die Kuppe der Eistrümmer am Ehesten angegriffen und daher die Obe-

listen- oder Thurm-ähnliche Form, die man bezeichnend „Gletscher-Nadeln“ nannte, weil ihre Spitzen oft ungemein scharf gegen das Zenith auslaufen.

Aber, sowie die Schaumwolken des Wasserfalles drunten rasch die gefangenen Luftbläschen wieder entlassen und sich zu der glatten, homogenen Fluß-Fläche wieder vereinen, ebenso verwachsen die Eistrümmen nicht weit unter ihrer Katarakt-Linie mittelst Kompression, Durchfeuchtung und Wiedergefrieren der eingefickerten, tropfbar-flüssig gewordenen Abschmelzwasser bald wieder zu einem Körper-Ganzen, das am Ende die kompakte Gletscherfront bildet.

Weiter hinauf! Wir können nun den Gletscher endlich betreten. Es ist Mittag und die Sonne scheint warm. Wie ganz anders, als wir sie uns dachten, gestaltet sich nun die ziemlich ebene Oberfläche. Sie ist von tausend und abermals tausend Rinnen und Rinnchen durchfurcht, die kreuzend ihre Bahnen gebildet haben. Emfig eilen die kleinen Wasseradern des kaum einen Grad Wärme haltenden, diamantklaren Eiswassers größeren, bach-ähnlichen Furchen zu, deren Bett ebenfalls aus durchsichtig-hellem Gletscher-Eis besteht. Diese Bäche stürzen aber nach kurzem Laufe laut rauschend in tiefe, trichterförmige Löcher, „Mühlen oder Moulins“ genannt, in denen sie spurlos verschwinden. Es sind geheime Kanäle, die in allerlei Windungen und Verzweigungen bis auf den Felsengrund des Gletschers hinabreichen und dem aus dem Gletscherthor hervorquellenden Gletscherbach Nahrung zuführen. Die ganze sanftgewölbte Oberfläche des Gletschers glitzert und leuchtet vom Reflex der Sonnenstrahlen auf dem blanken, wasserüberflommenen Eise; eine unendlich fieberhaft-zitternde Beweglichkeit ist über die ganze Eisalbe ausgegossen. Festen Fußes und sichern Trittes läßt sich's ganz gut über den schwitzenden, glanz-erfüllten Gletscher wandern; wer aber nicht derb zutritt und etwas Anlage zum Ausgleiten hat, kann versichert sein, alle zwei bis drei Minuten im Raffen zu sitzen. Diese unheimliche Lebendigkeit, dieses Rieseln in den netzförmig die Spiegelfläche überspinnenden Rinnen währt, so lange die Sonne ihre auflösenden Strahlen niederjendet; sobald diese hinter die umstehenden Berge tritt, verstummt allgemach das kleine Leben, der erstarrende Todeshauch streift über die Eiswüste und bindet die rieselnden Tro-

pfen wieder zu Krystallen, und noch ehe es Nacht geworden, lagert lautlose Grabesstille auch über diesem Alpenwinkel.

Das Weiterwandern würde nun gar keine Schwierigkeiten haben, wenn nicht eine neue Zerklüftung des Gletschers, diesmal aber nicht in aufrecht stehenden Trümmern, sondern nach unten, sich zeigte. Es sind die berühmten und berüchtigten „Querspaltten oder Crevasses“, in Tyrol „Alup'en“ genannt, welche den Gletscher durchziehen. Manche der alpinen Eismeeere sind von diesen Tiefrissen so durchsetzt und zerborsten, daß ein Wandern über dieselben fast zur Unmöglichkeit wird. Es giebt der Beispiele genug, daß Reisende mit Führern bei nebellosem Wetter, am hellen Tage auf Gletschern, die kaum eine halbe Stunde breit waren, deren beiderseitige Felsenufer man also in allernächster Nähe sehen konnte, sich so zwischen den Spalten verirrt, daß sie viele Stunden brauchten, um einen Ausweg zu finden. Beispiele von Unglücksfällen sollen in dem später folgenden Abschnitte „Alpenspitzen“ erzählt werden. Die Gletscherspaltten haben an der Oberfläche gewöhnlich eine sehr in die Länge gezogene Form, deren beide Enden spitz auslaufen. Breite und Länge derselben variiert je nach der Abdachung und Mächtigkeit der Gletscher außerordentlich; es giebt solche, die, wenn sie unlängst erst entstanden, leicht übersprungen werden können, und wiederum solche, die zwölf Fuß und mehr breit sind. Meist steht dann die Breite im Verhältniß zur Länge-Ausdehnung derselben, und man hat deren schon gesehen, die quer über den ganzen Gletscher, von einem Ufer desselben bis zum andern liefen, also faktisch den Gletscher in zwei Hälften theilten. Nach der Tiefe zu verengen sich die meisten. Der Einblick in dieselben gewährt in der Regel das gleiche schöne Farbenspiel wie bei den so eben erwähnten Nadeln; besonders läßt sich die geaderte Struktur des Gletscher-Eises gut an den Spalten-Wänden beobachten. Die Spaltten entstehen aus ähnlichen Ursachen wie die Gletscher-Natarakte; zu starke Spannung der Eismassen führen dieselben herbei. Naturforscher, welche behufs spezieller Studien sich Hütten auf den Gletschern erbauen ließen und Wochen lang dort verweilten, haben das Spaltenwerfen genau beobachtet. Es kündete sich durch ein krachendes Getöse im Inneren des Eiskörpers an. Bald

darauf zeigten sich Risse wie die einer gesprungenen Fensterscheibe an der Oberfläche, deren Fortrücken und Längerwerden mit den Augen verfolgt werden konnte. Oft war es jedoch auch der Fall, daß die Spalte unmittelbar nach ihrer Entstehung sofort mehrere Centimeter weit auseinander klappte. Die Erweiterung bildet sich dann nach und nach immer mehr aus. Es ist indeß entgegengesetzt auch beobachtet worden, daß bereits ausgebildete, breite und tiefe Gletscherspalten, in Folge der Konfiguration des Gletscher-Bodens, sich wieder schlossen und gleichsam vernarben. Gewöhnlich sieht man nur wenige mit Wasser gefüllt, weil einerseits viele derselben mit unterirdischen Tunnels und Kanälen in Verbindung stehen mögen, mittelst welcher das aufgenommene Gletscherwasser sogleich weiter befördert und dem Hauptbache zugefandt wird, — andererseits, weil die vom gewöhnlichen Fluß- oder See-Eis wesentlich verschiedene Struktur des Gletscher-Eises eine ununterbrochene Infiltration des Wassers zuläßt. Letzteres ist viel poröser als das durch starken Frost aus flüssigem Wasser entstandene Eis. Das Gletscher-Eis, welches, wie schon oben bemerkt, mittelst einer Menge von Metamorphosen aus dem krystallisirten Schnee der Hochgebirge sich ausbildet, enthält allenthalben sehr kleine, linsenförmige, plattgedrückte Luftbläschen und ist durch und durch von unendlich feinen Haarspalten nach allen Seiten und Richtungen hin durchwoben, welche sofort Flüssigkeiten, die über dem Eis ausgeleert werden, aufnehmen und einsaugen. Professor Agassiz stellte Versuche mit aufgelöstem Farbstoff an und sah denselben, mittelst der unendlich feinen Aederchen, das ganze Stück Eis schleunigst durchdringen, als ob es ein aufsaugender Schwamm wäre; binnen kurzer Zeit war es bis auf 15 Fuß Tiefe von dem Fernambuc-Wasser roth gefärbt.

Das Emporbringen an den Ufern eines Gletschers ist mitunter nicht minder schwierig und gefährvoll als wie der Aufmarsch über die, mittelst Schneebrücken verdeckten, tiefen Gletscherspalten. Ein von Professor Forbes (aus Edinburgh) erzählter Vorfall möge beispielsweise das Gesagte bestätigen und zugleich zeigen, wie sehr gefährlich das Allein-Reisen auf Gletschern ist; über die „Schneebrücken“ finden sich weitere Mittheilungen in dem Abschnitte „Alpenippen“: —

Mitte September 1842 besuchte Herr Forbes von Chamouny aus das einsame, im sogenannten Mer de Glace gelegene Vorgebirge Trélaporte, einen Felsrücken östlich unter der Aiguille de Charmoz. Da dasselbe nirgends hin führt, so pflegt es höchstens von den Schäfern besucht zu werden, welche von Zeit zu Zeit heraufkommen, um ihren aufsichtslos in der Einöde während des Sommers weidenden Schafen Salz zu bringen. Herr Forbes, mit dem Skizziren der kühnsten Umrisse der Aiguille de Dru und du Moine beschäftigt, sandte seinen Führer August Balmat nach Trinkwasser aus, welches, da das Vorgebirge Trélaporte nur aus den Granitmassen besteht, schwer zu finden ist. Als der Führer nach $\frac{1}{2}$ Stunde noch nicht zurückgekehrt war und zu befürchten stand, daß er sich unter den wilden Felsen verirrt habe, so brach der Naturforscher selbst auf, ihn zu suchen. Nach einiger Zeit sah er ihn mit zwei Burschen aus Chamouni, die nach der berühmten Gletscher-Insel „Jardin“ gehen wollten, daher kommen. Sie führten einen Mann, der völlig erschöpft und geistesabwesend zu sein schien, und dessen Anzug in Fetzen herabhing. Auch der Führer August zeigte sich sehr ermattet, denn er hatte, um den fremden Mann zu retten, sich den größten Gefahren ausgesetzt. Der Fremdling, ein Amerikaner, der am Morgen des vorhergehenden Tages allein aufgebrochen war, das Mer de Glace zu durchwandern, hatte, an den einsamen Abhängen von Trélaporte emporkletternd, sich versiegen und die ganze Nacht auf einer fast unnahbaren Klippe zugebracht. Nach seiner Erzählung war er am vorhergehenden Nachmittage ausgeglitten, an einem Felsen herabgestürzt und wäre wahrscheinlich zerschmettert in der Tiefe angekommen, wenn nicht seine Kleider an wildem Gesträuch hängen geblieben wären und so seinen völligen Todessturz gehemmt hätten. Darauf hatte er eine Felsplatte erreicht, die, rings von schauerlichen Abgründen umgeben, für ihn zum hoffnungslosen Gefängniß ward. Die Nacht war nicht allzu kalt, so daß er sein Leben unter zersetzender Angst zu fristen vermochte, und als es Tag geworden war, hatte er die beiden jungen Männer in großer Ferne erblickt und sie durch Rufen herbeigezogen. Die kühnen Berggänger kletterten nun zwar auf weiten Umwegen so nahe herzu, daß sie über ihm sich postiren konnten; aber ihre gemeinschaftlichen An-

strennungen würden nicht ausgereicht haben, ihn zu erlösen, wenn nicht, wie durch eine Fügung der Vorsehung, Herr Forbes am gleichen Morgen diese selten-besuchte Gegend betreten und seinen Führer nach Wasser ausgesandt haben würde. Während dieser nun nach Wasser ausspähte, erblickte er die mit Rettungsversuchen sich abmühenden Burschen und schloß unaufgefordert sich ihnen an. Seinem seltenen Muth, seiner Ausdauer und Verwegenheit, sowie seinen enormen physischen Kräften gelang es endlich, den Aermsten aus einer Lage zu befreien, in welcher selbst die verwegene Gemse umgekommen wäre. Balmat erzählte, daß er an einer fast glatten Felsenwand gleichsam klebend, seinen Fuß habe ausgleiten fühlen, als er das ganze Gewicht des fremden Mannes auf sich trug, und schon sich und den Anderen verloren gegeben habe, als er sich noch anklammern und halten konnte. Nachdem Herr Forbes Alle mit Wein ein wenig gestärkt hatte, sandte er den Fremden, dessen Gehirnnerven bedenklich afficirt zu sein schienen, in Begleitung der beiden Bursche nach Chamouny hinab, während er mit Balmat selbst den Schreckensort aufsuchte. Seine ausführliche Schilderung desselben bestätigt, daß es eine mit Gras und Wachholder-Gebüsch bewachsene, nur einen Fuß breite und wenig Fuß lange Felsenplatte war, die im Rücken von einer beinahe überhangenden Granitwand geschlossen wurde und vorn mehrere Hundert Fuß senkrecht abstürzte. Es mußte fast wie ein Wunder erscheinen, daß der Unglückliche überhaupt rutschend oder fallend diesen Punkt erreichen konnte; ohne das aufhaltende, seinen Sturz hemmende Gesträuch, in welchem noch Fetzen der zerrissenen Blouse hingen, wäre er über die Felsenplatte hinaus, ohne dieselbe zu berühren, der Tiefe zugestürzt. Auf dieser Plattform, die kaum genügenden Raum für einen Menschen bot, mußte der Fremde die ganze lange finstere Nacht über, ohne einen Fuß zu regen, aufrecht=stehend zubringen, immer den gräßlichen Tod des Verhungerns oder des zerschellenden Sturzes vor Augen, ohne Aussicht und Hoffnung auf Errettung.

Die Zerklüftung der Ufer ist die Erzeugerin der Moränen. Wirft man einen Blick auf irgend einen Gletscher, so erblickt man hinter der Region der Gletscher=Nadeln, langgezogene Steinlinien, welche sich weit bis in die Perspektive fortsetzen. Dies sind die

Moränen oder Gandecken, auch Gufferlinien genannt. Was Hitze und Frost, Regen und Unwetter an den Gebirgsmauern zersetzen, abbröckeln, das fällt hinunter auf die Firnsfelder (wenn's in den Hochregionen ist) oder auf die Gletscherränder und rückt mit diesen Massen fort. Der Firn wie der Gletscher haben so zu sagen eine ausstoßende Kraft, sie leiden keine fremden Stoffe in ihrem Körper; was Jahre lang in Firnschründen begraben lag, wird durch die Abschmelzung der Oberfläche und den gleichsam hebenden Druck im Fortrücken nach und nach auf den Rücken des Eiskörpers gebracht. So auch die Felsenbrocken. Trifft's nun, daß, ähnlich der Sneider-Mündung zweier Flüsse, zwei Gletschertäler zu einem Strombett sich vereinigen, also das aus zwei verschiedenen Heimathskammern stammende Eis gemeinschaftlich seinen Weg nach der Tiefe zu fortsetzt, so vereinigen sich auch die beiden inneren Rand- oder Seiten-Moränen zu einer Mittel-Moräne und zeigen nun eine Gufferlinie längs der ganzen Mitte des Gletschers. So viel Seiten- oder Sekundär-Gletscher in den Haupt-Gletscher münden, so viele Gufferlinien entstehen. Die Massenhaftigkeit des hier angehäuften Bergschuttes ist oft so bedeutend, daß man auf einer unmittelbar vom Gebirge gebildeten Trümmerhalde zu stehen wähnt. Die Central-Moräne beim „Abschwung“, welche aus der Mündung des Finster- und Rauter-Margletschers entsteht, auf der die Naturforscher Hugi und Agassiz ihre Hütten behufs mehrwöchentlicher Beobachtungen und Messungen errichten ließen, ist ein Schuttwall von beinahe 400 Fuß Breite und stellenweise 30 Fuß Höhe über dem Gletscher-Niveau. Oft sind jedoch diese Moränen auch nur schmale Reihen, gleichsam perlenkettchen-ähnlich mit kleinen Unterbrechungen fortlaufender, einzelner Steine, die über die ganze Länge des Gletschers hinabsteigen. Mit auffallender Beharrlichkeit halten diese Steinlinien die eingeschlagene Richtung fest und verlieren sie oft selbst dann nicht ganz, wenn ein großer Gletscherbruch mit seinen Nadeln und Scherbenkolossen ihre Direktion unterbricht.

Außer den eigentlichen Moränen begegnen wir auf dem sanftgewölbten Rücken des Gletschers noch separirten Steinblöcken, gleichsam sich abschließenden Sonderlingen oder Einsiedlern, die, weil sie rundum vom verwandten Gesteins-Material entblößt sind, den At-

atmosphärischen Gelegenheit zu höchst auffallenden, mit dem Entstehen und der Gestalt der Gletscher-Nadeln verwandten Eisbildungen geben; das sind die sogenannten „Gletschertische“. Bei dem während der warmen Jahreszeit ununterbrochen andauernden Abschmelzen der Gletscher-Oberfläche wird diejenige Stelle des Eises, auf welcher ein derber Steinblock, eine dicke Gneis- oder Schiefer-Platte liegt, vor den auflösenden, unmittelbaren Einwirkungen der Sonnenstrahlen und warmen Winde geschützt; es ist also natürlich, daß rundum die Eisfläche allmählig abschmilzt, während derjenige Theil des Eiskörpers, der von dem Steine bedeckt ist, konservirt wird, gleichsam ausgespart stehen bleibt. So wächst der Eissträger oder Pfosten, wie der Fuß eines runden Tisches, allgemach aus dem Gletscherboden, wird an den Seiten von der ihn umstreichenden, einige Grad Wärme haltenden Luft stets beleckt und abschmelzend gemindert, schlanker geformt, während die auf dieser Eissäule ruhende Steinplatte gegen die energischen Sonnenstrahlen und deren rasch-wirkende Schmelzkraft schirmt. Solche Gletschertische, fast wie riesige Pilze aussehend, finden sich nicht auf allen Gletschern, doch aber auf den meisten großen. Die schönsten trifft man auf dem Unteraar-Gletscher, wo Agassiz Fußgestelle bis zu acht Fuß Höhe maß. Auf dem Glacier de Léchaud (Montblanc-Masse) traf Professor Forbes sogar einen Gletschertisch, der aus einer prächtigen flachen Granitplatte von 23 Fuß Länge, 17 Fuß Breite und etwa 3 Fuß Dicke bestand und dessen schöngeadertes, zierliches Eis-Piedestal bis Ende August eine Höhe von dreizehn Fuß erreichte. — Wird dann das Untergestell zu schwach, so daß die Steinplatte ihr Gleichgewicht verliert, so stürzt diese herab, und sofort beginnt der Abschmelzungsprozeß rund um die Platte aufs Neue, während der Eisrumpf des zerstörten Tisches von den Atmosphärischen vollends aufgelöst wird.

In auffallendem Gegensatz zu diesen, über das Gletscher-Niveau emporgehobenen, großen Felsstrümmern und der früher erwähnten, gleichsam ausstoßenden Kraft der Gletscher, steht das Einsinken kleinerer Gegenstände in das Eis. Wir finden dürre, vom Winde herausgewegte Laubblätter, todtte Schmetterlinge und Käfer oder kleine Steine auf dem Gletscher, die 1 bis 1½ Zoll tief in

das Eis eingejunken sind. Daß dieselben nicht eingebacken in den Firn aus den Höhen heruntergebracht und hier erst wieder an die Oberfläche befördert wurden, beweisen die scharfen Konturen des nach oben offenen Loches, welche ganz genau den Umrissen des fraglichen Gegenstandes entsprechen. So sehr nun diese Thatsache den anderen Erscheinungen widerspricht, so erklärlich ist dieselbe. Bekanntlich nehmen Körper je nach ihrer mehr oder minder dunkeln Färbung ein größeres oder kleineres Wärme-Quantum auf; schwarze Körper am Meisten. Es ist also begreiflich, daß die Insolation oder Sonnenstrahlung auf solche dunkle Gegenstände draßfrischer einwirkt als auf das weiße, die Sonnenstrahlen zurückstoßende Eis, und diese Körper in Folge größerer Menge aufgenommener Wärme diese gegen das unter- und um-liegende Eis ausstrahlen, also dadurch Abschmelzung verursachen. Ebendeshalb, weil die Gegenstände klein sind, werden sie ganz von der Sonnenwärme durchdrungen; große Felsenplatten wie bei Moränen und Gletschertischen werden nur an der Oberfläche erhitzt, ohne die aufgenommene Wärme so weit in ihrem Inneren nach unten fortpflanzen zu können, daß dadurch eine Schmelzung des unterliegenden Eises herbeigeführt würde.

Zu den Moränen und Gletschertischen gesellt sich endlich noch eine dritte verwandte Erscheinung, welche uns beim Besuche eines solchen Eismeeres auffällt: die Schuttkegel und Sandhügel. Sie entstehen einfach dadurch, daß bei lebhafter Schmelzung der Gletscher-Oberfläche Steinchen, Grien und Geröllschlamm von den Schmelzbächen zusammengeschwemmt werden, so daß sie kleine Alluvial-Ablagerungen bilden. Diese schützen vermöge ihrer Dicke das darunterliegende Eis gegen die Wirkungen der Sonnenstrahlen, während der rundum frei zu Tage tretende Gletscher abschmilzt; so bilden sich jene den Mantwurfshaufen ähnlichen Hügel, die bis 12 Fuß hoch werden und meist den dreifachen Umfang ihrer Höhe einnehmen.

Die Thatsache, daß jeder Gletscher wandert und sich jährlich eine bestimmte Strecke vor- oder abwärts bewegt, ist eine erst neuere Entdeckung der Wissenschaft, während das Gebirgsvolk dieselbe schon seit Jahrhunderten kannte. So sehr dem Tiefländer die Er-

scheinung konstant sich fortbewegender, auf hartem Grund und Boden der Tiefe zuwandernder, spröder Eismassen besremdend sein mag, so wenig erklärlich würden dem Gebirgsbewohner still ruhende, lokal an die Scholle gebannte Eisflächen sein. — Die Bewegung der Gletscher ist eine durch die Abdachungsverhältnisse der Gletscherbette bedingte und darum sehr verschiedene. Im Allgemeinen bewegt sich der Gletscher in der Mitte seines Körpers rascher als an den beiden Uferseiten, in der Höhe stärker als in der Tiefe. Nach Agassiz und seiner Gefährten Messungen auf dem Aargletscher, während der Monate Juli bis September in verschiedenen Jahren, betrug das Fortrücken täglich etwa 8 Zoll. Professor Forbes fand an einigen Gletschern des Montblanc eine noch raschere Bewegung. Doch läßt auch hier sich durchaus keine normale Durchschnittszahl aufstellen, indem der Einfluß der mittleren Jahrestemperatur erfahrungsgemäß außerordentlich einwirkt. Nach den von Ziegler am Grindelwaldgletscher angestellten Beobachtungen über die Bewegung im Winter zeigte sich dieselbe im Januar am Schwächsten, etwas entschiedener im December, bedeutend lebhafter im Februar und noch mehr zunehmend im März und April. Ueberhaupt scheint jeder Gletscher während des Winters ziemlich zu ruhen und im Frühjahr mit dem Erwachen der Natur auch seine Thätigkeit aufs Neue aufzunehmen. Aber nicht bloß im Allgemeinen an der Oberfläche ist die Bewegungsfähigkeit der Gletscher eine verschiedene, sondern auch nach ihrer vertikalen Tiefe zu, so daß die größte Bewegung an der Oberfläche sich zeigt, eine verminderte in der Mitte und die geringste in der dem Felsboden aufliegenden Tiefe.

Die Gletscher-Theorie stellte schon sehr verschiedene Behauptungen und Folgerungen über die Natur der Gletscher-Bewegung auf. Die ältesten Untersucher, namentlich der geistreiche de Saussure nahm ein beständiges Gleiten der Eismassen über den geneigten Boden an; Andere und unter ihnen der noch ältere Scheuchzer schrieben der durch den Frost herbeigeführten Ausdehnung der krySTALLISIRTEN wässerigen Substanzen die Hauptschiebekraft zu und schufen die Expansions- oder Dilatations-Theorie. Professor Hugi, der die oben beschriebenen Haarspalten kennen gelernt hatte, nahm einen allgemeinen Durchfeuchtungs-Prozeß an, gleichsam als ob der

Gletscher wie ein Schwamm flüssig-wässrige Bestandtheile in Menge aufnahme, diese dann gefröhen und dadurch ein Treiben nach der Tiefe zu herbeigeführt würde. Noch Andere wollten ein eigentliches Rollen oder Wälzen der Eismassen beweisen. Nach allen bisherigen Untersuchungen scheint ganz besonders die von oben herab drängende, drückende Schwere der hinter dem Gletscher lagernden, ungeheueren Schneemassen die vornehmste, unaufhörlich wirkende Haupttriebkraft zu sein, welche den starren Eisstrom in Bewegung hält (Gravitations-Theorie). Demnächst mag das Weichen der Massen an den Sturzschnellen und an der Front weitere Ursache zum leichteren Nachrücken geben. Endlich mag aber auch die durch die Haarspalten begründete größere Nachgiebigkeit des Eises zu dem ganzen auffallenden Phänomen das Ihrige beitragen.

Wo diese Eisströme der Alpen durchgehends, bis an ihr Ende, in geneigten Gebirgsrinnen sich fortbewegen, da hat der Bergbewohner, welcher sie nicht betritt, auch nichts von denselben zu fürchten. Anders ist's mit denjenigen Gletschern, welche in der Höhe sich bilden, eine Zeit lang normal ihren Weg fortsetzen, plötzlich aber das Bett verlieren, weil das Felsen-Individuum, auf welchem sie ruhen, jähwandig absinkt. Solche, die man „hangende Gletscher“ nennt, brechen begreiflich, wo sie an der Sturzwand ankommen, trümmernweise los und stürzen als „Gletscher-Lavinen“ zu Thal. Begreiflich hat sich die Kultur und der menschliche Fleiß am Fuße solch unermüdlicher Eisschleuderer nicht angesiedelt und sie entladen ihr Bruchmaterial ohne Schaden in wüste Gründe. Doch aber giebt es Beispiele genug, daß solche Gletscher-Stürze dennoch im bebauten Lande und in den bewohnten Gegenden mittelbar unberechenbaren Schaden anrichteten. Das markanteste Beispiel dieser Art ist das Unglück, welches der Gietroz-Gletscher oder vielmehr dessen angehäuften Sturzmassen am 16. Juni 1818 im Vagnethal und Unterwallis anrichteten. Ersteres stellt fünf Stunden oberhalb Sembranchier einen sehr engen Schlund dar, im Süden von dem steilen Bollwerk des Mauvoisin, gen Norden von dem 11400 Fuß hohen Mont Pleureur beherrscht, dessen Fuß eine etwa 500 Fuß hohe Felsenwand bildet. Ueber diese hängt, von den hohen Firn-Regionen herniederkommend, der Gietroz-Gletscher. Zu allen Jahres-

zeiten und fast täglich stürzen von demselben unformliche Eislasten ins Thal hernieder, häufen sich unten an der Felsenwand zu riesigen Gletschertrümmerhügeln, unter denen das wilde Thälwasser, die Dranse hervorbricht. Während der Jahre 1815 bis 1818 hatten sich die Eisbrüchlinge in zuvor nie gesehener Weise vermehrt, und im Winter des zuletzt gedachten Jahres verstopfte sich der immer enger gewordene, gewölbe-ähnliche Abfluß dermaßen, daß er zuletzt gänzlich zufror und der Dranse nicht den mindesten Abfluß gestattete. Der Eisdamm zog sich quer durchs ganze Thal, lehnte sich zu beiden Seiten an die Bergwände an und hatte eine Höhe von mehr als zweihundert Fuß erreicht. Begreiflich staute sich das Flußwasser immer mehr und mehr an und bildete endlich einen See, der eine halbe Stunde lang und gegen 700 Fuß breit war. Mit Entsetzen sahen die Bewohner von Lourtier, Champsee, Chables bis hinaus nach Martigny das fortwährende Wachsen der Wassermasse. Der Druck derselben wurde immer mächtiger, heftiger und es ließ sich voraus berechnen, daß beim Eintreten der warmen Jahreszeit der Damm nicht genügende Widerstandskraft besitzen werde, um einen radikalen Durchbruch zu verhüten. Viele Ortschaften wanderten förmlich aus, indem sie beim Beginn der einigermaßen milden Jahreszeit mit Habe und Gut in die höher gelegenen Alpbütten flüchteten. Ingenieure, namentlich der geniale Venetz, untersuchten den Stand und riefen an: eine große Rinne in den Eisdamm zu hauen, so weit er noch nicht vom Wasser bespült sei, so daß, wenn der See noch steigen würde, er durch diese Rinne seinen allmäligen Abfluß finde; zugleich glaubte man, daß das abfließende Wasser die Oeffnung tiefer schmelzen, also erweitern werde und dadurch nach und nach der ganze See, ohne Schaden anzurichten, geleert werden könne. Aber leider währten die Berathungen und gutachtlichen Berichte zu lange. Man hatte zwar unter Venetz's Leitung einen 700 Fuß langen Stollen ins Eis getrieben, der anfänglich ganz die erwarteten und gewünschten Dienste leistete und einen wesentlichen Theil des Sees schadlos ableitete. Aber die heiße Junisonne und die Wassermärme bohrten und fraßen so eindringlich an dem Eisdamme, daß derselbe am Nachmittage des 16. Juni 1818 nicht mehr widerstehen konnte,

und nun eine Wassermasse von 530 Millionen Kubikfuß mit Einemmal, bei einer schier rasenden Geschwindigkeit, durch das ganze Thal herabfluthete. Was den unbändig einherjagenden, völlig entfesselten Wogen im Wege lag, wurde eine Beute derselben; ganze Dörfer schwemmte die reißende Fluth hinweg, zusammen mehr als fünfhundert Gebäude; Tannen, schlank und schaftmächtig wie die Cedern des Libanon, kämpften in den Wellen mit hausgroßen Eisblöcken, und im Grunde der tobenden Furie kanonirten mit dumpfem Donner=Gebrüll die hinweggerissenen Felsen=Brocken. Schutt, Geröll und Unrath überdeckten das ganze Vagne= und Rhône=Thal bis hinab an den Genfer=See. Trotzdem, daß durch Signale alle Thalbewohner von dem gräßlichen Ereigniß eilends in Kenntniß gesetzt und verwahrt wurden, blüßten dennoch 34 Menschen ihr Leben dabei ein. Den verursachten Schaden schätzte man auf eine Million alter Schweizerfranken. Mit diesem entsetzlichen Vorfall war aber das Uebel durchaus nicht gehoben; schon im nächsten Jahre war der Gletscher=Damm aufs Neue zu fast gleicher Höhe angewachsen und drohte mit Wiederholung der Schreckens=Katastrophe. Da leitete der Ingenieur Venetz Quellwasser mittelst langer Holzrinnen auf den Eisdamme und entfernte durch dieses erwärmte Wasser, welches wie eine Säge einschnitt, eine Partie Eis nach der andern, so daß ohne allen Schaden die Gefahr abgewandt wurde. Seitdem muß fast regelmäßig jährlich die Operation wiederholt werden.

Alpenglühén.

Ha! sieh' der Alpen Haupt umschlungen
Vom Flammenglanz und glühumrollt,
Als ob zu sparen ihm gelungen
Ein Theil von ihrem Tagesgold!
Als ob tagüber sie gefangen
Zum Kranz die Rosen all' im Thal,
Als ob bei Tag Dir von den Wangen,
Du Volk des Thals, das Roth sie stahl!
A n a s t. G r ü n.

Es ist erreicht, unser fast 8300 Fuß hohes Wanderziel; wir stehen auf dem Gipfel des Faulhornes. Ein goldgelber, sonnen-
gesättigter Juli-Abend lagert rings auf dem Gebirge, und die ganze
Natur scheint in wönniger Erholung tief aufzuathmen von dem
lastenden Druck der Sonnenschwüle. Ha! wie prächtig und kühn
sie emporstreben die riesigen Firnzinken des Berner Oberlandes,
wie sie hinauftragen in unbeschreiblicher Klarheit zum „lichtdurch-
drungenen Himmelsblau, das alle Welt mit lindem Arm um-
schlingt“, — drüben, die breite felsenzerfurchte Wetterhorn-Pyramide
mit der blanken Schneebrust, die tieferliegenden, jähén Schreck-
hörner und ihr stolzer, dominirender Nachbar, das einsame Finster-
aarhorn, an welches sich die ganze Kette der Wiescherhörner an-
lehnt; dann geradeaus die gewaltige Felsenfront des Eiger und
ihm über die Schultern sehend die Schnee-Kapuze des Mönches;
und nun im leuchtenden Silbergewande die majestätische Jungfrau
mit ihrem Trabanten-Heer, weit hinein rechts, das ganze endlose
Verlespsh, Die Alpen.

Zacken- und Klippen-Gewirr der Gränz-Alpen gen Wallis! Alle Gruppen treten bestimmt, durch scharfgezeichnete Linien getrennt, aus dem Ganzen hervor; mit einem großen, vollen Blick halten wir Heerschau über die Veteranen der Berner Alpen. Noch strömt warmes Leben durch das majestätische Rundbild. Nur drunten, wo die Hütten von Grindelwald himelig in den Kessel gebettet liegen, ist der Abend eingezogen und hat seinen blauen Friedensschleier über das Lüttschinen-Thal geworfen.

Setzt ein Blick mehr westlich. Der Beleuchtungs-Effekt wird schwankend; der rein-blaue Aether verliert die Intensität seiner bestimmten Färbung, — er geht allmählig in ein indifferentes Luftfluidum über. Dieses aber reflektirt mittelbar wieder auf die unter solchem Horizont liegenden Alpen der Wild- und Oldenhorn-Gruppe, so daß das Interesse für diese Partie sehr geschwächt wird. — Noch weiter rechts sinkt das Auge hinab auf die glitzernde Fläche des Thuner Sees, hinter dem die Frutiger- und Simmenthaler Alpen mit dem geradlinigen, schönen Eckpfeiler des Niesen aufsteigen. Immer mehr gehen die Massen leicht verschwimmend in einander über; warmer, leuchtender Abendnebelrauch, hüllt die Höhenzüge ein, so daß die Umrisse der einander vorliegenden Bergkoulissen kaum mehr zu unterscheiden sind. Je mehr und mehr der Blick weiter schweift, desto undeutlicher zerfließt alle landschaftlichen Gebilde; ein glänzender, goldener Dunst-Ozean hat Alles verschlungen, und sonnentrunken badet das wellenförmige Mittelland und der ferne Jura in seinen weichen Wellen.

Welcher Abstand in der Farbenpracht, die so verschwenderisch über Berg und Thal ausgegossen ist! und doch haben wir erst den Halbkreis des großen, majestätischen Rundbildes durchwandert. Denn in ähnlichem Maaße wie die Lichtanhäufung gegen die Stelle hinwächst, an welcher die Sonne binnen Kurzem niedersinken wird, — in verwandter Weise stuft auch dieselbe nach dem nördlichen Horizonte hin sich ab. Da liegt drunten in stiller Tiefe das gemüthliche Brienz mit seinen braunen Holzhäusern; flächenhafte Schatten haben sich breit in die See-Mulde hineingelagert und beginnen leise und sacht die Bergeshalden gegen uns heranzuklimmen. Den Thalbewohnern ist das strahlende Tagesgestirn schon länger als eine

Stunde entschwunden. Feierliche Abendruhe waltet über ihren Hütten; nebelgraue Dünste schleichen aus dem Tännicht hervor und umfassen wie sanfte Schlummerlieder die dämmerigen Bergeshalden.

Da klingen wohlbekannte Töne aus der Tiefe zu uns herauf, aber so fern und verschmolzen, so geisterhaft zart-verhallend, wie Harmonie der Sphären; es ist der Alphornbläser drunten an der Scheidegg, der spät angelangten Gästen sein einsames Abendlied schalmeit. Das Echo vom Wetterhorn trägt's zu uns herüber. Lange lauschen wir den melancholischen Tönen, die sehnsuchterweckend uns durch die Seele ziehen.

Des Führers Mahnung unterbricht das sinnende Schweigen, das Alle gebannt hielt. Wir wenden uns und sind überrascht von der Wandlung, welche am Riesengebäude des Hochgebirges während der kurzen Frist unserer Rundschau vor sich gegangen ist. Die sanft ansteigende Halde der Bergisthaler Alp, auf der wir gestern bei unserem Herabkommen von der Wengern-Scheidegg ein Blumenmeer feurigblühender Alpenrosen durchwanderten, und Itrammen-Alp, die noch vor wenig Minuten in sonnenheiterer Beleuchtung dalagen, — sie ruhen nun im blauen Schatten; der Eiger aber und die Jungfrau und die ganze Bergkette erscheinen rosig-angehaucht in ihren Firn-Lagern und Gletscher-Hängen, indessen das Gestein von Sekunde zu Sekunde immer dunkelrother sich färbt. Es ist das Alpenglühen, das herrlich-erhabene Schauspiel, welches beginnt. Ein strahlenloser, scharlach-feuriger Gluthball ruht die Sonne auf dem langgestreckten Rücken des Chasseral und färbt alle Gegenstände, die noch im Bereich ihrer Beleuchtung liegen, mit tiefpurpurnen Tinten. Unsere Kleider, Wäsche, ja selbst unser Antlitz erscheinen im brennenden Orange und die graue Leinwandblouse unseres Führers sieht karminviolett aus. Mit Riesenschritten klimmen jetzt die dunkeln Bergschatten an den Alpen hinauf und paralysiren alle Farben und Formen, die noch vor wenigen Augenblicken die einzelnen Felsgebilde so drastisch-markirt hervortreten ließen; aber im gleichen Maaße wächst auch die Intensität des Alpenglühens. Von Augenblick zu Augenblick steigert sich das Feuer. Uns entschwindet jetzt im Westen der scheinbar zu riesiger, bisher noch nie gesehener Größe ausgebehnte, einer dunkelglimmenden Kohle gleichende Son-

nenball. Jetzt ist es nur noch eine Halbfugel, die mit breiter Basis auf dem Jura ruht; nun nur noch ein flacher Cirkelschnitt, eine rundlich-gehobene Längensfläche, die hinter dem zwanzig Stunden entfernten Bergwall hervorschaut, — jetzt noch eine schmale Linie, — ein Stern, — ein blitzer Punkt; — — Fahr' wohl! Segensgestirn, große Freudenbotin der Welt! — Uns ist sie entschwunden! — Drüben aber an den Eiszinnen der höchsten Alpen hat sie noch ihre Fanale angezündet, die wie rothflüssiges Metall emporlohen. Es ist ein Flammen-Dithyrambus, welchen die Natur im Abschiede von ihrer Lebensfreundin noch jubelnd durch die anbrechende Nacht hinausjauchzt.

Die Gluth, welche die Alpen spitzen umwogte, ist verschwunden; kalte, fahle Leichenblässe überzieht das ganze weite Schneegebirge;

Und wo noch kaum in Flammen ein Sonnentempel stand,
Da lagert nun ein Kirchhof, umringt von schwarzer Wand.

Es ist ein fröstelnder, unheimlicher Anblick. Der Uebergang aus dem vollen, reichprangenden Schmucke feuriger Beleuchtung und scharfer Zeichnung in diese eisige, öde, bläulich-graue Unge-
wissenheit ist allzu jäh und zu unvermittelt; ein leidhaftiges Bild des Todes. Aber es währt nicht lange, so kehrt nochmals einiges Leben wieder in die Färbung zurück. Denn blicken wir nach der Stelle des Sonnen-Unterganges:

O Zauber über Zauber! am Himmel aufgethan
Vom Abend bis zum Morgen ein brennend rother Plan.
Jetzt auf und niederwogent, jetzt fließend spiegelglatt
Und durch und durch von gold'nen und Purpurfarben satt.

Seeger.

Das endlose Feld der feurigsten Abendröthe flammt empor und strahlt einen leichten, warmen Ton über die Gletscher und Schneewüsten aus. Noch einmal überzieht sie ein schwacher rosenfarbener Anflug; aber er ist matt, matt wie das letzte, allerletzte Lächeln eines geliebten Sterbenden.

In tiefen Frieden versenkt, beginnt nun das große majestätische Alpenreich den einschlummernden Träumen von des Tages Wonnemensch sich zu überlassen. All' das sumrende, jurrende, kleine Leben in den Lüften ist erstorben; die Käfer und Mücken und Alles, was sommerfroh im Aether des Tages sich wiegt, — Alle haben ihre stille, heimliche Schlafstätte gesucht unter den Blumenglocken und Blattdächern oder in den Rissen der Baumrinne und des zerpaltenen Felsengesteines. Die Nachtfalter erwachen nun aus ihren Tagträumen und zählen taktirend mit den befiederten Fühlfäden die Sekunden ab, bis sie ihren schwerfällig-flatternden Flug beginnen; Eulen und Fledermäuse machen ihre lustigen Runden, und wo das Thierleben in der Nacht untergegangen zu sein scheint, da tritt das Leben der Pflanze üppiger und duftiger hervor.

Auf unserem Berggipfel aber weht ein schneidend-kalter Wind. Wir flüchten in das Fauhörnhaus zum warmen Ofen, zur dampfenden Suppe, denn draußen ist es völlig Nacht geworden, und das majestätische Sternenzelt prangt im unendlichen Universum, ein ewiger Hymnus dem allgewaltigen Schöpfer.

Alpenspißen.

Hart ist die Schule der Höhe, wie jene spartanische Mutter:
„Rehrt nicht als Sieger der Sohn, kehrt' er mir nimmer zurück!“
Doch nur fester ihr an, nur inniger schmiegt sich der Bögling,
Und mit unendlichem Weh' engt ihm die Eb'ne die Brust.

Notter.

Ganz anderer Natur als jene harmlosen, eine edle Neugierde befriedigenden Rigi-Promenaden und Faulhorn=Visiten sind die Ersteigungen hoher, firnnumlagerter, schwer=erklimmbarer und darum selten betretener Alpenpißen. Diese gehören den Ausserkühnsten der emporsteigenden Wandervelt. Nur Wissens=Durst und ritterlicher Forscherdrang, wie er einen Forster, Humboldt, Barth, Vogel, Franklin, Schlagintweit und andere Helden der Polar= und Aequatorial=Expeditionen begeisterte — oder wie er die kühnen de Saussure, Forbes, Agassiz, Defer u. A. auf jene von Eis starrenden, fast alles organischen Lebens baren Gebirgzzinnen trieb, — oder endlich die männliche, freie, helle Lust an dem überwältigenden Reize, den das Ausserordentliche, Wild=Erhabene bietet, — können zu solchen Unternehmungen anregen. Es sind Thaten, zu denen muthiger Entschluß und fester Wille, körperliche Kraft und nachhaltige Ausdauer gehören, — die ohne Abhärtung und fröhliche Entsagung liebgewordener Gewohnheiten nicht auszuführen sind. Es sind aber auch Thaten, die sowohl intellektuell wie materiell mit Sorgfalt vorbereitet sein wollen. Ohne selbstbewußten Zweck, ohne leitenden Gedanken, ohne entsprechende Vorstudien und wissen=

schaftliche Unterlage verflachen solche Expeditionen zu müßigen, werth- und resultatlosen Waghalsereien, die lediglich auf den mageren Ruhm Anspruch machen dürfen: „da droben gewesen zu sein.“

Und endlich will eine Bergbesteigung dieser Art, die ihr Wanderziel in den Regionen über zehntausend Fuß sucht, mit großer Sorgfalt und gründlicher Sachkenntniß ausgerüstet sein. In jene vegetations-entblößten, starren Eisesfelder, wo meilenweit keine menschliche Hülfe, kein schützendes Obdach zu erblicken ist, in jene schauerlich-erhabenen Einöden muß Alles, was zu des Lebens dringendstem Bedarf gehört, an Speise und Trank, Holz und Decken, mit emporgetragen werden. Um Abgründe überschreiten, Föhnwände erklimmen, in glatte Eisdächer Stufen hauen und schlüpfrige Firnfelder möglichst ungefährdet durchwandern zu können, bedarf es Leitern und Stricke, Beile und Fußeisen, deren Transport neben Kompass und Fernrohr, Thermometer und Barometer, Karten-, Zeichen- und Koch-Apparat den Aufmarsch wesentlich behindern. — Besteigt ein einzelner Reisender den Montblanc, wozu zwei Tage Zeit gehören, so bedarf er nach dem obrigkeitlichen Reglement vier Führer, deren jeder 120 Francs Lohn und nach beendeter Tour noch einen Napoleon Trinkgeld bekommt, und um für die Bedürfnisse dieser fünf Personen zu sorgen, sind wieder fünf Träger nöthig, deren jeder 50 bis 60 Francs für den ganzen Weg bekommt, so daß die Kosten 900 und 1000 Francs zu stehen kommen.

Führer giebt's in den Alpen wie Sand am Meer, aber nur wenige, die für centrale Expeditionen das erforderliche Zeug haben. Hier genügen Körperkräfte und genaue Vorkenntniß nicht allein; hier müssen Muth, Ueblick, entschiedene Besonnenheit und vor allen Dingen Geistesgegenwart den übrigen obligatorischen Führer-Eigenschaften beigegeben sein. Wehe, wer, des Gebirges unkundig, an Schwindler geräth, die in der Höhe keinen Bescheid wissen; er ist so gut wie verlassen. Aber es giebt auch Führer, ihres Gewerbes Gensjäger und Wildheuer, die durch lange Praxis ihren Ortskinn so wunderbar ausgebildet haben, daß sie an Alpenspitzen fremder Gegenden, die nie zuvor ihr Fuß betrat, dennoch mit späherndem Scharfblick den Weg durch Felsenlabyrinth und Eiswüsten herauszufinden wissen, der zum Ziele führt. Solch ein mit seltenem

Orientirungstalent begabter Führer war Maduz von Matt im Glarner Kleintal (eigentlich ein Schwabe), der bei offenem, warmem Sinn für Naturschönheiten außerordentlich besorgt um seine Klienten war und allenthalben Rath wußte.

Am Fröhlichsten unter allen wurde der höchste Gipfel Europas, der Mont blanc (14,800 Fuß), im Jahre 1786 von Dr. Paccard aus Genf unter Leitung des Jacob Balmat von Chamonix erstiegen; ihm folgte am 1. u. 2. August des nächsten Jahres de Saussure in Begleitung von 18 Führern und Trägern. Seit jener Zeit wurde er öfter mit und ohne Erfolg das Ziel kühner Männer, und gegenwärtig vergeht kein Sommer, in welchem nicht Fremde, namentlich Engländer, ihn in Angriff nehmen. Viel später wurden die ersten Versuche zur Erklommung der bedeutendsten Höhenpunkte in den deutschen Alpen gewagt; zuerst die des Ortles-Spitz auf Veranlassung des Erzherzogs Johann von Oesterreich durch den Bergoffizier Gebhard und den Passeyer Jäger Joseph Pichler im September 1804 u. 1805. Dann die der Jungfrau (12,827 F.) durch die Gebrüder Meier von Aarau am 3. Aug. 1811 und am 3. Sept. 1812, denen eine dritte Aszension am 10. Sept. 1828 von 6 Grindelwaldnern, eine vierte am 28. August 1841 von den Professoren Agassiz, Forbes, Dejeu und Duchâtelier, und endlich eine fünfte am 14. August 1842 von Herrn Gottlieb Studer von Bern folgten. In die gleiche Zeit der Jungfrau-Expedition fällt auch der erste, durch die Herren Meier unternommene, aber mißglickte Versuch der Erstiegung des Finsteraarhornes (des höchsten Gipfels in den Berner Alpen, 13,160 Fuß), welcher später der Naturforscher Hugi von Solothurn in den Jahren 1828 u. 1829 wiederum große Opfer brachte; nur zwei seiner Führer erreichten die eigentliche äußerste Spitze bei der dritten Erstiegung. Erst im August und am 6. Septbr. 1842 gelang es Herrn Sulzer aus Basel, zweimal die Kuppe zu erklimmen und droben eine Fahne aufzupflanzen. Seitdem ist dieser Punkt noch einigemal erstiegen worden. Die Schreckhörner (12,568 Fuß) sind so unzugänglich, daß die höchste Spitze überhaupt erst zweimal erklimmen wurde: zuerst am 14. August 1861 von dem Engländer Leslie Stephen (dem Uebersetzer vorliegenden Buches ins Englische) und zuletzt am 4. August 1864 von den

Herren E. v. Fellenberg, Dr. Aebly u. Gerwer (alle drei a. d. Kanton Bern unter Leitung der Führer Peter Michel, Znäbnit u. Peter Egger, alle aus Grindelwald. — Schon im Jahre 1857 hatte ein Engländer Namens Eustace Anderson die Ersteizung, aber vergeblich versucht; er kam bloß bis auf den Gipfel des durch ihn zum ersten und einzigen Male betretenen kleinen Schreckhornes.

Dem Monte Rosa wurde schon ziemlich frühzeitig von den Herren Vincent 1819, Zumstein 1820 u. 1825, Freiherrn Ludwig von Welzen 1822, Aufmerksamkeit geschenkt; aber keiner derselben erreichte das Gornerhorn oder die höchste Spitze, sondern nur die, jetzt allgemein nach ihnen benannten, niedrigeren Höhenpunkte dieses neungipfeligen Kolosses: Vincentpyramide, Zumsteinspitz (14,064 Fuß) und Ludwigshöhe (13,350 Fuß). Erst nachdem mehrere Expeditionen und auch die Gebrüder Schlagintweit-1851 und 1852 vergebliche Anstrengungen gemacht hatten, das Gornerhorn zu erklettern, gelang es 1855 den Herren Smith aus Great-Harmouth die höchste Spitze zu gewinnen. Aehnlich gieng mit dem Tödi im Glarner Lande und vielen anderen. Treten wir auf die Beschreibung des Verlaufes und der Schwierigkeiten einer solchen Expedition etwas näher ein.

Zu den nothwendigsten, von der Nothwendigkeit diktierten Intermezzen bei großen Gletscher-Expeditionen gehören die zum Zweck des Uebernachtens improvisirten Lagerhütten. Natürlich werden solche bloß dann nöthig, wenn die Ersteizung eines Berges mehr als den Zeitraum eines Tages beansprucht, wie dies z. B. beim Montblanc der Fall ist, — oder wenn längerer Aufenthalt in den hohen Firn- und Gletscher-Revieren, behufs wissenschaftlicher Forschungen, Temperatur-Beobachtungen und Gletscher-Studien, nöthig wird. Dann ist's entweder nur ein nischenähnlich-gewölbter, überhängender Felsen am Rande der Schnee- und Eis-Anhäufungen, oder eine Höhle, die, gegen die Wetterseite schützend, als Bivouac-Lokal dienen müssen — oder es findet der Aufbau einer wirklichen Hütte aus Trümmer-Gestein auf dem wandernden Fundament einer Moräne, wenn nicht gar auf dem festgefrorenen Firn selbst statt. Solche Baracken, die in ihrer naiven Architektur an die urthümlichsten Bauversuche uncivilisirter Völker erinnern, und gegen welche die armseligsten Sennhütten in der Regel noch komfortable Wohnungen

sind, ließen z. B. de Saussure auf dem Col de Géant in einer Höhe von ca. 10,000 Fuß, — Hugi beim Versuche der Jungfrau-Ersteigung im Roththal, ferner auf dem Unteraargletscher, auf dem Voetschen-Gletscher und am Fuße des Finsteraarhorns (1829) errichten. Die Form und Konstruktion derselben ist vorzüglichst einfach. Gewöhnlich werden auf den am Boden gezeichneten Linien eines länglichen Rechtecks aus übereinander gelegten Glimmer- und Gneis-Scherben vier Seitenwände, einige Fuß hoch errichtet und die Fugen mit Rasenschollen (wenn und wo es deren noch giebt) oder vom Gestein abgelösten Mooslappen ausgestopft. Ein an der Frontseite ausgespartes Loch dient als Portal des Gebäudes. Ueber diesen naiven Pferch werden dann in angemessenen Intervallen die 5—6 Fuß langen Alpenstücke horizontal als Dachgebälk gelegt, und eine lange, darüber ausgebreitete, durch beschwerende Steine festgehaltene, wollene Decke vollendet den Bau.

Europäische Berühmtheit erlangte die für die Professoren Agassiz, Carl Vogt, E. Desfroides beim Abschwung auf dem Aargletscher (5 Stunden vom Grimselhospiz) 1840 erbaute, später restaurirte Cabane, welche diese Naturforscher in ihrem köstlichen Humor „Hôtel des Neuchâtelois“ taufte, mehrere Sommer hindurch wochenlang bewohnten und vielfache Besuche von Reisenden daselbst empfingen. Auch die Professoren Forbes von Edinburgh und Heath von Cambridge verweilten 1841 etwa 3 Wochen in derselben. In neuester Zeit hat der schweizerische Alpen-Club durch Erbauung fester, solider Schirnhütten am Trift-Gletscher (8000 F. über M.) und am Süidabhange des Piz Rusein (Graubünden) sich wesentliche Verdienste um den Bergsteiger-Comfort erworben. Schon in den Vierziger Jahren hatte der als Bergsteiger bekannte Erzherzog Johann (Reichsverweser) an der Pasterze unterm Groß-Glockner eine Hütte (die Johannes-Hütte) zu gleichem Zwecke errichten lassen.

Das Besteigen außerordentlicher Gipselpunkte der Alpen würde für den schwindelfreien, muskelkräftigen Mann keine so besonders rühmens- und redenswerthe Aufgabe sein, wenn einigermaßen Continuität in den zu überwindenden Parthieen herrschte, d. h. wenn die Gletscher und ihre Spalten, der Firn und seine Schründe, der

Hochschnee in seiner Mächtigkeit und Konsistenz jahrein, jahraus sich gleich blieben und tüchtige, lokalkundige Führer daher mit Zuversicht voraus wußten, welche Hilfs- und Transport-Mittel man gebrauche, welcher Weg der beste, wann die größte Kraftanstrengung von Nöthen und wo die drohendste Gefahr zu bestehen sei. Aber erfahrungsgemäß ist die Metamorphose des Terrains nirgends einer so ewigen Wandelung unterworfen, als in den hohen und höchsten Alpenregionen. Wo heuer Mulden und tiefe Schneebeden sich zeigen, thürmen vielleicht im nächsten Jahre Schnee-Hügel und Wehsten sich auf; wo in diesem Sommer Wege über Firnhalden gemächlich und leicht zu überwinden, stetig ansteigen, ragen im kommenden, wenn er schneearm und andauernd heiß ist, Gesteins-Gratthe hervor, die geeignet sind, den tüchtigsten Führer völlig zu desorientiren. Solcher Ungewißheiten halber muß eine Expedition (abgesehen von den Eventualitäten plötzlich umschlagender Witterung) immer auf das Schlimmste gefaßt und vorbereitet sein.

Umsichtige Berggänger haben den Fundamental-Grundsatz: so lange als irgend möglich auf dem „Aberen“, d. h. auf dem von Schnee und Eis befreiten Rasen zu bleiben, weil hier in der Regel der Tritt sicherer, das Klettern minder mühsam, überhaupt das Fortkommen rascher möglich, ausgiebiger ist, als auf dem trügerischen, dem Menschen fremden und feindlichen Elemente des Firnes und Gletschers. Einzig bei faulem, bröckeligem Gestein und jähen Schutthalden und beim Hinabsteigen, wo man gewöhnlich die direktesten Linien wählt, zieht man den Marsch auf dem Schnee vor.

Die ersten bedeutenden Hindernisse im raschen und direkten Aufsteigen veranlassen gewöhnlich die Gletscher. Es giebt wohl kaum eine namhafte, bedeutende Alpenspitze, deren Basis nicht von einem Eisstrom umschlungen ist, oder an deren Flanken nicht ein solcher mehr oder minder ausgebildet herabgleitet. — Das Umgehen der Spalten ist, wo man den Gletscher übersehen kann, eine zwar langweilige, aber in der Regel gefahrlose Aufgabe. Indessen giebt es auch ungleiche, gewissermaßen gehügelte Gletscher, auf denen man durchaus keine bestimmten Direktionslinien einhalten kann. Die Verirrung auf einem solchen querspaltreichen Gletscherfelde kann unter Umständen in die gefährlichsten Situationen

führen, weil bei der fast absoluten Aehnlichkeit der Spalten untereinander das Erkennen einer zweckdienlichen Avancir-Linie eben so schwer ist, als das Wiederherausfinden des Rückweges. Ueberfällt Unkundige in solch einem Labyrinth der Nebel, dann dürfen sie von großem Glück sagen, wenn sie sich herausfinden.

Nicht minder gefährlich als die Gletscherspalten sind die unfennbar überwölbenden s. g. Schneebrücken. Sie entstehen bei andauerndem Schneefall durch die gleiche, wunderbare Aggregation einzelner Flocken und Eiskryställchen, welche auch im Tieflande den Gartengeländern oder einzeln stehenden Pfählen und Pfosten schiefe überhängende Schneehauben aufsetzt oder im Gebirge die launenveranlassenden Schneeschilder formt. Wenn der ganze Gletscher von neugefallenem Schnee bedeckt ist, so sind solche Schneebrücken platterdings nicht zu erkennen. Hat es auf die Schneebrücken inzwischen wieder geregnet, oder hat die Sonne die obere Schicht erweicht, daß diese einsinkend sich verdichtet und dann wieder friert, so kann man ohne alle Gefahr darüber hinweggehen; eine Fuß dicke Schneebrücke, wenn sie keine allzu breite Spannung hat, trägt ihren Mann. Um jedoch dem bei Gletschertouren sehr oft vorkommenden Einbrechen zu begegnen, knüpfen sich Führer und Geführte in Entfernung von etwa 4 Schritten an ein langes, um den Leib geschlungenes Seil, damit, wenn Einer derselben einsinken sollte, die Uebrigen ihn leicht hervorziehen können. Das Unterlassen dieser Vorsichtsmaßregel hat schon viel traurige Fälle zur Folge gehabt. Im Jahre 1821 stürzte auf der Höhe des Grindelwaldgletschers der junge waatländische Pfarrer Meuron in eine 121 Fuß tiefe Spalte und wurde erst spät, nach Ableitung des unterm Gletscher fließenden Baches, todt herausgezogen und auf dem Grindelwalder Friedhofe zur Ruhe bestattet. — Ebenso kamen Dr. Bürstenbinder aus Berlin auf dem Dezhthäl-Gletscher in Tyrol 1845, — ein vornehmer Russe Namens Grote auf dem Findelengletscher im Sommer 1859 und der Erlanger Student Wilh. Hirsch aus Holstein am großen Venediger den 28. August 1865 durch ähnliche Stürze ums Leben. — Im Juli 1836 fiel der Führer Michael Devouasson auf dem Glacier du Taléfre, unweit des Jardin, in eine solche Spalte, arbeitete sich aber unter Hülfe seines Taschenmessers, mit dem er

Tritte in die Eiswände grub, wieder mühsam hervor. Sein Tor-
nist, den er dabei verloren, wurde zehn Jahre später stückweise,
4300 Fuß weiter unten, am Fuß des Couvercle, vom Gletscher
wieder ausgeworfen. — In ähnlicher Weise rettete sich auf dem
Rofegg-Gletscher (am Bernina) ein in eine Gletscherspalte gestürzter
Gemsenjäger, der, weil die Wände der über 60 Fuß tiefen Spalte
unten zu weit auseinander lagen, sich den Alpenstock an das eine
Bein band und so, die Kluft überspreizend, sich langsam hinauf-
arbeiten konnte. — Auf dem Trist-Gletscher (Kant. Bern) stürzte
1803 der Gemsenjäger Peter Moor von Gadmen in einen Glet-
scher-Schlund, aber dennoch so glücklich, daß er auf einen Eisvor-
sprung zu stehen kam und dort sich halten konnte. Unten in grau-
fziger Tiefe rauschten strudelnde Gewässer, und kalte eisige Luft
wehte aus dem Abgrunde herauf. Sonderbarer Weise hörte er die
Zurufe seiner Kameraden scharf und deutlich, ohne daß dagegen
diese seine laut geschrieenen Antworten verstehen konnten. Um nun
den verunglückten Freund zu retten, eilten die Anderen vier Stunden
weit, bis zu den ersten Häusern, hinab und kehrten erst gegen Abend
mit dem Rettungsmaterial zurück. Nachdem der halberstarrte Mann
in der Eisgruft den ihm zugeworfenen Strick fest um seinen Körper
geschlungen hatte und frei-schwebend einige Fuß hoch gezogen worden
war, riß derselbe und der Unglückliche stürzte abermals auf den
Absatz zurück. Jetzt war das Seil zu kurz, weil dessen eine Hälfte
sich drunten befand; es blieb darum nichts Anderes übrig, als noch-
mals den vierstündigen Weg bei Nacht hin und zurück zu machen,
um endlich am andern Morgen den lebendig Begrabenen mit
einem kräftigeren Seil nach 16stündiger Angst zu erlösen. — Noch
wunderbarer ist folgender Fall: Christian Bohren kam am 7. Juli
1787 in Begleitung des Tagelöhners In-Aebnit über den zwischen
dem Wetterhorn und dem Mettenberg liegenden Oberen Grindel-
wald-Gletscher, im Begriff, Schaafe und Geißen an den Metten-
berg zu führen, als plötzlich eine Schneebücke unter ihm einbrach
und er in einen 64 Fuß tiefen Gletscher-Riß hinabstürzte. Er
brach den Arm und fiel die Hand aus dem Gelenk; dennoch ver-
lor er die Geistesgegenwart nicht. Glücklicherweise fand er unterm
Gletscher eine Oeffnung, welche der vom Wetterhorn herabfließende

Weißbach ausgegraben hatte. Durch diesen 130 Fuß langen Stollen trock er mühsam dem Lauf des Wassers unterm Eise entgegen und entging auf diese Weise dem Schicksal, lebendig begraben, verhungern zu müssen.

De Saussure, als er im Juli 1778 von der Aiguille du Midi herabstieg, brach plötzlich durch den Schnee mit beiden Füßen ein, doch so, daß er auf einem Eissattel sitzen blieb, während die Füße frei in einen tiefen Abgrund hinabgingen. Sein Führer Peter Balmat, unmittelbar hinter ihm, hatte das gleiche Schicksal. Rasch besonnen rief dieser: „Halten Sie sich ruhig, mein Herr, machen Sie nicht die kleinste Bewegung, sonst sind Sie verloren!“ Dem anderen Führer, der nicht eingesunken war, rief Peter, ohne auch nur ein Glied zu rühren, zu, er möge rasch untersuchen, nach welcher Richtung die Spalte verlaufe und welches ihre Breite sei. Dabei beschwor er Herrn von Saussure aufs Dringendste, so ruhig als nur möglich sich zu verhalten, weil die kleinste Bewegung unfehlbar ihren Sturz in die Tiefe herbeiführen würde. Als der zweite Führer mit der größten Behutsamkeit das Terrain rekonnostrirt und die Figur der Spalte erkannt hatte, legte er kreuzweise zwei lange Alpenstöcke vor Herrn v. Saussure, mit deren Hülfe sich dieser vorsichtig aus seinem schwebenden Sitz emporhob, rettete und dann mit Hand anlegte, in gleicher Weise den Peter aus seiner gefährvollen Lage zu befreien. — Der Scharissim ist nie erfinderischer, als wenn die Noth zum Aeußersten drängt. Das bewährte sich, um mit dem Kapitel der Schneebücken endlich zu schließen, auch am 4. August 1829 bei Hugi's Rückkehr vom Finsteraarhorn. Durch die warme Temperatur war der Schnee am Nachmittage so sehr aufgeweicht, daß jeden Augenblick einer der am Seil besessigten Reisegefährten bis an die Brust einsank. Da die Schründe oft in einer Breite von 10 bis 20 Fuß den Weg versperrten und meist mit einer nur ganz dünnen, erweichten Firnkruste überwölbt waren, so ordnete der vortreffliche Führer Jakob Leuthold an: sich platt auf den Bauch zu legen und also rutschend oder schiebend die gräßlichen Abgründe zu passiren, um der Gefahr, einzubrechen, durch die Vertheilung der Körperlast auf eine größere Fläche leichter zu entgehen.

Hat der Bergsteiger nun den Gletscher seiner Länge oder Breite nach überschritten, so ist's nicht selten der Fall, daß ihm der Uebergang auf das wieder zu betretende feste Gestein noch unerwartete Schwierigkeiten bereitet. Der Felsen schmilzt in Folge seiner größeren Wärme-Kapazität, die zunächst auf ihm lagernden Gletscher-Ränder derart ab, daß diese in einer Höhe von 4, 6, 10, ja bis 20 Fuß von ihm abstehen. Läßt sich nun kein Punkt finden, an welchem der Wanderer den vom Schmelzwasser schlüpfrigen Boden durch einen voraussichtlich gelingenden Sprung erreichen kann, so bleibt ihm nichts als das Herabturnen am Seile übrig.

In sehr vielen Fällen ist's jedoch gar nicht nöthig oder auch nicht möglich, das feste Gestein zu betreten, sondern man geht direkt allmählig vom Gletscher auf den Firn über. Dieser ist wegen seiner körnigen, minder zusammenhängenden Struktur und wegen der größeren Bewegungs- und Anschmiegungs-Fähigkeit gewöhnlich auch weniger zerrissen. Es giebt Firnfelder, über die man stundenweit, ohne auf das mindeste Hinderniß zu stoßen, gehen und steigen kann, — die also das rasche Fortkommen außerordentlich begünstigen. Aber es giebt auch solche, die in Folge des ungleichen, zerspaltenen Felsenbettes, auf dem sie ruhen, von Rissen und Zerklüftungen durchkreuzt werden, die unter dem Namen der „Firn-schründe“ (Rimayes) bekannt sind. Schauerlich-schöne Einblicke eröffnen sich in solche große Firnhöhlen. Die von den Plafonds herabhängenden Eiszapfen, ähnlich den Stalaktiten-Gebilden in den Kalkfinter- und Tropfstein-Grotten, erhöhen das Märchenhafte, und erreichen diese gar wieder den Boden der schräg-absinkenden Schneehöhlen, so erscheinen sie dann wie Tragpfeiler und sind wohlgeeignet, der Phantasie allerlei fabelhafte Anhaltepunkte zu geben. Die eigentlichen und für die Bergsteigung inkonvenabelsten Firnschründe sind jedoch jene, welche am Fuße hoher Felsenkämme vorkommen, von denen die Firnhalben steil abfallen. Indes umgeben sie auch die meisten Berggipfel und ahmen deren Figuration in entsprechenden Konturen nach. Hat ein Berg mehrere Schneeterrassen, so zeigt er auch meist in der Nähe jeder Terrasse einen Bergschrund, und ein Gipfel kann deren zwei bis drei haben. Zuweilen, wenn sehr reichlich Schnee fällt, wird der Bergschrund

von Lawinen ausgefüllt, und aus diesem Grunde sind schneereiche Jahre den Ersteigungen der Hochgipfel sehr günstig. —

Die größte zu überwindende Schwierigkeit besteht gewöhnlich darin, daß die gegenüberstehende Schnee- oder Eis-Wand bedeutend höher als der diesseitige Standpunkt ist. Haben die Führer sich nun auf solche Fälle vorbereitet und eine Leiter mitgenommen, dann ist die Kluft in der Regel leicht zu passiren; eine solche Leiter besteht aus einer etwa 20 Fuß langen, armsdicken, zähen Stange, durch welche Quer-Sprossen oder Plöcke getrieben sind, die als Tritte dienen. Aber nicht selten tritt der Fall ein, daß eine Berg-Expedition auf andere Weise sich zu helfen suchen muß, und da fördert dann die alle Gefahr verachtende Keckheit mitunter recht waghalsige Versuche zu Tage.

Freilich ist's auch schon der Fall gewesen, daß solche Firnschründe sich als unüberwindbar zeigten, und die völlige Ersteigung einer Hochgebirgs-Kuppe nahe am Ziele darum scheiterte. Diese Fatalität begegnete dem verstorbenen rüstigen Berggänger Hoffmann aus Basel 1846 am Tödi; ein 60 Fuß breiter Schneeschlund auf dem obersten Firnwalde, zwischen der Tödi-Kuppe und dem Piz Rusein, nöthigte ihn und seine renommirten Führer in einer Höhe von 10,800 Fuß (also 344 Fuß unter der Spitze) zur Umkehr.

Bevor das Besteigen hoher Alpen spitzen so populär wurde, wie es heutzutage wirklich ist, kurfürten, selbst in guten Schriften, wunderbare Gerüchte über allerlei körperliche Zufälle, denen die Bergwanderer ausgesetzt sein sollten. Bald wurde die Luft als so exorbitant verdünnt dargestellt, daß das Athemholen fast zur Unmöglichkeit werde; bald sollte den Gipfelskirmern Blut aus Mund, Nase und Ohren quellen; daneben sollten Kongestionen, Brechreiz, Druck auf Brust und Magen als unvermeidliche Uebel sich bei Jedermann zeigen, der in eine Höhe von 10,000 Fuß und darüber empordringe. Es mag schon hier und da einmal Nasenbluten eintreten, aber sicherlich nur in Folge der durch das Bergsteigen verursachten bedeutenden Blutwallung; Uebelkeiten mögen solche Leute befallen, die überhaupt an Magenschwäche leiden, und Mattigkeit ist eine sehr natürliche Konsequenz der Abspannung des Körpers, wenn man bei großer Kräfte-Konsumtion 6 und 8 Stunden lang in verdünnter Luft und unter

mancherlei Gefahren bergauf marschirt. — Die einzigen, wirklich existirenden, etwas störend auf den Körper und seine normalen Funktionen einwirkenden Erscheinungen sind der kaum zu löschende, wahrhaft brennende Durst bei Abwesenheit entschiedenen Appetits, den die Bergbewohner sehr bezeichnend „Dursthunger“ nennen, — und die den Augen drohende Entzündung, die in das i. g. „Schneeblindwerden“ ausarten kann, wenn man die Sehorgane nicht durch eine blaue oder graue Brille gegen die andauernden blendenden, heftigen Einwirkungen der grellen Schnee-Reflexe auf stundenlangen Firnswanderungen schützt. Aber nicht nur die Augen greift diese Licht-Rückstrahlung des Schnees an, sondern sogar auch die entblößten Theile des Körpers, vor allen das Antlitz, wenn man dasselbe nicht durch einen farbigen Schleier schützt. Diese Einwirkung äußert sich in so hohem Grade, daß ein völliges Verbrennen der Haut, wie jenes in der schärfsten Sonnenhitze, eintritt, dem dann Blasen und Wundwerden mit späteren Schorfen folgen. Schleier sind freilich für die unbeschränkte Aussicht sehr hinderlich und vermehren die ohnedies herrschende Hitze, da sie allen Luftzutritt absperrern. Um sich zu erfrischen, ballen die Führer Schnee zusammen und legen denselben in den Nacken, — ein Kühlmittel, das kräftigen Naturen in jenen Hochregionen nicht schadet, wo ohnedies Geist wie Körper entfesselter und unabhängiger von äußeren Einflüssen sind. —

Wir kehren zum Bergmarste zurück. Die Firnschriinde sind nicht die letzten der zu überwindenden Schwierigkeiten; es häufen sich deren neue, die unter Umständen gefahrbringend sein können. Zu diesen gehören zunächst die Eishänge. In bedeutenden Höhen schmilzt Sonnenwärme oder Föhnwind an jähren Abhängen die Oberfläche des Firnes, mitunter bis auf mehrere Fuß Tiefe. Das der Krystallisation durch Wärmeaufnahme entbundene Wasser durchdringt den Schnee, friert jedoch während der Nacht wieder. Hieraus entsteht eine Eisschale, die, um einen hinkenden Vergleich anzuwenden, dem im Tieflande bekannten, i. g. „Glatteis“ verwandt ist, nur daß sie eben viel dicker, kompakter, massiger wird. Solche Eisschichten zu erklimmen erfordert immer viel Arbeit, Mühe und Geduld; hier muß das Beil helfen, um mittelst desselben Tritte in das spröde Material zu hauen. Es muß ein gutes, erprobtes Instrument sein,

welches eingewandter Arm regiert; einmal der Hand, der leicht erstarrenden, entfallen, macht der Verlust desselben einen quittirenden Strich durch die Rechnung. Das Empordringen einer Gesellschaft unter solchen Umständen, wo Schritt für Schritt erst geschaffen, geebnet, gesichert werden muß, ist dann höchst langsam und erkältend. Bei Studer's erster Ersteigung des Großen Kinderhornes (10,670 Fuß, Wallis-Berner Gränze) mußten gegen 400 solcher Stufen in den übereisten Fähhang gehauen werden, ein Zeitverlust von mehreren Stunden. Bergsteiger-Regel ist's, eine solche Kunsttreppe, so viel immer möglich, geradeansteigend zu beschreiten, so daß das Gesicht dem Eis zugekehrt bleibt; der Fuß tritt mit der Spitze weit sicherer als mit der Seitenkante auf.

Hierher gehören einige der denkwürdigsten Ereignisse aus den Annalen der Alpen-Ersteigungen.

Lange Jahre hatten die Mitglieder des englischen Alpen-Klubs sich vergeblich abgemüht, den Gipfel des 13,797 Fuß hohen Mont-Cervin (Matterhorn) zu erreichen. Einer der tollkühnsten Climber von England, Mr. Whymper, hatte auch im Juni 1863 es sich zur absoluten Aufgabe gemacht, den Riesen-Obelisk zu erzwingen. Wirklich drang er auch höher hinauf, als bisher sonst irgend einer der Stürmenden; er überdauerte an Muth und Kräften seine Führer und kam allein, mit dem Beil in der Hand, an einer spiegelglatten Eiswand, in die er eine Menge von Stufen zu hauen genöthigt war, unbeugsam vorwärts. Als diese Wand überwunden war und er aus seinen Refognoscirungen (welche er mit dem Tubus vom Thale aus ungemein sorgfältig angestellt hatte) wußte, daß er eine ähnliche Passage nicht mehr werde zu überwinden haben, ließ er, um leichter zu klimmen, das Beil zurück und stieg weiter. Aber er hatte sich verspiegen und kam an eine Stelle, von wo aus unmöglich höher empor zu dringen war. Er mußte sich abermals zum Rückzuge entschließen. Doch als er zu jener Stelle kam, wo die ins Eis gehauenen Stufen begannen, hatte die vollkräftig scheinende Sonne dieselben halb hinweggeschmolzen. Versuche, mit der Spitze des Alpenstockes neue Stufen unter dem zuweilen höchst gefährvollen Standpunkt einzustoßen, mißlangen, eine Eisstufe wich und der Verwegene stürzte 195 Fuß tief hinab, wunderbarster Weise

in eine mit frischem Schnee gefüllte kleine Einsattelung eines Felsenrammes, und erhielt, obwohl furchtbar zerschunden, dadurch sein Leben. Er erhielt es, um zwei Jahre später Augenzeuge einer der gräßlichsten Katastrophen zu sein.

Gegen Mitte Juli 1865 fanden sich in Zermatt wieder mehrere Mitglieder des engl. Klubs ein, um abermals den Mont Cervin zu stürmen: der Geistliche Charles Hubson, ein Herr Hadow, der junge Lord Francis Douglas und der so eben genannte Herr Whymper (den sein Sturz nicht entmuthigt hatte).

Als Führer wählte man Michael Croz, einen der anerkannt tüchtigsten Männer seines Faches, und Peter Taugwalder. Des letzteren zwei Söhne wurden auf des Vaters Wunsch als Gepäcsträger mitgenommen. Die Seile, welche man mitnahm, gehörten Herrn Whymper. Es waren drei verschiedene Sorten, ein 200 Fuß langes, nach dem System des Alpenklubs konstruirt, ein anderes, etwa 150 Fuß langes etwas stärkeres, und ein 200 Fuß langes leichteres und schwächeres als das erste. Mit der Schilderung des Hinaufsteigens (am 14 Juli) wollen wir uns nicht aufhalten, sondern nur so viel bemerken, daß sämtliche Touristen frisch und wohlbehalten oben ankamen und keine Zeichen der Ermüdung verriethen. Hadow erwies sich als den unerfahrensten der Bergkletterer, wenn er gleich weder Mangel an Muth noch an Ausdauer verrieth. Wo der Weg über eine Schneefläche ging, die mit einer dünnen, während der Nacht entstandenen Eissrinde bedeckt war, glitt und strauchelte sein Fuß fortwährend.

Das Hinabsteigen und die bei demselben sich ereignete furchtbare Katastrophe schildert Herr Whymper in seiner Rechtfertigung in der Times folgendermaßen: „Wir blieben etwa eine Stunde lang auf dem Gipfel, und während dieser Zeit besprachen Hubson und ich uns mit einander über die beste und sicherste Art, uns zu vertheilen. Wir kamen dahin überein, daß es am Besten sein würde, wenn Croz, als der Stärkste unter uns, voranginge; dann sollte Hadow als Zweiter folgen. Hubson, der es an Sicherheit des Fußes mit jedem Führer aufnehmen konnte, wollte der Dritte sein; Lord F. Douglas erhielt den vierten Platz und der alte Taugwalder als der Stärkste der Uebrigen den hinter ihm angewiesen. Ich schlug

Hudson vor, bei unserer Ankunft an der gefährlichen Stelle ein Seil an den Felsen zu befestigen, um ein weiteres Schutzmittel zu haben. Er billigte den Gedanken; doch ward die Ausführung nicht definitiv beschlossen. Die Gesellschaft stellte sich nun in der erwähnten Reihenfolge auf, während ich den Gipfel skizzirte, und die Anderen warteten auf mich, damit ich mich an meiner Stelle anbinden lasse, als es Einem von uns einfiel, daß wir unsere Namen nicht in einer Flasche zurückgelassen hätten. Ich ward gebeten, sie aufzuschreiben, und entfernte mich, während ich dies that. Ich holte die Gesellschaft ein paar Minuten später ein, gerade in dem Augenblick, wo das Herabsteigen an der Stelle begann, und hielt mich dem jungen Taugwalder zunächst am Seile fest. Wir verfuhrten mit der größten Vorsicht. Nur immer Einer allein bewegte sich zur selben Zeit; wenn er festen Fuß gefaßt hatte, so that der Nächste einen Schritt vorwärts, und so fort. Die durchschnittliche Entfernung zwischen jedem Einzelnen von uns mochte etwa 20 Fuß betragen. Doch war kein zweites Seil an den Felsen befestigt worden, und es war nicht mehr die Rede davon. Der Vorschlag war ausschließlich um Herrn Hadow's willen gemacht worden, und ich weiß wahrhaftig nicht, ob mir der Gedanke überhaupt wieder einfiel. Ich war, wie ich auseinander gesetzt habe, von den Uebrigen getrennt und folgte ihnen; aber nach ungefähr einer Viertelstunde bat mich Lord F. Douglas, das Seil in der Nähe des alten Taugwalder zu fassen, da er, wie er sagte, fürchtete, daß, wenn ein Fehltritt stattfinden sollte, Taugwalder nicht im Stande sein würde, ihn zu halten. Es geschah dies kaum zehn Minuten vor dem Unglücksfalle und rettete ohne Zweifel Taugwalder's Leben.

„So viel ich weiß, war in dem Augenblick, wo sich der Unfall zutrug, kein Einziger von uns im Vorwärtsschreiten begriffen. Doch kann ich das nicht mit Bestimmtheit behaupten, und eben so wenig können es die Taugwalder, da die beiden Vorangehenden unseren Blicken zum Theil durch einen zwischen uns liegenden Felsblock entzogen waren. Der arme Croz hatte seine Art bei Seite gelegt, und um Herrn Hadow größere Sicherheit zu verleihen, faßte er ihn geradezu bei den Beinen und setzte seine Füße, einen nach dem anderen, in die richtige Stellung. Nach den Schulter-

Bewegungen der Beiden zu urtheilen, glaube ich, daß Croz, nachdem er das eben Gesagte gethan hatte, gerade im Begriff war, Kehrt zu machen, um selbst einen oder zwei Schritte vorwärts zu thun, als Hadow ausglitt, auf ihn fiel und ihn niederwarf. Ich hörte einen jähen Aufschrei des Michel Croz und sah, wie er und Hadow abwärts stürzten; gleich darauf verlor Hudson seinen Halt und Lord F. Douglas flog ihnen sofort nach. Das Alles war das Werk eines Augenblicks; sobald aber Taugwalder und ich den Aufschrei des Croz hörten, stemmten wir uns so fest gegen, wie die Felsen es gestatteten; das Seil zwischen uns war straff, und der Ruck traf uns Beide wie einen einzigen Mann. Wir hielten uns; aber, das Seil riß mitten zwischen Taugwalder und Lord F. Douglas.*) Zwei oder drei Sekunden lang sahen wir unsere unglücklichen Gefährten auf dem Rücken hinunterrutschen und ihre Hände ausbreiten, um irgendwo Halt zu gewinnen und sich zu retten. Dann verschwanden sie Einer nach dem Anderen und stürzten von einem zu dem anderen Vorsprung, bis sie unten am Matterhorn-Gletscher anlangten. Sie waren beinahe 4000 Fuß tief gestürzt. Von dem Augenblicke an, wo das Seil riß, war es unmöglich, ihnen zu helfen.

„Eine halbe Stunde lang blieben wir auf demselben Fleck, ohne auch nur einen einzigen Schritt zu thun. Die beiden Taugwalder, von Schrecken gelähmt, weinten wie Kinder und zitterten so furchtbar, daß wir mit dem Geschick der Anderen bedroht wurden. Sobald wir zu einer sichern Stelle herabgestiegen waren, verlangte ich nach dem zerrissenen Seile, und fand zu meinem Staunen, ja, zu meinem Entsetzen, daß es das schwächste der drei Seile war. Da die ersten fünf Mann sich befestigt hatten, während ich meine Skizzen machte, so hatte ich nicht auf das Seil geachtet, dessen sie sich bedienten, und konnte jetzt nur zu dem Schluß gelangen, daß sie es für gut befunden hatten, diesem den Vorzug vor den anderen

*) Es wurden unmittelbar nach dem Vorfall gewichtige Stimmen öffentlich laut, welche das Reissen des Seiles bezweifelten, ja sogar den Vir. Whymper beschuldigten, das Seil im Moment der Lebensgefahr durchgeschnitten zu haben (!).

zu geben. Man hat behauptet, das Seil sei gerissen, weil es über einen Felsen geschleift sei. Dem ist nicht so; es zerriß in der freien Luft, und das Ende zeigt keine Spur einer vorher erlittenen Beschädigung. Länger als zwei Stunden nachher glaubte ich jeden Augenblick, der nächste werde mein letzter sein, indem die Taugwalder, welche alle Fassung verloren hatten, nicht nur unfähig waren, irgend welchen Beistand zu leisten, sondern sich in einem solchen Zustande befanden, daß man jeden Augenblick erwarten konnte, der Eine oder der Andere werde ausgleiten. Doch muß ich dem Jüngeren die Gerechtigkeit erweisen und sagen, daß er, sobald das Hinabsteigen bequem ward, lachte, rauchte und aß, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Ueber das Hinabsteigen brauche ich weiter nichts zu sagen. Ich sah mich häufig, doch vergebens, nach Spuren meiner unglücklichen Gefährten um, und in Folge davon überraschte uns die Nacht, als wir uns noch auf einer Höhe von 13,000 Fuß befanden. In Zermatt langten wir um 10 $\frac{1}{2}$ Uhr am Sonnabend Morgen an.“

Whymper schildert hierauf die Auffuchung und Auffindung der Leichen. Bei diesem traurigen Geschäfte ward er von einigen seiner Landsleute und einigen Schweizern begleitet. „Um 8 $\frac{1}{2}$ Uhr,“ schreibt er, „waren wir Angesichts der Stelle angekommen, wo, wie wir wußten, meine Gefährten liegen mußten. Als wir sahen, wie ein wettergebräunter Mann nach dem anderen das Teleskop ans Auge setzte, todttenblaß wurde und es dann, ohne ein Wort zu sprechen, seinem Nebenmanne hinreichte, da wußten wir, daß alle Hoffnung vorbei war. Wir traten näher; die Verunglückten waren unten in derselben Reihenfolge hingefallen, wie sie oben gefallen waren: Croz ein wenig voraus, Hadow in seiner Nähe und Hudson etwas weiter zurück; aber von Lord F. Douglas konnten wir nichts sehen. Zu meiner Verwunderung sah ich, daß alle drei mit dem Klub-Seil, d. h. mit dem zweiten und gleich starken Seile zusammengebunden waren. Es war mithin nur ein Knoten vorhanden, nämlich zwischen Taugwalder und Lord F. Douglas, und dort hatte man sich des schwächeren Seiles bedient. Die Befehle der Regierung des Kantons Wallis, die Leichen herabzubringen, lauteten so bestimmt, daß vier Tage später 21 Führer dies traurige Werk

vollführten. Jeder Engländer schuldet diesen braven Männern seinen Dank, denn es war eine schwierige und sehr gefährliche Arbeit. Auch sie sahen nichts von der Leiche des Lord F. Douglas; vermuthlich ist sie oben in den Felsen liegen geblieben; Niemand kann seinen Verlust tiefer und aufrichtiger betrauern, als ich selbst; denn obgleich noch jung, war er ein höchst ausgezeichnete Bergsteiger, der kaum jemals des geringsten Beistandes bedurfte und während des ganzen Tages auch nicht ein einziges Mal ausglitt. Noch ein paar Tage vorher, ehe wir uns trafen, hatte er das Gabelhorn erstiegen, eine Bergspitze, die meines Erachtens weit schwerer zu erreichen ist, als selbst das Matterhorn. Ich ward in Zermatt bis zum 22. Juli festgehalten, um die von der Regierung angeordnete Untersuchung abzuwarten. Ich ward zuerst vernommen und beim Schlusse des Verhörs reichte ich dem Gerichtshofe eine Anzahl Fragen ein, von welchen ich wünschte, daß sie dem älteren Taugwalder vorgelegt werden möchten. Ich that dies, weil das, was ich in Bezug auf die Seile in Erfahrung gebracht hatte, keineswegs befriedigend für mich war. Wie ich höre, sind diese Fragen, ehe ich Zermatt verließ, gestellt und beantwortet worden; aber ich durfte bei dem Verhör nicht zugegen sein, und wie die Antworten ausgefallen sind, ist mir noch nicht mitgetheilt worden, obgleich man es mir versprochen hatte.

„Das ist das Ende dieser traurigen Geschichte. Ein einziges Ausgleiten oder ein einziger Fehltritt war die alleinige Ursache dieses furchtbaren Unglücks und hat Jammer verursacht, der nie vergessen werden kann. Nur noch eine Bemerkung habe ich zu machen. Wäre das Seil nicht gerissen, so würden Sie diesen Brief nicht erhalten haben. Denn wir hätten unmöglich die vier Männer halten können, die zu gleicher Zeit mit einem jähen Ruck stürzten. Andererseits glaube ich, daß sich kein Unglück ereignet haben würde, wenn das Seil zwischen denen, die fielen, eben so straff oder doch beinahe eben so straff gewesen wäre, wie zwischen Taugwalder und mir. Das Seil, richtig gebraucht, ist ein großes Schutzmittel; aber gleichviel, ob man sich auf Felsen oder auf Schnee, oder auf einem Gletscher befindet, wenn zwei Leute einander so nahe kommen, daß das Seil schlaff herabhängt, so schwebt die ganze Gesellschaft in

Gefahr; denn wenn Jemand ausgleitet oder fällt, so kann er, ehe man sich gegenseitig, eine solche Wucht erlangen, daß er Einen nach dem Anderen nach sich zieht und Alle mit sich in's Verderben reißt. Ist das Seil jedoch straff, so ist dies beinahe unmöglich.“

Ein ähnliches Schicksal ereilte Ende August 1865 einen Herrn Höppner aus Dresden und seinen Führer Imfanger von Engelberg, als sie den Titlis (im Kant. Unterwalden) von der nördlichen Seite zu erklimmen versuchen wollten. Man fand Beide noch ans Seil gefesselt mit zerschmetterten Gliedern; sie waren über eine etwa 300 Fuß hohe Felsenwand (auf dem Eise ausgleitend) gestürzt.

Höchst gefährlich sind solche vereiste, steile Hänge, wenn frisch gefallener Schnee die glatten Eispiegel maskirt. Es fehlt nicht an haarsträubenden Schreckensgeschichten zur Illustrirung des Kapitels von den Schneerutschen, die urplötzlich mit der, auf der oberen, neugefallenen Schicht wandernden Gesellschaft über der darunter verborgenen Eisbahn sich in Bewegung setzten. Hugi hätte bei seinem zweiten Versuch der Finsteraarhorn-Ersteigung beinahe durch solch einen Schneeschliff das Leben eingebüßt, wenn der entschlossene Leuthold ihn nicht noch im letzten Augenblicke mit nervigem Arm ergriffen und gerettet hätte. Das furchtbarste Ereigniß dieser Art ist jenes, welches die völlige Besteigung des Montblanc durch den russischen Naturforscher Hofrath Hamel vereitelte. Derselbe war mit den beiden englischen Gelehrten der Oxford-Universität, Herren Dornford und Henderson, unter Begleitung der kundigsten Chamounyführer (J. M. Coutet, Math. Balmat, Favret, Jules Devouasson u. A.) und vielen Trägern für Komfortabilitäten, Lebensmittel, mathematische und physikalische Instrumente, am 16. August 1820 von Prieuré ausgezogen, hatte am Grand Moulet übernachtet und befand sich am folgenden Tage bei ausgezeichnet günstigem Wetter 9 Uhr Morgens bereits in der Nähe des Petit Plateau unterm Dôme de Gouté, von wo aus der Gipfel des Montblanc in 2 bis 3 Stunden zu erreichen ist. Die Führer brachen schon in Glückwünsche aus, sagten, daß nun alle Hindernisse überwunden, weder Gefahren noch Eispalten mehr zu befürchten wären, überhaupt daß noch nie eine Besteigung so glücklich, geschwind und ohne jeden Unfall ausgeführt worden sei als eben diese. Die

ganze Expedition war voll der besten Hoffnung und sah im Voraus sich schon auf dem Kulminationspunkte der Wanderung. Hofrath Hamel hatte Zettel geschrieben, welche er einem aus Salenches mitgenommenen kräftigen und brünstigen Tauber um den Hals binden und diesen dann fliegen lassen wollte, um den Versuch zu machen, ob dieser sein in gerader Linie etwa fünf Stunden entferntes Weibchen im Taubenschlage wieder auffinden werde; die Gelehrten freuten sich schon auf den Ehrenplatz, welchen das von ihnen eigenhändig vom Gipfel des höchsten europäischen Berges abgeschlagene Protogin-Stück in den Kabinetten der mineralogischen Sammlungen zu Petersburg, London &c. einnehmen würde, kurzum, Jeder hing eigenen Lieblingsgedanken und Plänen nach. Alle marschirten Einer hinter dem Anderen, weil man gern in die Fußstapfen des wegbahnenden, ersten Führers tritt, welcher dann von Zeit zu Zeit, der Erholung halber, von einem Anderen abgelöst wird. Niemand gab einen Laut von sich, denn die Anstrengung hatte Alle ein wenig ermattet. „Noch war ich der Letzte“, erzählt Herr Hamel (in der Bibliothèque universelle), — „gewöhnlich ging ich zwölf Schritte weit fort und hielt dann an, um auf meinen Stock mich stützend fünfzehn Athemzüge zu thun; denn ich fühlte, daß ich in dieser Weise vorankommen würde, ohne mich zu erschöpfen. Durch eine grüne Brille und den Flor, welcher mein Gesicht verhüllte, richtete ich, zählend die Blicke auf die Fußstapfen, als ich plötzlich wahrnahm, daß der Schnee unter mir weiche. Da ich glaubte, nur auszugleiten, so versuchte ich auf der linken Seite mich mit meinem Stocke festzuhalten, — aber vergeblich. Der zu meiner Rechten sich anhäufende, aufbäumende Schnee wirft mich um, überdeckt mich, und ich fühle von unwiderstehlicher Gewalt mich abwärts fortgerissen. Anfangs wähnte ich, dieser Umstand begegne mir allein; als sich aber der Schnee dergestalt über mir anhäufte, daß er mir den Athem entzog, so glaubte ich eine große Lawine komme vom Montblanc herab, welche ihn vor sich herjage. Ich rief, aber wie es schien umsonst! Meine Gefährten sah ich nicht mehr. Jeden Augenblick erwartete ich von der Masse erdrückt zu werden; jedoch suchte ich im Hinabrollen beständig mich umzudrehen und wandte alle Kräfte an, den Schnee, in welchen eingehüllt

ich gleichsam schwamm, zu zertheilen. Endlich gelang es mir, den Kopf daraus zu befreien, und ich erblickte einen großen Theil des Abhanges in Bewegung; da ich jedoch mich dem Rande des rutschenden Theiles ziemlich nahe sah, so strengte ich meine Kräfte aufs Aeußerste an, den festliegenden Schnee zu erreichen, auf welchem es mir endlich möglich war, sicheren Fuß zu fassen. Jetzt erst erkannte ich die wirkliche Gefahr; ich sah, daß ich mich fast am Rande einer Spalte befand, welche den Abhang begränzte. Zugleich sah ich Herrn Hendersson's Kopf noch näher dem Abgrunde aus dem stockenden Schnee hervorragen, und etwas weiter Herrn Dornford nebst drei Führern, Alle mit verzweifelt kämpfender Anstrengung bemüht, gleich mir sicheren Boden zu gewinnen. Sie erreichten glücklich ihr Ziel, aber die fehlenden fünf Uebrigen konnte ich nicht entdecken. Immer noch hoffte ich, sie aus dem nun sich stauenden Schnee hervorkriechen zu sehen, als Balmat uns zurief, daß sich Leute von uns in dem Abgrunde befänden. Diese Kunde durchzuckte mich wie ein Wetter Schlag. Fünf Menschen lebendig begraben, und dies durch meine und meiner Freunde Veranlassung! Dornford warf sich unter den wildesten Geberden des Schmerzes auf den Schnee, und Hendersson's Zustand erschien momentan so zerrüttet, daß er böse Folgen befürchten ließ. Welch unendliche Gefühle der Freude uns elektrisch durchströmten, als wir bei unserem Spähen an einer Stelle den Schnee erst wenig, dann immer entschiedener sich bewegen sahen, als nach einigen Augenblicken einer der verloren Geglauten sich daraus hervorwand, ist nicht zu beschreiben. Ein jubelndes Hurrah! begrüßte ihn, und es verdoppelte sich, als nach kurzer Frist wir noch einen Zweiten sich empor kämpfen sahen. Schon loderte unsere Hoffnung in hellen Flammen auf, auch die noch fehlenden drei Anderen erscheinen zu sehen; — es war vergeblich! — Nach langen, mühevollen, aber erfolglosen Nachforschungen, so weit solche bei dem gänzlichen Mangel an Schaufeln und ähnlichen Werkzeugen möglich waren, trat die ganze Gesellschaft, so nahe dem Ziele, in trübster Stimmung den Rückweg an, weil die Führer erklärten, daß unabweisbar neue Schneerutsche auf diesen folgen würden, namentlich in jenen Gegenden, die noch zu durchwandern seien. Abends 9 Uhr langte die Karavane mit der Schreckensbot-

tschaft im Thale an. Jene drei Opfer aber schlugen den Todesschlag in den Eiskellern des Montblanc.

Es sind jedoch nicht diese den Grundlauinen verwandten Schneerutsche allein, die den Wanderer in bedeutenden Höhen bedrohen, sondern auch zu Häupten desselben losbrechende, eigentliche Lawinen und Eisbrüche können ihn begraben oder erschlagen. Eine allen schweizerischen Berggängern bekannte, sehr berühmte Stelle dieser Art ist die s. g. Schneerose oder Schneerunse am Tödi. Es ist ein kleines, etwa $\frac{1}{2}$ Stunde langes Felsenthal unter der „Gelben Wand,“ welches von einer in beträchtlicher Höhe senkrecht abgerissenen, gewaltigen Eismauer geschlossen wird. Von letzterer stürzen zeitweise große Eisblöcke herab, die in furchtbaren Sprüngen bis an das Ende des Thales rollen. Da eine Wanderung durch die Schneerose stets mit einiger Gefahr verbunden ist, so eilten die Tödiesteiger (bevor man den Weg durch die porta à Specha entdeckt hatte) stets auf das Drängendste, diese heillose Stätte in möglichst kürzester Frist zu passiren. Dr. Hegetschwyler von Zürich hatte beinahe eine solche Schmetter-Kanonade zermalmt. Er wagte, von sechs Reisegefährten und Führern begleitet, am 12. August 1822 den dritten Versuch zur Ersteigung des Tödi. In jener Schreckensrunse angekommen, standen bereits drei Personen der Expedition völlig gesichert unter dem Schutze überhangender Felsen, und die Führer waren eben beschäftigt, den Letzten am Seil durch die gefährlichste Stelle dieser Todesschlucht zu geleiten, da bröhnte es donnernd durch die Einöde. Tösend und bröhnend jagte ein Gletschersturz aus jener Höhe des eisbeladenen Grates herab. Angst- und Schreckenruf erfüllte die Luft; Schneeergiesel von allen Seiten, dann schreckliche Todessille für ein paar Augenblicke! Nun rauschte es wieder stärker; in Schneegeföber, wie in Rauch gehüllt, fuhren kleine Eisstücke in den Abgrund und durch die Schlucht gerade auf die darin Weisenden zu. Da diese sich dicht an die Felsenwand schmiegen und anklammerten, so ging der Strom über sie ohne bedeutende Beschädigung hinweg. In stummer, gräßlich peiniger Angst verharreten die gesichert Stehenden noch ein paar bange Augenblicke, da hörte der Strom auf, und einander fröhlich zurufend erkannten sich die Geretteten. Die Gletscherstücke waren

durch den tiefen Sturz völlig zersplittert und zermalmt und dadurch fast unschädlich geworden.

Das Schreckens-Arsenal der Hochgebirgs-Phänomene ist aber noch lange nicht erschöpft. Je mehr wir uns den ersehnten Gipfelpunkten nähern, desto mehr häuft sich die Summe der Fährlichkeiten und Hindernisse. Zunächst hat man die weit überhangenden „Schnee-Wehete“ zu fürchten, welche über oft schauerlich tiefen Abgründen an den mehre Tausend Fuß senkrecht absinkenden Felsenfronten der Alpen auffallend breite, hohl gewölbte, trügerische Vorsprünge hinausbauen, die jeder mechanischen Stütze entbehren; nur durch den Frostverband der in einander verslochtenen Eisnadelchen, durch die Kohärenz der Schneeflocken werden sie gehalten und getragen. Ein geringfügiger Umstand kann solche in die Luft hinausragende, gleich Dächern die Felsen übertraufende Firngerüste lösen und zum Tiefsturz bringen. Man hat sich also wohl zu hüten, auf solche überhangende Wehete zu weit hinaus zu gehen. — Ferner bereitet das s. g. „faule Gestein“, d. h. die durch Erosion und durch die Thätigkeit der Atmosphärischen abgelösten, bröckeligen Felsenfragmente dem Verggänger große Verlegenheiten, sei es, daß der Fuß keinen sicheren Stand auf demselben hat und fortwährend sich in der Gefahr befindet, abzugleiten, sei es durch Ablösung oberhalb, also durch entstehenden Steinhaapel. Ein sehr komisches Intermezzo dieser Art erzählt Herr von Fellenberg bei Gelegenheit seiner Groß-Schreckhorn-Expedition (vgl. Jahrb. d. Schweizer Alpenklubs pro 1865), wo ein sich ablösender Stein den Führer Gertsch erschlagen haben würde, wenn nicht ein von diesem auf dem Tragkorbe obenauf befestigter Kessel die Wucht des Steines aufgefangen hätte; freilich war der Kessel dann weidlich durchlöchert. Auch dünne Felsen-Nadeln, die wie Spighürmchen gothischer Kathedralen sich präsentiren und Angesichts von Abgründen umklettern werden müssen, gehören nicht selten zu den kleinen Malicen der letzten Marsch-Stunden.

Der letzte eigentlichste Kernpunkt, die äußerste Kulmination ist bei sehr vielen Alpenspitzen auch noch die härteste der zu knackenden Mäße. Manche mit der sorgfältigsten Vorbereitung ausgerüstete Expedition scheiterte ganz oder theilweise noch dicht unter der dominirenden Scheitelzinke, weil man zu spät erkannte, den Streif-

zug gegen das Bollwerk von der unrichten, unzugänglichen Seite unternommen zu haben (wie solches bei allen Monte Rosa-Besteigungen vor dem Jahre 1855 der Fall war) — oder weil den Gipfelstürmern jene wahrhaft unheimliche Kaltblütigkeit und grauenhafte Resignation neben den muskelfrischen Kräften fehlten, welche nöthig sind, solche Wagstücke auf Leben und Tod zu bestehen. Einige Beispiele werden genügende Erläuterung geben.

Die letzte Passage zum Gipfel der Bernina-Spitze (12,475 par. Fuß, Ober-Engadin) besteht aus einem scharfen Gletscher-Grat, der steiler als der Firn des steilsten Kirchendaches, ja beinahe senkrecht, wohl zweitausend Fuß, einerseits gegen das Val Rosegg anderseits gegen einen Gletscher-Cirkus abfällt. Bei der am 13. Sept. 1850 erfolgten ersten Besteigung dieser gigantischen Central-Masse überwand den Sattel Herr Coaz (Forstinspektor in Chur) mit seinen beiden Führern rittlings rutschend. — Am Groß-Glockner (12,154 par. Fuß, Tyrol) führt der Weg über einen 36 Fuß langen, nur 4 bis 6 Zoll breiten Felsensattel, vom Schnee leicht geebnet, zum eigentlichen Gipfel; der österr. Major Sonklar Edler von Innsbräuden passirte ihn mit 3 Gefährten und 5 Führern halb kriechend, halb reitend am 4. Septbr. 1855. Eine ähnliche Passage ist die über den Roththal-Sattel, etwa 12,000 Fuß ü. d. M., bei Erstigung der Jungfrau (12,827 Fuß); sie erfordert festen Tritt und an Abgründe gewöhnte Augen, um nicht vom Schwindel ergriffen zu werden. Dennoch spart auch dieser Berg seine schreckhaftesten Schauermomente bis zu dem äußersten Gipfel-punkt. Zu diesem führt nur ein scharf-zugeschnittener Kamm, dessen Breite zwischen 6 bis 10 Zoll wechselt, während die Gehänge der beiden Seiten 60 bis 70 Grad Neigung haben. Als die Professoren Agassiz, Forbes, Duchatelier und Desor denselben am 28. August 1841 erreicht hatten, glaubten sie nicht weiter kommen zu können. Der unerschrockene Jakob Leuthold behauptete indessen das Gegentheil, und um sofort den Beweis zu führen, legte er sein Gepäck ab und stieg in der Art vorwärts, daß er an der linken Seite des Schneekammes ging, während er die Schärfe des Grates im buchstäblichsten Sinne unterm rechten Arm hatte und auch auf der rechten Seite den Stoc einfeste. So ging er langsam und

befonnen an dem entsetzlichen Abgrunde hin, indem er soviel als möglich den Schnee zu einem Pfade zusammentrat und den Uebrigen die Ersteigung möglich machte. — Bei der am 8. August 1842 von den Professoren Escher von der Linth, Girard und Desor versuchten Ersteigung der Schreckhörner (12,568 Fuß; Berner Alpen), bei welcher sie indessen nur bis auf die Spitze des großen Lauteraarhornes kamen, wurde die Gesellschaft, als sie auf der Schneide eines felsigen Kammes ging, unvermuthet am Weiterkommen gehindert; der Weg war durch einen etwa 10 Fuß tiefen senkrechten Einschnitt vom Hauptstocke des Berges getrennt, auf welchem einige Hundert Schritte weiter der Gipfel winkte. Der Einschnitt selbst stellte einen scharfen Schneerücken dar, wie er auf den letzten Seiten mehrfach beschrieben wurde. Während man noch konsultirte, ob man sich am Strick hinablassen, oder das Hinderniß zu umgehen suchen sollte, sprang der Führer Bannholzer, ohne sich anbinden zu lassen, mit einem Satze auf den Schneefattel hinab. Allgemeiner Schrei des Entsetzens! denn man hielt den Wagehals für verloren; allein er kam, ohne sich wehe zu thun, rittlings auf den Schneefattel zu sitzen; ohne sich an das Rufen, Bitten, Fluchen der anderen Führer zu kehren, stieg er die gegenüberstehende Zacke hinan, erreichte die Höhe und winkte, ihm zu folgen. Einer nach dem Andern wurde am Seil hinabgelassen, und ohne Unfall kletterte die ganze Karavane dem Muthigen nach. Da erwartete sie in unmittelbarster Nähe des Gipfels wiederum eine letzte Schwierigkeit. Auf etwa 50 Fuß Länge wird der Kamm so schmal, daß er kaum 18 Zoll Breite hat, während auf beiden Seiten Abgründe von etwa 4000 Fuß beinahe vertikalen Absturzes gähnen. Hier hatten selbst die verwegensten Führer nicht den Muth, aufrecht zu gehen, sondern überkrochen die Stelle, mit starr vor sich blickenden Augen, bis das Ziel erreicht war. —

Der Augenblick, in welchem man einen berühmten Gipfel nach unsäglichen Mühen und lebenbedrohenden Gefahren betritt, hat immer etwas Erschütterndes, fast möchte man sagen Feierliches; es ist ein Moment höherer Weihe, wenn rundum im fast endlosen Ketten-Reigen ein weitgedehnter Horizont von Berggestalten und Thaltiefen auftaucht. Da liegt sie ausgebreitet uns zu Füßen, die

herrliche, gewaltige, große Alpenwelt, First an First, Grat an Grat, Kulm über Kulm, und wie der Blick eines Mächtigen bei seinem Regierungs-Antritt alle die Völker und Stämme überfliegt, die fortan seiner Leitung sich fügen wollen, so findet auch hier eine geistige Besitz-Ergreifung, eine Heerschau im Dienste der Intelligenz statt. — Dem wohl bewanderten Berggänger schlägt die ausgebreitete Gipfelswelt sein eigenes Tagebuch, das Souvenir seiner sommerlichen Freuden, Leiden, Genüsse und Entbehrungen auf; von allen Seiten winken ihm Freunde aus früheren Tagen, die er sofort wiedererkennt, grüßend entgegen und das Auge überschwebt im Spazierfluge alle bekannten Höhen, Joche und Fluß-Tossen. Da begegnet es unterwegs Gestalten, ehrwürdigen, hochauferichtet-stolzen, aus der großen Menge bedeutsam hervortretenden, silbergescheitelten Greisen, auf denen es sinnend haftet; es kennt sie, ohne sie sofort zu erkennen. Karte, Fernrohr und Führer kommen dem suchenden Gedächtniß zu Hülfe! — „Ah! Grüß' Gott, lieber Alter! Du auch da! Wie ganz anders siehst Du von hier aus? Ich habe Dir immer von anderer Seite in Dein ernstes Antlitz geschaut, wie Du Deinen versteinerten Träumen nachsinnst, und heute schaust Du mich nur verstohlen über die Schultern an!“ — So schweift der Blick in flüchtiger Rundreise über die Zacken und Zinken des Riesenreliefs, gleitet hinab zu heimelig eingebetteten Thalspalten, und überspringt glitzernde Flußadern, bis er beim Ausgangs-Punkte wieder anlangt, um nach diesem orientirenden Fluge in die Spezial-Musterung einzutreten. — Und vollends jenes erhebende Gefühl, wenn es ein Gipfel ist, den nur höchst selten oder zuvor noch nie eines Menschen Fuß betrat; dies ist dann eine Inauguration, erhabener, großartiger, als jede andere durch Menschen-Sinn und Hand bereitete. Warum läuft durch alle Zeitungen die Nachricht, wenn endlich eine der ganzen gebildeten Welt bekannte, schon unendlich oft auf Karten und Panoramen gezeichnete, in Büchern genannte Alpenspitze von Bedeutung zum Erstenmal erstiegen wurde? Weil es eine kleine Columbus-That ist, weil die kühnen Männer einen Baustein zum großen Tempelheiligthume der Naturwissenschaften hinzusetzten. — Alle Schrecken und Bedrängnisse sind vergessen, die Gletscherspalten und Firn-

schrünke mit ihren trügerischen Brücken, der schwindelstarre Abgrund und die weichenden Trümmerhalben liegen als überwundene Feinde hinter uns, und jauchzend hebt sich das Herz und klopfst mächtiger in seines Gottes größerer Nähe.

Wie aber mag dieser Gefühlssturm sich erst steigern, wenn, wie es bei der ersten Ersteigung des Tödi am 10. August 1837 der Fall war, die unerschrockenen Bergkämpen, längere Zeit im Nebel berganklimmend, an der Um- und Ausschau gehindert, plötzlich, wie die grauen verhüllenden Schleier reißen, in freudigem Schrecken erkennen, daß rundum alle Gipfel tiefer liegen als der, auf welchem sie stehen, und unbewußt der langersehnte Zielpunkt erreicht ist. So erging's den stählernen, mit eiserner Konsequenz vordringenden Gebirgsmännern: Bernhard Boegeli, einem 60jährigen verwegenen Gamsjäger und Wildheuer, in Begleitung seines Sohnes Gabriel und des kühnen Thomas Thut, alle Drei in den Obberdbergen hinter dem Dorfe Vinththal (Kanton Glarus) daheim. Alle bis dahin mit dem größten Aufwande veranstalteten Expeditionen waren sämtlich nicht ans Ziel gelangt, und im ganzen Glarner Großthale galt es für unbestreitbare Thatfache, daß der Tödi unersteigbar sei.

Mit der Ersteigung eines solchen äußersten Höhepunktes ist indes, nach Ueberwindung aller aufgezählten Hindernisse und Fährlichkeiten, oft noch wenig erreicht, wenn nicht auch der Himmel dem Unternehmen ganz außerordentlich günstig und die Atmosphäre sehr rein ist. Jene Tage sind selten, an denen auf Höhen von mehr als elftausend Fuß die Temperatur einigermaßen mild, der Aufenthalt behaglich oder auch nur erträglich ist; gewöhnlich variiert die Wärme in den Regionen über 12,000 Fuß an ganz sonnenklaren Sommertagen Mittags im Schatten nur um wenig Grad über oder unter dem Gefrierpunkte. De Saussure fand auf dem Montblanc im Schatten — $2^{\circ}_{,3}$ und in der Sonne — $1^{\circ}_{,3}$; Dr. Pittschner am 1 August 1859, Vormittags $11\frac{1}{2}$ Uhr im Schatten — $8^{\circ}_{,8}$ C. in der Sonne — $7^{\circ}_{,8}$ C. (vier Fuß über dem Eise); die Temperatur im Firnschnee 2 Fuß tief betrug — $12^{\circ}_{,8}$ C. Hugi am Finsteraarhorn im August 1 Uhr Mittags im Schatten — $2^{\circ}_{,4}$ R., in der Sonne $0^{\circ}_{,0}$; Agassiz auf der Jungfrau Ende August

3 Uhr Nachmittags im Schatten — 3° ; Coaz auf dem Piz Bernina 13. Septbr. Abends 6 Uhr in der Sonne + 3° R. Freilich sind auch einzelne Fälle von außerordentlicher Temperatur-Höhe bekannt; so z. B. fand Herr v. Dürler auf dem Tödi Mitte August 1 Uhr Nachmittags im Schatten + 7° , C. und in der Sonne + 9° , C.; Zumstein bei seinem Monte Rosa-Ersteigungs-Versuch in 13,920 F. Höhe + 8° , R. (ob Sonne oder Schatten ist unbekannt) und Weilenmann auf dem Piz Linard (bei 10,516 Fuß) Anfang Juli, Mittags 11 Uhr, sogar + 17° R. an der Südseite in der Sonne. Indessen beeinträchtigt der geringe Wärme-Gehalt der Luft die Gipfel-Erklimmer in den meisten Fällen wenig; die Begleiter Agassiz's tanzten bei ihrem Strahlegg-Übergange (10,380 Fuß ü. d. M.) und wälzten sich, den Buben gleich, im Schnee, die Führer versuchten einen Hosenlupf (Schwingen oder Ringen) und der alte sechzigjährige Bernhardt Voegeli streckte sich nach errungener Tödi-Ersteigung gemächlich auf den Schnee und schnarchte bald ganz behaglich. Allgemein rühmen die „Virgmannen“ eine eigene Elastizität der Luft, die bei aller Frische dennoch die größte Müdigkeit paralytirt; aber eben so einmüthig klagen sie anderseits über die große Trockenheit der Atmosphäre, welche ein eigenthümliches Sprödenwerden der Haut und anderer Gegenstände veranlaßt, so daß letztere ungemein leicht der Hand entgleiten.

Ein zweiter, den Genuß oft wesentlich beeinträchtigender Faktor ist die meist sehr geringe Durchsichtigkeit der Luft nach der Tiefe zu. Während dieselbe nach oben so außerordentlich transparent ist, daß der leere Himmelsraum im Zenith fast schwarzblau oder wie dunkel angelaufener Stahl aussieht, erscheinen die fernen Berge, vom Montblanc oder Monte Rosa aus gesehen, in beinahe dunkelgelber Färbung, und selbst die Firnfelder nehmen einen gelben Schein an. Dagegen verschwimmen die Thaltiefen, von Höhenpunkten wie die eben genannten, durch die über den Tiefen lagernden Dünste ins beinahe Unerkennbare; nur bei ganz hellem Himmel kann man vom Montblanc, dessen Aussichtskreis im Halbmesser auf 70 Stunden geschätzt wird, die zunächst gelegenen Alpenketten scharf und deutlich erkennen, — weiterhin verschleiert sich Alles immer mehr und mehr, bis es ins absolut Unbestimmte übergeht.

Indessen variiren, je nach örtlicher Lage und nächster Umgebung der Gipfel, auch hier die Niederblicke und Aussichten ungemein. Vortrefflich schildert dies Studer in seinen Gletscherfahrten: „Die Aussicht von der Jungfrau ist mehr erhaben als schön. Ja, auf das Gemüth desjenigen, der zum Erstenmal ihre Zinne betritt, und dem sie die kolossalen, in ihrer ernstesten Pracht fast unheimlich aussehenden Bilder des Umkreises enthüllt, wirkt sie wahrhaft erschütternd. Das Bunte, Reizende fehlt; kein blauer See erfreut dort das Auge, — denn auf den Spiegel des Thunersees blickt es so tief hinunter, daß er, an Farbe und Charakter einem düsternen Alpensee ähnlich, zwischen öden, baumlosen Berghöhen zu liegen scheint. Die lieblichen Landflächen sind zu entfernt, um ihren Reiz zu entfalten. Das trübe Grau, das sie wie eine Dämmerung bedeckt, verschwimmt in dem finsternen Dunst, der den weiten Horizont gestaltlos umzieht und keine Formen, keine Farbe mehr erkennen läßt. Im weiten Kreise begrenzt von den farblosen Niederungen oder dem düsternen Horizonte breitet sich eine Welt von zerrissenen Gletschern, schneeigen Hochthälern, mannigfach verschlungenen Firn- u. Felsenkämmen aus, über welcher man in schauerlicher Einsamkeit thront, und welche unter dem schwarzblauen Firmamente von dem gebrochenen Lichtschimmer einer mattstrahlenden Sonne beleuchtet ist. Der Tödi, der die ganze östliche Schweiz dominirt, bietet einen unermesslichen Gesichtskreis dar; man kann sagen, man sieht nur zu viel. Das Einzelne verschwindet unter dem Ganzen und auch dort verschwimmen die entfernten Niederungen in nebeligen Dunst, und das ungeheure Alpengebiet, das man überseht, zeigt wenige, einzelne, großartige Gruppen oder Gebilde, die das Auge vorzugsweise fesseln. Die Berner Hochalpen und Bernina sind schon zu entfernt, um einen sehr imposanten Eindruck hervorzubringen. Dagegen erhält die Aussicht vom Mont Velan (11,588 Fuß ü. b. M.) ihren hohen Reiz gerade durch das großartige, malerische Bild und den so verschiedenartig ausgeprägten Charakter der einzelnen sichtbaren Gebirgsgruppen. Das Specielle tritt lehnend hervor. Das Auge muß nicht ermüden, ein unabsehbares Gewirr gleichförmiger Bergketten zu entziffern; jede hat ihr besonderes Gepräge, und man kann sich kaum satt sehen an den scharf gezeich-

neten schönen Formen der überall deutlich hervortretenden Gipfelgestalten. Man schaut noch an die Riesenköpfe des Montblanc und Grand Combin empor und empfindet in dem überwältigenden Eindrucke die Macht ihrer Größe. Und dennoch giebt der weite Gesichtskreis Zeugniß von der Erhabenheit des Standortes, und mit Stolz beherrscht der Blick tausend mächtige Gipfel, die sich vor ihm beugen müssen.“ — In älteren Reisebeschreibungen wird Mancherlei davon gefabelt, daß man am hellen Mittage auf solch außerordentlichen Höhepunkten die Sterne funkeln sehen könne; alle die neueren Bergsteiger wissen auch hiervon nichts zu berichten.

Zu den originellsten Momenten gehört die Art und Weise, wie die Bergsteiger der verschiedenen Zeiten und Nationen untereinander korrespondiren und mit der Bewohnerschaft angränzender Thäler telegraphisch signalisiren. Ueberall nämlich, wo ein Gipfel zum Erstenmale erstiegen wird, lassen die Sieger irgend ein Zeichen ihrer Anwesenheit zurück, wie die alten Römer das „hoc iter Caesaris.“ Besteht eine solche Expedition nur aus Hirten und rüstigen Thal-leuten oder Wanderfreunden der Alpenwelt, die das Uebermaß ihrer physischen Kräfte an irgend solch einem Koloss erproben wollen, weil er ihnen jahraus, jahrein ins Fenster schaut, dann bauen sie als Promemoria für künftige Geschlechter aus zusammengelesenen Felsentrümmern eine kleine Pyramide, und das erste Geschäft eines passionirten Bergsteigers, so wie er auf der Höhe ankommt, ist: dieses s. g. „Steinmandli“ zu untersuchen, ob dasselbe nicht irgend einen Zettel, eine Nachricht von den vorhergehenden Erstseigern enthält. Um solche für vielleicht ferne Zeiten bestimmte Korrespondenzen gut zu konserviren, werden die hier oben geleerten Weinflaschen benutzt. Sie, die für die Tiefe schwarzer Keller-Nächte bestimmt, manchen Mondwechsel einsam in der Erde Tiefen vertrauten, sind nun auserwählt, auf den äußersten Gipfeln des Erdballes eine praktische Interpretation des hoffnungs-heiteren post nubila Phoebus (durch Nacht zum Licht) zu bethätigen, — sie, die bisher Träger und Hülle geistiger Getränke waren, dienen nun dem geistigen Fluidum des menschlichen Gedankens und werden mittelbare Begrüßungs-Postillone zwischen gänzlich unbekannten

Personen. Der aus dem Notizbuche gerissene Zettel mit den Namen der Besteiger, Datum und allfälligen Aufzeichnungen über Wärme, Aussicht, bestandene Abenteuer u. s. w. (dem es mitunter nicht an witzigen, konfidentiellen Scherzen fehlt, je nachdem der Weingeist den Gehirn-Barometer hinaufgetrieben hatte) wird in die Flasche versenkt und diese fest gepfropft, in die Mitte des umgebenden Steinmandli verwahrt, so daß Sturm, Regen und Schnee ihr nichts anhaben können. Solche Depositionen erinnern lebhaft an die mittelalterliche Sitte: in Thurmknöpfe und Grundstein-Gemäuer Dokumente und Münzen für ferne unbekannte Generationen niederzulegen.

Wo sich die Bergsteiger aber auf eine Celebration ihrer Errungenschaft vorbereitet haben, da wehen als Zeichen der Besitznahme eines Punktes Fahnen ins Thal hinab, die unten mit dem Fernrohr (oder dem „italischen Feldspiegel“, wie die Gebirgsbauern sagen) erkannt werden können. Gemeiniglich sind es improvisirte Standarten, rothe Foulards mit Bindsäden an einen im Steinmandli befestigten Stock gebunden, oder wie bei Coaz's Bernina-Besteigung das weiße eidgenössische Kreuz im rothen Felde, das triumphirend über Gletscher und Firnsfelder flaggte. Da aber solche Trophäen gar sehr den Hochstürmen ausgesetzt sind und in der Regel bald umfallen oder vom Blitze zer Splittert und versenkt werden, so ließ Hugi auf dem Finsteraarhorn eine aus Eisendraht gefertigte, mit Harztuch überzogene Fahne aufpflanzen, welche man vom Grimselhofspiz, von Bern, ja selbst von Solothurn aus (einer Entfernung von 19 Schweizerstunden oder 12 geographischen Meilen), durch den Tubus beobachtete. Die originellste, vom momentanen Sichzuhelfenwissen zeugende Fahne etablirten die Gebrüder Schlagintweit am Monte Rosa, wo sie in Ermangelung entsprechenden Flaggenstoffes ein Hemd an die Stange banden, — die in Betreff des Humors fast noch von jener übertroffen wird, die Studer auf dem Rinderhorn aufhielt; auch dort mangelte, als man den Aufmarsch antrat, ein Fahnentuch, und der Wirth des einsam gelegenen Bergwirthshauses Schwabenbach wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er eine alte Weste zu diesem Zweck dem Spiel der Lüfte preisgab.

Wie schon erwähnt, werden die Besteiger durch gute Perspektive mit den Augen vom Thale aus auf ihrer Tour verfolgt, und es war schon der Fall, daß man, als endlich die langersehnte Fahne lustig auf dem Gipfel flatterte, in der Tiefe mit Kanonen- und Böllerschüssen weithin den Thalbewohnern das Gelingen der Expedition verkündete. Es entspricht den allgemeinen akustischen Bedingungen und Gesetzen, daß die auf der Bergspitze Weilenden diese Freuden-Signale hörten, weil die Schallschwingungen, vielfach von den Bergwänden zurückgeworfen, heraufbringen mußten,*) während Pistolenschüsse auf solchen alle anderen überragenden Höhen, aus Mangel katakustischer Faktoren, beinahe spurlos, ohne allen Effekt verschwinden und darum im Thale durchaus nicht gehört werden. Ueberhaupt ist absolute, lautlose Stille, die durch keine Lebens-Außerung unterbrochen wird, ein beinahe schauerlich-charakteristisches Merkmal solcher äußerster Höhepunkte, die in ewiger Sabbathruhe daliegen; nur wenn der Sturm die Gipfel umbraust, dann erbebt die Luft seufzend unter den Windstößen, und langgezogene heulende Disharmonieen umtanzen im wilden Reigen die graue Einsamkeit.

In diesen Höhen hat das organische Leben als normale Erscheinung aufgehört. Selten ist's, im Schnee Spuren von Gensentritten zu finden, und eben so ungewöhnlich, einen der noch in der unteren Schneeregion nistenden Vögel zu erblicken; Pitschner fand bei seinem Austritt aus der Passage du corridor am Montblanc bei 13,500 Fuß Höhe eine Rabenkrähe. Nur bisweilen kreist ein Steinadler oder Lämmergeier um eine der benachbarten Spitzen und unterbricht die hehre Stille mit seinem gedehnten, schrillen „Pfi“ und „Hiä“. Wohl aber begegnet man nicht selten den Leichen kleinerer Thiere, namentlich solchen von Insekten, die ursprünglich dem Tieflande angehörend durch irgend eine emporwirbelnde Windsäule hier heraufgetragen wurden und auf dem Schnee rasch ihren Tod fanden. Herr v. Dürler sah auf dem vereisten Kufm des Töbi

*) Dr. Pitschner hörte am 1. Aug. 1859 den Kanonen-Donner von Chamouny herauf sehr schwach, obgleich der Wind von dort herkam; ebenso verstand er auf fünfzehn Schritt Entfernung seines Füßres Walmat Worte kaum.

während seines Mittagsmahles einen Schmetterling (*Papilio brassicae*, Kohlweißling) in mattem Fluge vorüberflattern, den ebenfalls der Sturm in diese Todesfelder verschlagen hatte. Auch dürre Laubblätter von Buchen und Ahornen wurden schon wiederholt auf den Firnen von 11 und 12 tausend Fuß angetroffen, — immer aber, vermöge ihrer größeren Wärme-Kapazität, einige Linien tief in charfen Umrissen in den Schnee eingesunken. Nur das Pflanzenreich hat hier und da noch einige verlorene Gränzposten; so zeigen sich an felsigen Stellen bei 10,000 Fuß noch die *Aretia helvetica* und *glacialis*, letztere mit ihren feurigrothen Vergißmännicht-Sternlein auf graugrünem Laubfossen, die erstorbene Einöde ein wenig belebend; — ferner *Poa alpina* var. *frigida*, und am Schreckhorn sogar bei 11,000 Fuß noch der behaarte Gletscher-Pahnenfuß (*Ranunculus glacialis* L.). Noch einige Moosarten wagen sich hier herauf, indessen äußerst spärlich, und als allerletzte Repräsentanten des Pflanzenreiches zeigen sich auf den äußersten Spitzen noch ein paar Flechten, z. B. *Parmelia elegans* und *muralis*, *Cetraria nivalis* Ach., und auf dem Gipfel der Jungfrau die nach dieser getaufte *Umbilicaria virginis*.

Wie es da droben, auf diesen äußersten Kulminationspunkten unseres Erdtheiles aussieht, ist zum Theil schon gesagt worden. Die Gipfel des Montblanc, Tödi, Mont Velan, Cima de Jazzi u. a. stellen sich als sanft rundlich ansteigende, gewölbte, große Schneeflossen auf breiter Basis dar, auf denen ganz ungefährlich zu weilen ist. Der Galenstock (Berner-Alpiner Gränze, 11,073 Fuß) zeigt sich gen Westen ebenfalls als sanft abgerundete Schneekuppel, die aber gen Osten fast senkrecht, mehrere Tausend Fuß plötzlich abfällt. Der Kulm des Groß-Glockner in Tyrol ist ein unebener, felsiger Platz von grünem Chloritschiefer, der höchstens für 12 Personen Raum bietet. Die südliche Zacke der Schreckhörner (85 Fuß niedriger als die nördliche, höchste, bietet etwa 10 Quadratfuß Oberfläche, in Form eines Bogens oder Halbmondes, dar, dessen Konvexität nach Norden gerichtet ist. Dagegen bildet der Gipfel des Finsteraarhorns einen wellenförmigen Grat von etwa 20 Fuß Länge und nur 1 bis 1½ Fuß Breite, der jäh nach beiden Seiten abfällt. Gleiche oder ähnliche Formen zeigt die

Jungfrauspitze; sie fällt wie das Dach eines Zeltes mit 60 bis 70 Grad Neigung, bei einer Breite von 1 bis 10 Zoll, als harter Schneefirst ab, — und das Eisdach des Großen Rinderhornes ist vollends so entsetzlich zugehärtet, daß es dem kühnsten Wagehalse, bei dem steilen Ansteigen der Schneide, unmöglich wird, hinauf zu reiten oder kletternd zu rutschen. Der Bernina-Gipfel bietet gar nur so viel Platz, daß kaum 3 Personen neben einander stehen können, und der Grand Combin läuft in eine absolute Firnspitze aus, auf welche man sich nicht wagen darf. Wir finden somit eine reichhaltige Musterkarte von Formen, sowohl solchen, die Schnee und Eis improvisiren und alljährlich, je nach den Abschmelzungen oder Akkumulirungen neu modelliren, als auch solchen, die in allerhand Gestalt als Fels auslaufen. So mühevoll und gefährlich die Erklim- mung einer Alpen-Hochspitze ist, eben so schwer fällt dann das Scheiden von derselben. Es ist ein Abschied, vielleicht für immer, von einer weit über dem kleinlichen Treiben der Menschen erhabenen, schönen Welt. Der Rückzug ist oft mit noch mehr Schwierigkeiten verknüpft als das Emporsteigen; denn sind Führer und Reisende jetzt zwar mit dem Wege und seinen Hindernissen vertrauter als vorher, so ist die Summe der Kräfte nicht mehr so groß, die Oberfläche des Schnees durch die Einwirkung der Tageswärme weicher, nasser, einsturzfähiger, und das Hinabklettern an Felsenwänden viel umständlicher und unzuverlässiger als das Hinaufklettern, weil man den sicheren Tritt immer erst unter sich suchen muß, der im anderen Falle von selbst dem Auge sich darbietet. Es kommt indessen auch vor, daß die Sonne die Spuren der Fußtritte hinwegleckt und man dann beim Rückmarsch diesen Leitfaden verliert. Dann durchjuchen am Nachmittage Gletscherbäche die Oberfläche der Eisrücken und machen den Weg ungemein schlüpfrig. Wie verhängnißvoll selbst auch diese kleinen, mit lautem Getöse in die Gletscherspalten stürzenden Wasseradern für den sorglos oder ermattet dahinschlendernden Berggast werden können, beweist folgende wahre Anekdote. Ein Engländer, welcher in Gesellschaft Anderer eine Monte Rosa-Tour mitgemacht hatte, rutschte in solch einem Gletscherbache aus und verschwand plötzlich. Die Führer stürzten mit Entsetzens-Schrei nach und ergreifen ihn, der fortgleitend

eben dem Abgrunde eines 30 bis 40 Fuß breiten, tiefen, mit Wasser gefüllten Trichters zugeschwemmt werden sollte, an Arm und Kleidern, um ihn herauszuziehen. Der Mensch hatte, horrible dictu, Gummischuhe angezogen und deshalb keinen festen Tritt. — Ueber Schneefelder, die nicht gar zu steil absinken, rutscht man stehend, den Stock nach hinten gehalten, wie ein Schlittschuhläufer pfeilschnell hinunter. Es will geübt sein. Anfänger geben ergötzliche Intermezzi zum Besten. Ueberhaupt macht hier, wie in allen Dingen, Übung den Meister. Der tägliche Umgang mit den Elementen des Hochgebirges macht die Führer nicht nur so fest und vertraut, sondern namentlich auch außerordentlich gewandt. Es ist fast unglaublich, mit welcher Sicherheit und Leichtigkeit der Aelpler, große Lasten auf dem Rücken, die schwierigsten Passagen überwindet. Als Hugi bei seiner dritten Finsteraarhorn-Expedition mit lahmem Fuße kaum mehr weiter konnte, packte ihn Leuthold nolens volens auf seinen Rücken und eist mit ihm über den Gletscher hinab, während es stürmte und die Nacht hereinbrach. Die anderen beiden erprobten Führer Währen und Zemt wettkiserten mit jenem, ihren Herrn zu tragen. Hugi sagt, es sei ihm unbegreiflich gewesen, wie diese Männer, ohne Stock, mit beiden Händen ihre Last haltend, Schrinde in tiefer Dämmerung übersprungen hätten, wo Alles trügerisch und unsicherer gewesen sei.

Schon weiter oben sind Beispiele von der Verwegenheit der Führer gegeben worden, mit welcher sie halssbrechende Sprünge wagen; hier noch eins, das nach anderer Seite hin die Tollkühnheit derselben beleuchtet. Gottl. Studer hatte bei der Rückkehr von der Jungfrau seine Kopfbedeckung in einen tiefen Firnschlund fallen lassen, der stufenlos und jäh wie das steilste Thurmdach mit schiefer Eisfläche absank; gegen die Tiefe verengten sich die Gründe des Schrundes, während die entgegengesetzte Wand wie eine hohe lothrechte Mauer mit vielen Eisnadeln aus dem nächtlichen Dunkel aufstieg. Der Führer Bannholzer, den der Verlust der Mütze ärgerte, rief rasch entschlossen, daß er nachsehen müsse, wo das Stüd liege, und ließ, ungeachtet alles Abmahnens, das Seil um den Leib befestiget, sich in den graußigen Schlund hinabgleiten. In bedeutender Tiefe

angekommen, wo er auf einen abgebrochenen, jeden Augenblick mit Einsturz bedrohten Eispfeiler Stützpunkte für den Fuß fand, sieht er die verlorene Kappe, — aber noch tiefer unter seinem Standorte, liegend. Der oben von zwei Männern gehaltene Strick reicht nicht mehr aus. Der tollkühne Bannholzer bindet sich los und steigt vollends in die eisige Grabesnacht hinab. Nach langer Pause ertönt sein jauchzender Ruf aus der Tiefe. Er atte seine Beute erreicht und kam glücklich wieder ans Tageslicht. Trotzdem er in einer Tiefe von mindestens hundert Fuß war, setzte sich, nach seiner Versicherung, der Bergschrund noch in unergründliche Tiefen fort.

Es ist ein beneidenswerthes Tagewerk, welches der Naturfreund vollbracht hat, wenn er am Abend körperlich unverletzt, geistig gehoben, reich an Erfahrungen und bereichert im Schatze seines Wissens drunten in den Hütten der Menschen, ein Geseierter des Tages, wieder anlangt; — es ist ein Genuß und ein Bewußtsein, dessen nur wenige von der großen Menge der Alpenwanderer sich erfreuen können. Noch nie ist dies Streben schöner und edler gewürdigt worden als durch Friedr. von Tschudi's Antwort auf die Frage: Was soll der Mensch da oben? „Es ist das Gefühl geistiger Kraft, das ihn durchglüht und die todtten Schrecken der Materie zu überwinden treibt; es ist der Reiz, das eigene Menschenvermögen, das unendliche Vermögen des intelligenten Willens an dem rohen Widerstande des Staubes zu messen; es ist der heilige Trieb, im Dienste der ewigen Wissenschaft dem Bau und Leben der Erde, dem geheimnißvollen Zusammenhange alles Geschaffenen nachzuspüren; es ist vielleicht die Sehnsucht des Herrn der Erde, auf der letzten, überwundenen Höhe im Ueberblick der ihm zu Füßen liegenden Welt das Bewußtsein seiner Verwandtschaft mit dem Unendlichen durch eine einzige, freie That zu besiegeln.“ —

Gebirgs-Pässe und Alpen-Strassen.

Lob verdient, was, gering nur, der wenig Bemittelte leistet,
Wie das größere Werk des reicher vom Glücke Begabten.
Jeder doch thut nur so viel, als nach Maßgab' der Kräfte ihm obliegt.
Hoch über Beiden drum steht, des Muths bei der Kräfte Beschränktheit
Riesenhaft Großes erfasst und rühmlich zur Ausführung bringt.

Ueber die höchsten Grate der alpinen Centralketten läuft die Gränzscheide germanischen und romanischen Elementes; beide würden schroff und starr getrennt an den entgegengesetzten Abhängen, einander fremd, und unberührt von den nachbarlichen Eigenthümlichkeiten, durch Jahrtausende fortexistirt haben, wenn nicht die Völker und ihr Lebens-Verkehr in den tiefsten Einsenkungen der Gebirgszüge sich begegnet wären. Es war ein natürliches Bedürfnis der ersten Bewohner, welche in den Alpenthälern sich ansiedelten, noch andere Wege aus ihrer abgeschlossenen Einsamkeit zu finden, als blos dem Fall der Bäche und Ströme hinab in die Ebene zu folgen; sie drangen diesseits und jenseits, dem Laufe der Gewässer entgegenstreichend, zu den Quellen derselben empor, und hier begegneten beide Elemente einander. Daß diese Bestrebungen jenen frühesten Zeiten angehören, in denen das Alpenland zuerst aus dem Dunkel der Geschichte auftaucht, beweist die noch heute gebräuchliche Bezeichnung „Paß“; es war der passus (Schritt), welchen die Römer auf ihren Eroberungszügen über die Alpen thaten. Als die Weltherrschaft derselben gen Norden sich auszudehnen begann, da überschritten der römische Consul Julius Cassius im Kampfe wider die Cimbern und Teutonen, — und nach seiner Niederlage Ma-

rius mit den römischen Legionen den Mont Cenis oder Mont Genève (der Cottischen Alpen); Julius Cäsar drang über den Mons Penninus (Großer St. Bernhard) gegen die Salassier vor, und nach der Gründung der Colonia Praetoria Augusta, kurz vor Christi Geburt, wurde zu Kaiser Augustus' Zeiten dieser Paß ein viel begangener Weg. — Ueppigkeit, Zwietracht und Vaster der entnervten Römer führte den Sturz ihres Weltreiches herbei, und jetzt drangen die früher von ihnen bekriegten nordischen Schaaren, namentlich Sueven und Vandalen, Burgundionen und Alemannen, über diese Pässe nach Italien ein. Nur Werken des Streites, der Eroberung, Zerstörung und feindseliger Absichten dienten bis dahin die wüsten beschwerlich zu passirenden Bergpfade. Mit dem Verrinnen der alle damaligen Zustände erschütternden, Alles umgestaltenden Völkerwanderungen fanden die sittlich-hebenden und veredelnden Segnungen des Christenthums auch in den Alpen Eingang, und hier begegnen wir auf den einsamen Höhen des Lukmanier-Passes dem Friedensboten und Glaubensapostel Columban und seinen Schülern. Dieser Bergübergang wurde nun die gebräuchlichste Straße der fränkischen und karolingischen Fürsten; Pipin's Heer zog über dieselbe dem Papst Stephan III. zu Hülfe; Karl der Große holte sich auf diesem Alpenwege die Kaiserkrone, und die Lehrer, welche dieser erhabene Herrscher aus dem Süden kommen ließ, um Bildung, Künste und Wissenschaften bei seinen Völkern einzuführen, mögen über die Felsenrücken des Lukmanier gewandert sein. Neben ihm bestand der Splügen, die alte Lombardenstraße, als einer der bedeutendsten Heereswege des Mittelalters; schon zu Kaiser Antonin's Zeiten war er eine bekannte Römer-Passage.

Mit dem Zunehmen des Verkehrs zwischen dem Süden und Norden Europas, mit dem Beginn des transalpinen Landhandels, mit dem Aufkommen der pomphaften Römerzüge, welche die Deutschen Könige unternahmen, um sich vom Papst mit dem Deutschen Reiche belehnen und zum Kaiser krönen zu lassen, mit den Kämpfen derselben in Italien, kamen dann auch die Alpenpässe des Brenner, Bernhardin Septimer und Julier in Aufnahme. Letzterer war vom 13ten bis zum 15ten Jahrhundert die Haupthandelsstraße zwischen Venedig und Deutschland oder Frankreich.

Der Werth und die Bedeutung der Alpenpässe stieg von Jahrhundert zu Jahrhundert. Es giebt wenig große Heerstraßen Europas, die geschichtlich so denkwürdig und furchtbar-erhaben dastehen wie diese wilden Gebirgswege; die größten Feldherren fast aller Jahrhunderte haben um ihren Besitz gestritten, und auf den einsamsten Höhen, ja oft in Mitte des ewigen Schnees finden wir Trümmer alter Landwehren und Befestigungswerke, wie auf dem Gargellen-Joch im Rhätikon und auf dem zehntausend Fuß hohen Matterjoch die Theodul-Schanze. Wir brauchen nicht an Baldiron's Schaaren im dreißigjährigen Kriege, an Suwaroff's schreckliche Kämpfe auf dem Gotthard und seinen Rückzug über den Prager und Panixer-Paß, an Buonapartes' Uebergang über den großen St. Bernhard zur Schlacht von Marengo und an Andreas Hofer's Vertheidigung Tyrols zu erinnern, um die politische und strategische Wichtigkeit der Alpenpässe darzulegen. Nicht die segensvollen und länderbeglückenden Entwicklungsphasen des Friedens, nicht die mächtigen Pulsationen des völkerverbindenden, kulturfördernden Handels gaben die Veranlassung zu dem ersten Kunststraßenbau über den Simpson. — „Le canon, quand pourra-t-il passer les Alpes?“ war die wiederholt drängende Frage Napoleon's I. an den rapportirenden Ingenieur-Offizier. Kanonen, Heeressäulen und Kriegestroß rasch und leicht übers Gebirge schaffen zu können, war der Zweck des großen Eroberers. Aber das kühne Werk, dessen Ausführung kurze Zeit vorher für eine tolle Phantasierei gegolten haben mag, gab den Impuls zu andern, eben so großartigen Straßenbauten, deren jetzt mehr als ein Duzend die Hoch-Alpen überspannen.

Der Begriff „Alpen-Paß“ ist ein sehr relativer. Es giebt deren, die der gewöhnlichste Fußgänger sehr leicht und völlig gefahrlos passiren kann, die kaum einige Anstrengung verursachen, und es giebt anderseits wieder solche, die, über Gletscher und Eisfelder führend, nicht weniger Ausdauer, Sicherheit und schwindelfreien Kopf bedingen, als die Ersteigung bedeutender Alpengipfel. Man kann sie daher zunächst eintheilen in solche, welche zu Kunst- und Fahrstraßen gebaut sind, auf denen Winter und Sommer reges Leben herrscht und über die täglich Fracht- und Postwagen fahren; ferner in Saumpfade, die während der guten Jahres-

zeit lebhaft benutzt werden und selbst auch im Winter für Schlitten-Passage dienen, und endlich in solche, die nur Fußpfade oder Gletscherpässe sind.

Die künstlich angelegten Alpenstraßen sind Meisterwerke der Baukunst, — Triumphe des menschlichen Verstandes und der eifernsten Ausdauer. Ihre Erbauer: Napoleon I., Kaiser Franz I. von Oesterreich, König Victor Emanuel von Sicilien und die Schweizerischen Gebirgskantone Graubünden, Tessin und Uri haben sich Denkmale durch dieselben errichtet, welche die Pyramiden und Tempelbauten der alten Völker übertreffen. Es gab zwar schon vor dem Beginn unseres Jahrhunderts gepflasterte Alpenstraßen, wie z. B. die über den Septimer; aber ihre Anlage war so schwerfällig und ohne alle Berücksichtigung für nur einigermaßen erleichtertes Fortkommen, daß es für ein ziemlich gewagtes Unternehmen galt, dieselben mit Wagen zu passiren. Consul Buonaparte war, wie erwähnt, der erste kühne Unternehmer, der in den Jahren 1801 bis 1806 den fahrbaren Weg über den Simplon bauen ließ. Wichtig für den Handel waren von jeher die Pässe über den Gotthard, Splügen und Bernhardin. Seit vielen Jahrhunderten wurden alle Waaren aus und nach Italien über diese drei Pässe auf dem Rücken der Maulthiere und Saumrosse getragen, die in oft langen Zügen die engen Gebirgswege ganz einnahmen. Graubünden erkannte den unerschöpflichen Werth fahrbarer Alpenstraßen und unternahm zuerst allein, auf eigene Kosten, den Bau der Bernhardin-Strasse während der Jahre 1819 bis 1823. Hierdurch wurde Oesterreich genöthigt, dem Beispiel zu folgen und baute den Splügen; und als die Waldstätte, besonders Uri, erkannten, daß der Waaren- und Personen-Verkehr, welcher bisher über den Gotthard gegangen war, sich mehr den östlichen Fahrstraßen zuwandte, da wurde endlich 1828 bis 1830 auch dieser Paß gebaut.

Alle Bergstraßen steigen dem Laufe ziemlich bedeutender Flüsse entgegen. Anfangs ist die Steigung meist eine sehr geringe, die Richtung eine ziemlich direkte. Je tiefer die Kunststraßen ins Gebirge eindringen, je lebendiger der Lauf der ihnen entgegenkommenden Bergwasser wird; desto mehr weichen Richtung und Steigung ab. Bald nöthigen enge Felsenschluchten zu komplizirteren Bauten

Hochgesprengte Brücken, durchbrochene Felsenthore, labirende Zickzackwege beginnen, und die Steigung wächst auf 6 bis 7 Procent. Da die ganze Konfiguration des Alpengebäudes gen Norden eine flacher gedehnte, minder steile Abdachung zeigt als gen Süden, so häufen sich die Schwierigkeiten meist auch auf letztgedachter Seite.

In zahlreichen Schlangenwindungen (Tourniquets, Giravolte) stuft sich hier die bald in den Fels eingesprengte, bald durch Mauerwerk gehobene Straße in der Schlucht hinauf. Die „Kehren“ oder „Ränt“, wie der Fuhrmann die Kurven nennt, mittelst deren die Straße in eine höhere oder tiefere Etage tritt, und die meist aufgemauert sind, sehen von der Tiefe wie übereinander errichtete Bastionen eines Festungswerkes aus. Am Auffallendsten zeigt sich diese Anordnung in dem jäh abfallenden Val Tremola, auf der südlichen Abdachung der Gotthardsstraße. Von Airolo hinaufsteigend denkt man das Ende dieser Windungen nicht erreichen zu können; denn wenn man die höchste erklimmen zu haben glaubt, so wachsen immer und immer wieder neue, mit Schutzsteinen gespitzte Mauer-Vorsprünge aus der öden, baumlosen, mit schwarzen Glimmerschiefer-Trümmern bedeckten, steil aufsteigenden Halde heraus, und erst nachdem man 46 solcher Windungen überwunden hat, erreicht man das Hospiz. Reich an solchen Straßen-Zickzacken ist auch der Splügen, sowohl auf der Nordseite, als gen Süden nach Isola hinab, — der Bernhardin gegen das Dorf Hinterrhein zu, — und das Stilsjer Joch vom Dorfe Trasoi aufwärts im Angesicht des Madatsch-Gletschers und des gewaltigen Ortler-Massivs.

Mitunter bedingt aber auch ein die Hauptrichtung der Straße durchschneidendes, tiefes Querthal die Umgehung desselben und verlängert dadurch die Linie außerordentlich. Dies zeigt sich ganz besonders bei der Ganther-Schlucht am Simplon. Dort muß vom zweiten Stundenstein von Brieg im Wallis aus die Straße eine volle Wegstunde östlich einbiegen, um den Uebergangspunkt der Ganther-Brücke zu gewinnen. Man sieht das in gerader Linie kaum $\frac{3}{4}$ Stunden entfernte, sechste Schutzhaus drüben über der tiefen Schlucht hoch oben liegen und braucht drei und eine halbe Stunde auf breiter Chaussee, ehe man es erreicht.

Um in den ungeheuerlichsten Gegenden, da, wo die Schneestürme am Rasendsten wüthen, dem Wanderer im Winter eine Zufluchtsstätte zu bieten, sind in gemessenen Entfernungen feste, steinerne Zufluchthäuser oder Refuges errichtet, die zum Theil von den für die Straßenarbeit und zum Wegbahnen angestellten „Rutnern“ oder „Cantonniers“ bewohnt werden, — eine Art sibirischer Verbannung. Während der wildesten Wintermonate findet der Hülfsuchende in den unbewohnten Zufluchthäusern so viel gespaltenes Holz, um sich ein Feuer im Kamin anzünden zu können, und wohl auch ein Brod und ein Bündel Heu für den Fall, daß er und sein Roß durch Lawinensturz oder hochverwehte Schneewege genöthigt würde, länger als einen Tag sich hier aufhalten zu müssen. Auf der Simplon-Straße sind außer dem großen Hospiz, dem alten Hospiz, den Dörfern Verisal, Simpelen und Osteig denoch innerhalb neun Wegstunden neun Zufluchthäuser, von denen das 5te und 6te, so wie das 8te und 9te, je etwa eine gute Viertelstunde von einander entfernt liegen.

Von noch größerer Wichtigkeit für die Sicherheit der Straßen im Winter und Frühjahr sind die Gallerieen. Es sind entweder durch den Felsen getriebene Tunnel, wie z. B. auf dem Stilsfer Joch die dritte Gallerie im Vallone della neve, — die Gallerieen bei Gondo und Magaby am Südfall des Simplon u. a. — oder künstlich aufgemauerte und gewölbte Gänge mit Schießscharten = ähnlichen Oeffnungen, welche die Bestimmung haben, Mann, Roß und Geschirr an notorisch unsicheren, den regelmäßig wiederkehrenden Grundlawinen ausgesetzten Stellen gegen das Begrabenwerden im Schnee zu sichern. Sie sind so fest konstruirt, daß die Lawinen mit ihren furchtbaren Sturzschlägen den in den Gallerieen Weilenden nichts anhaben können und donnernd über dieselben hinweg der Tiefe zu wettern. Freilich ist's auch schon begegnet, daß Schneeflächen in ungewöhnlicher Breite losrissen und Gallerieen an beiden Ausgängen verschütteten. Indessen kommt dann gewöhnlich rasch Hülfe her Rutner, welche die Schnee-Barrikaden durchbrechen und die Eingeschlossenen befreien.

Es giebt aber auch Gallerieen, welche zum Schutz gegen das Wasser errichtet werden mußten, weil Bergströme in breiten, vollen

Kastaden direkt auf die Straße herniederschließen und die Passage unmöglich machen würden; eine solche ist die „Kaltwasser-Gallerie“ auf dem Simplon. Hier hängt der Kaltwasser-Gletscher in nächster Höhe dräuend über der Straße und entsendet während der wärmeren Jahreszeiten einen kräftigen Bach milchig-trüben Abschmelz-Wassers, das in lustigem Bogen über das mittlere der elf Gallerieen-Fenster herabbraust. Der Wanderer steht hinter dem Wasserfall in der mit Kalkfinter überzogenen Gallerie und sieht durch die jagenden Strahlen-Garben hindurch. Aber auch außerdem schützen die Gallerieen im Frühjahr noch gegen die während des Winters durch herabträufelndes, wiedergefrierendes Schneewasser gebildeten, kolossalen Eiszapfen, welche im Frühjahr sich von den zu Häupten hangenden Felsenmassen ablösen und herniederschmettern.

Die längste aller Schutzgallerien ist die all'aqua rosse genannte, 1530 Fuß lange auf der Splügenstraße, die ihren Namen vom herabsickernden, eisenhaltigen Wasser, welches die Felsen roth färbt, erhalten hat. Sie will freilich gegenüber den Niesenarbeiten der Neuzeit, z. B. gegen den 8310 Schweizer Fuß langen Hauenstein-Tunnel (Baselland) wenig bedeuten, galt aber lange als ein Wunderstück alpiner Baukunst. — Kreuze an der Straße bezeichnen die Stellen, wo Wanderer, durch Lawinen oder Schneestürme verschüttet, den Tod fanden.

Den Paß-Scheitel bezeichnet in der Regel ein großes roh-gemauertes Kreuz als Siegeszeichen, daß die Höhe des Weges erreicht ist, als Mahnung zum Dankgebet für Gottes Schutz. Die Hospitien oder Berghäuser liegen gewöhnlich schon wieder etwas südlich unter der Uebergangshöhe, um gegen die von beiden Seiten antobenden Stürme einigermaßen geschützt zu sein.

Auf diesen cultivirten Alpen-Uebergängen waltet noch die alte, reichbelebte, vielgestaltige Landstraßen-Romantik, welche die Eisenbahnen in der Ebene völlig verdrängt haben. Da bimmelt noch das weittönende, disharmonische Schellengeläute von dem Sechsgespänn der schweren, robusten Fuhrmannspferde vor dem hochgewölbten, mit weißer Plane straff überzogenen, breitträderigen Frachtwagen, und der roh-gemüthliche Blaufittel klatscht seine Peitschen-Variationen dazwischen und akkompagnirt dieselben bisweilen

mit einer Auswahl der gebräuchlichsten Kernsfliche. Viehheerden diesseitiger Zucht ziehen zu den großen italienischen Märkten und melden schon von Weitem durch hochauf dampfende Staubwolken ihre Ankunft an. Begegnet ihnen nun die über Berg kommende Eilpost, die, wegen des Dampfsschiff- oder Eisenbahn-Abganges streng an die vorgeschriebene Zeit gekunden, sich nicht aufhalten kann, und fährt der im Vollgefühl seiner staatlichen Stellung etwas übermüthige Kosselenker mit seinem Biergespann scharfften Trabes in die Heerde hinein, dann geschieht's wohl, daß die tollsten an charakteristischen Genre-Bildern reichsten Szenen in dieser Einsamkeit sich abwickeln.

Wie ganz anders gestaltet sich das Leben auf der Alpenstraße im Winter. Schon Mitte Oktober legen die ersten von den Wolken abgeschüttelten Schneeladungen auf dem gefrorenen Boden der Paßhöhen Grund zum späteren Schlittwege. So oft es im Thale regnet, schneit es auf den Höhen. Diese schlichternen Versuche wiederholen sich, bis eines Tages die ganze Gegend bis weit hinab eingeschneit ist und der Winter seinen völligen Einzug hält. Jetzt wird der Berg für Räderfuhrwerk gesperrt; der Schlittendienst beginnt, sowohl für Post, als für den Frachttransport. Mit großen bequemen Wagen fährt man, so weit es „aber“, d. h. so weit die Straße schneefrei ist, am Berge empor. Kommt nun endlich der konstante, weiße, glatte Gleitweg, dann erblickt der Passagier eine Anzahl kleiner, ein- und zweisitziger Schlitten, die ohne Dach und Fack, ohne Bewachung sicher und unangetastet hier umgestürzt neben der Straße liegen.

Der Postillon tritt mit beiden Füßen eine Futter-Krippe in den Schnee, wirft Heu hinein, daß die Pferde eine Interims-„Collazione“ einnehmen und zu neuer Anstrengung sich restauriren können; Kondukteur wählt die für seinen jedesmaligen Transport geeignesten Fahrzeuge aus, läßt sie auf die Rufen stellen, und die Umladung der Güter, Briefsäcke, Koffer und Passagiere beginnt. Letztere erhalten jeder einen hieb- und schußfesten, dicken Mantel. Wenn es ein trockener, kalter Wintertag und heller Himmel ist, dann herrscht in der Regel das heiterste, ungezwungenste Leben unter den Reisenden. Windet und schneiet es aber scharf, und heult der Sturm in den Felsengassen, dann giebt's freilich herzlich unliebsame Szenen.

— Der große, feste Eilwagen bleibt nun gut verschlossen eben so schußlos und unbewacht seitwärts an der Straße stehen wie vorher die Schlitten, bis die über den Berg entgegenkommende Post an dieser Stelle die Schlitten verläßt und die gleiche Translokation der Passagiere im umgekehrten Verhältniß vornimmt. Früher gab's Schlitten zum Transport für weibliche Reisende, in welche die Personen wie Wickelkinder eingepackt wurden. Diese bestanden aus langen, fargähnlichen Kasten mit reinlichen Betten, so, daß eine Person völlig ausgestreckt sich hineinlegen konnte, mit einer vierfachen wollenen Decke und darüber mit einem festgeschnallten Wagenleder bis an den Oberkörper zugedeckt wurde. Es war eine gegen Kälte und Wind vollkommen schützende Einrichtung. Begreiflich mußte die Reisende auf der Höhe des Passes ihre Lage ändern, um mit dem Kopfe höher zu liegen als mit den Füßen.

Jeder Postschlitten erhält nur ein Pferd. Im ersten sitzt der Postillon, im letzten der Kondukteur, um den ganzen Zug überschauen zu können. Die Pferde aller übrigen Schlitten gehen ohne Leitung. Ist starker Schnee gefallen, so wird schon vorher ein mit Ochsen bespannter Bahnschlitten vorausgeschickt, den ein halbes Duzend starke Männer, die Kutner, mit Schaufeln begleiten, um, wo nöthig, nachzuhelfen. Je weiter man am Berge hinaufkommt (besonders an freien, dem Spiel der Winde ausgesetzten Wendungen), desto ungleicher wird die Anhäufung des Schnees. Einzelne Stellen erscheinen wie gesägt; dünn liegen die glitzernden, winterlichen Krystalle auf der Straße, während an anderen Stellen ungeheure Massen zusammengeweht sind. Je tiefer im Winter oder gegen das Frühjahr zu man den Berg passirt, desto größer ist begreiflich auch das Schnee-Quantum. Da ist's nicht selten, daß der Weg, trotzdem er über 6 bis 10 Fuß hohe Schneelagen führt, dennoch zwischen stockwerk hohen Schnee-Batterteen durchläuft, oder wo durch Lawinensturz oder „Weheten“ der Schnee so gewaltig angehäuft ist, daß man wirkliche, jähe Hügel mühsam überklettern mußte, da brechen die Kutner Gallerieen und Tunnel durch dieselben.

Die allergefährlichsten Passagen sind im Frühjahr jene, welche an Abgründen vorüberführen. Nach und nach baut der angewehrte Schnee nämlich überhangende Vorsprünge an, die über das eigent-

liche Straßen-Fundament frei hinausragen. Gar leicht läßt sich der mit der Straße nicht ganz speziell bekannte Fuhrmann oder Postillon bei der gänzlich veränderten und maskirten Gestalt des Weges verleiten, den scheinbar bequemerem, am äußersten Rande hinführenden Pfad zu wählen, nicht ahnend, daß er im eigentlichen Sinne keinen Boden unter den Füßen hat und mit seinem Geschirr gleichsam schwebend über einen Abgrund hinfährt. Ein geringfügiger Umstand kann solch eine Schneelehne, die den ganzen Winter über wie mit Cement gemauert steinfest hielt, zum Sturz bringen und Roß und Mann tief drunten begraben.

Es ist dies (neben den zahlreichen Lawinenstürzen), eine jener vielen Ursachen, welche den steilabfallenden, in Schlangenwindungen aufgemauerten, engen Paßschluchten so ominöse Namen gaben, wie am Gotthard das Val Tremola (Thal des Zitterns), am Splügen oberhalb Isola den Passo della Morte (Todespaß) u.

Der Weg ist im Winter bei tiefem Schnee nur immer für eine Schlittenbreite geöffnet; zu beiden Seiten sind hohe Schneewälle emporgeworfen. Darum sind Ausweichstationen nothwendig, wo die von der Höhe kommenden Karavanen an ausgebuchteten Stellen warten müssen, wenn sie eines Zuges in der Tiefe ansichtig werden, bis dieser mit ihnen gekreuzt hat. An denjenigen Stellen der Straße, die in Windungen ansteigen, ist's der Fall, daß die Postillone im Vergang dem vordersten Pferde noch einen kräftigen Streich mit der Peitsche versetzen und dann vielleicht für eine Viertelstunde das Geschirr verlassen, um auf näherem, niedergetretenem Wege gerade aufzusteigen. Die Reisenden pflegen dann, wenn das Pferd ermatten will, durch einen Schneeballen-Wurf dasselbe anzuspornen. — Es giebt aber auch Zeiten, in denen die Straße streckenweise so unbedingt verweht wird, daß die Post faktisch auf dem Paß stecken bleibt und sich gratuliren muß, das Hospiz oder Berghaus zu erreichen. Hier pausirt sie vielleicht einen ganzen Tag lang, bis die Straße wieder genügend praktikabel gemacht ist. Weihnachten 1859 mußten 4 Kondukteure 4 Tage lang auf dem Gotthardshospiz die Deffnung des Val Tremola abwarten.

Dieses Deffnen und Fahrbarhalten der Straße ist Sache der Kutner, Rottori oder Cantonniers. Man wähnt im Flachlande,

der Forst- und Hüttenmann, der Bauer und Chausseewärter und ähnliche Leute seien völlig gegen Wind und Wetter abgehärtet. Es fragt sich, ob sie jenes unerhört-zählebige Wesen, jene fast unwürstliche Ausdauer und jene Stahl- und Eisenkräfte entwickeln könnten, ohne welche der Rottore nicht denkbar ist. Es liegt schon im Mark und Bein des Bergmannes, in seinen, man möchte sagen, zu Federharz gewordenen Sehnen und Muskeln, daß er ein ganzes Mannesalter hindurch, Jahr für Jahr, den gefährlichen und beschwerlichen Dienst bei guter Gesundheit verrichtet. — Die Rutner werden von den betreffenden Landesregierungen angestellt. In früheren Zeiten, bevor eigentliche Straßen-Ordnungen bestanden, geschah es, daß die Kommunikation halbe Monate lang durch übermäßigen Schneefall gehemmt war; jetzt kann eine Unterbrechung sich höchstens nur auf einen bis zwei Tage ausdehnen.

Ist nun die Höhe von der Post glücklich erreicht, haben Passagiere und Pferde sich gestärkt, dann geht's mit blitzschneller Geschwindigkeit unter lautem Sauchzen und Jubeln durch die eisigwehende Winterluft hinab. Bisweilen schneidet der ganze Zug schnurgerade die Straßenwindungen ab, wenn der Schnee nicht zu hoch liegt, oder wo eine Diagonal-Linie (Contrapendenza) gebrochen wurde. Nach Mühseligkeiten vieler Art kommt der Reisende wieder im Thale an und begrüßt mit freudigen Gefühlen die Wohnungen des ersten Dorfes. Im Vergleich mit den im Flachlande häufig vorkommenden Unglücksfällen durch umgeworfene Postwagen und schwere Pferde begegnen auf den Alpen-Passagen wunderbar wenig Schreckens-Ereignisse dieser Art.

Wesentlich anders gestaltet es sich auf den vielbegegangenen, nicht fahrbaren Alpenpässen. Dort zeigt sich das Verkehrsleben noch in seiner uralterthümlichen, naiv-naturwüchsigem Einfachheit sowohl im Charakter der Straßen-Anlage, als aller darauf bezüglichen Einrichtungen. Wo die Natur den Durchgang nicht genügend öffnete, da haben Menschenhände nur wenig nachgeholfen, und wo Sümpfe oder weichender Boden den Pfad unsicher machten, versenkte der Alpenbauer ungeschlachte Felsentrümmer und schuf ein Cycloppflaster, das einigermaßen an die hie und da vorkommenden Fragmente alter Römerstraßen erinnert. Hier durchwandert der Berg-

gänger an lawinengefährlichen Stellen keine Schutzgallerieen; nirgends gewähren Zufluchts Häuser Rettung bei einbrechenden Schneestürmen. Höchstens errichteten die korrespondirenden Thalschaften auf der Uebergangshöhe, wie z. B. auf dem Fluela-Paß in Graubünden, eine ärmliche Holzhütte, in der den Pferden etwas Futter gestreut werden kann, oder kunstlos improvisirte Steingaden, wie an der Daubentkehr auf der frequenten Gemmi-Passage. Uebrigens ist es todt und erstorben zwischen den Ausgangs- und Endpunkten, und Pferdegerippe, neben dem Wege liegend, oder zahlreiche Holzkreuze, wie auf dem Passo di Gavia, berichten von den zahlreichen Unglücksfällen, die in diesen Einöden zur Winterszeit sich ereignen; denn die meisten Pässe, besonders die der Voralpen, sind landschaftlich außerordentlich langweilig und ermüden den Fußgänger durch ihre unerquickliche Monotonie. In breiter, einförmiger Gebirgs-Kinne, zu beiden Seiten meist von uninteressanten Felsenformen eingeschlossen, und von einem indifferenten Gebirgsbach ohne sonderlich schöne Kaskaden durchflossen, steigen die Paß-Aufgänge mehrere Stunden lang auf holperig-steinigem Wege an, gewähren auf der Höhe gewöhnlich weder Fernsicht noch entschädigenden Tiefblick, sondern führen, der vorhergehenden Partie entsprechend, wieder in gleicher Weise ins jenseitige Thal hinab.

Wesentlich unterhaltender, formenreicher und oft überraschend-schöne Ausichten erschließend, sind die Pässe der centralen und westlichen Schweiz. Zu diesen gehören zuvörderst jene, die wegen ihrer großen Frequenz einigermassen mit Schutzmitteln ausgestattet sind. Vornehmster Repräsentant derselben ist der Große St. Bernhard zwischen Wallis und Savoyen mit seinem berühmten, gassfreundlichen Hospitium. Er ist nicht minder Wanderziel sommerlicher Touristen als Reisemittel für jährlich viele Tausende. An Wichtigkeit ist ihm die Grimsel (Paßhöhe bei der Hausegg 6785 Fuß) zur Seite zu stellen; über diesen Paß wird der bedeutendste Käsehandel aus dem Kanton Bern nach Italien getrieben. Er gehört zu den begangenen Alpen-Passagen, weshalb auch die Thalschaft Hasli ein festes, steinernes Gebäude als Hospitium unweit der Paßhöhe gründete und dotirte. Jeder arme Wanderer wird hier, wie auf dem Gotthard, Simplon und Großen St. Bernhard, im Winter wie im Sommer

umentgeltlich übernachtet und verpflegt. Der dritte, mit solchem Hospitium ausgerüstete, nicht fahrbare Hochalpen-Paß ist der Lufmanier in Graubünden, bezüglich seiner Umgebung gleichfalls wieder ein Muster landschaftlicher Langweiligkeit.

Auf und an vielen Hochalpenpässen, die zur täglichen Kommunikation dienen, sind „Berghäuser“ oder „Tauernhäuser“ (wie sie in Tyrol heißen), erbaut, die von Bauern bewirtschaftet werden, wo man gegen Zahlung, wie in anderen Wirthshäusern, dürstiges Lager und Zehrung erhält. Deutsche Berühmtheit hat das Berghaus Schwarzenbach auf dem Gemmi-Paß durch Werner's Schauer-Komödie „der vierundzwanzigste Februar“ erhalten. Die dort zu Grunde gelegte verhängnißvolle Mordthat ist indessen Fiktion. — Gemmi und Grimsel, wie fast alle aus den Berner Alpen ins Wallis führenden Pässe, erschließen auf ihren Höhen wenn auch beschränkte, doch imponirende Aussichten auf bedeutende Hochalpengruppen.

Da der südliche Abhang der Alpen, wie schon früher erwähnt, immer steiler ist als der gen Norden auslaufende, so sind auch die Paßniedergänge an dieser Seite immer jächer und stöziger. Von der Grimsel-Höhe führt der gut geebnete Pfad über die steile Meyenwand zum Rhône-Gletscher hinab, und an der Gemmi wurde ein solcher gar in die fast vertikal sich erhebende, beinahe 2000 Fuß hohe Balnirwand gesprengt. Es ist einer der abenteuerlichsten Wege, der überhaupt in den Alpen vorkommt. Eine tiefe, düstere Felsenspalte klast von unten bis hinauf in der Wand; in dieser wurde durch künstliche Aufmauerung oder durch Ausbrechen ein etagenförmig sich übereinander emporwindender Felsengang erzwungen, der dem Wanderer selten mehr als einige Dutzend Schritte zeigt. Lautschallendes Echo, wie in den leeren Hallen einer großen Kirche, begleitet jedes gesprochene oder gerufene Wort. Mehr als eine halbe Stunde lang hört der vom Bode Leuf aufsteigende Wanderer in der senkrechten Schlucht von oben herab die Zauchzer der Herunterkommenden, ohne sie früher zu sehen, als bis er ihnen unmittelbar begegnet. Mitunter ist der durch Brustwehr-Mauern geschützte Niederblick in die felsige Wüstenei mehr als schaurig, und während 1½ Stunden sieht man, so oft der Weg sich wieder ausbuchtet, immer

aufs Neue das Leukerbad senkrecht zu Füßen liegen. Auf diesen Pässen begegnet man noch dem „Säumer und seinen Saumrossen.“

Seit dem Bau der Kunststraßen ist diese, während des ganzen Mittelalters bis auf die jüngst vergangene Zeit gebräuchliche Art des Transportes der Handelswaaren auf dem Rücken der Pferde und Maulthiere fast gänzlich verschwunden. Nur auf den nicht fahrbaren, aber dennoch frequenten Alpenpässen, wie z. B. auf der Gemmi, begegnet man denselben noch vereinzelt. Jedes Saumthier trägt einen hölzernen Sattel, der auf beiden Seiten weit herabreicht und den Rücken vom Halsbuch bis zu den Hüften überdeckt. An und auf diesen Sattel, werden die Waarenballen, welche eine ziemlich gleichmäßige Gestalt haben müssen, so vertheilt aufgeladen, daß die ganze Last von höchstens drei Centnern im Gleichgewicht hängt. Verkömmlich ist's, daß die Saumthiere Maulkörbe tragen; man traf diese Einrichtung, um zu verhindern, daß die Pferde während des Marsches am Wege stehendes Gras abweiden und dadurch den ganzen Zug der hintereinander gehenden Thiere aufhalten. Außerdem war jedes Saumroß mit einer Glocke versehen, damit auf den früher sehr schmalen Pfaden, namentlich während der Winterszeit, einander begegnende Karavanen an den bestimmten Ausweichplätzen ungehindert passiren konnten. Ueber die ganze Last des Thieres wird eine große Wachstuch-Decke ausgebreitet, meist braunroth bemalt und mit dem Namen des Säumers versehen. Da auf jeder Seite des Packsattels die aufgeladenen Waaren ziemlich weit hervorstecken, so bedarf jedes Pferd begreiflich einen ziemlich breiten Weg-Raum, und dieser Umstand nöthigt die Thiere, nicht in der Mitte des Pfades, wo sie an den steilen, oft hervorstehenden Felsen-Eden leicht anstoßen oder hängen bleiben könnten, zu gehen, sondern längs dem Rande des Paß-Weges, also oft unmittelbar an Abgründen. Eine Kleinigkeit, ein einziger unvorsichtiger Tritt kann das Thier zum zerschellenden Sturze in Schauertiefen bringen. — Diese Kavalkaden, ein Saumroß hinter dem andern, vom Weitem durch lautes harmonisches Gebimmel schon sich ankündigend, waren ehemals eine wesentlich zierende Staffage der Alpenlandschaften. Jeder Säumer führte 6 bis 7 Pferde, und eine solche Sektion wurde ein „Staab Rosse“ genannt.

Diese Transport-Art ist, wie gesagt, seitdem fahrbar-gemachte sichere Kunststraßen bestehen, gänzlich verschwunden.

Der nunmehr eingegangene Stand der Säumer umfaßte eine brutale, rohe, gegen alles civilisirte Leben völlig abgestumpfte Menschenklasse; das zweite Wort, was aus ihrem Munde ging, war nur eine Lästerei oder ein Kernspruch. Der gefährvolle und mühselige Beruf, sowie der ewige Kampf mit den Elementen, bildete in ihnen starre Härte und Todesverachtung aus. Den Meisten von ihnen erfroren früher oder später Hände und Füße, oder sie wurden sonst am Körper verstümmelt, wenn nicht übermäßiger Genuß geistiger Getränke und Entzündungskrankheiten sie zeitig ins Grab legten oder der Lawinen-Tod sie jählings ereilte. Man hat berechnet, daß allein auf den Graubündner Straßen in früheren Zeiten jährlich 3 bis 4 Säumer ums Leben kamen.

Wesentlich verschieden von den bisher beschriebenen Pässen sind endlich noch jene einsamen, außerordentlich rauhen und unheimlichen, oft stundenlang über Gletscher und Firnfelder führenden Fußpfade, die fast nur von Schwärzern, Pajchern und Gränzsoldaten, oder von Hirten, Boten und Lastträgern im Sommer begangen werden. Auch hier stuft sich's wieder in viele Schattirungen und Unterabtheilungen ab. Den meisten fehlt mehr oder minder die betretene, sichtbare Weglinie, also das, was dem Auge erkennbar den begangenen Pfad anzeigt; durch waldige Tobel, am Rande finsterner Schluchten, über Alpweiden und zerrissene Geröllhalden labirt der mehr in der Erinnerung des Paß-Gängers vorhandene, oder durch einzelne Orientirungs-Momente eigentlich erst zu schaffende Weg nach dem kluftigen Felsen-Gewirr hinauf, in dessen tiefster Einsattelung der Uebergangspunkt liegt. Hier senkt sich nicht, wie auf jenen couranten Pässen, eine muldige Hochebene zwischen dem breiten Rücken des Gebirgszuges ein, mit dem in beinahe ewigem Naturschlaf ruhenden Bergsee; meist scheidet der scharfe zackige, wenige Fuß breite Grat das Diesseits und Jenseits, prachtpolle Rück- und Vorblicke gestattend, wie z. B. beim Zuchli (6905 Fuß) zwischen dem Engelberger- und Melch-Thal im Kanton Unterwalden, bei der Gocht in den Churfürsten, — bei der Sager Lucke im Appenzeller Alpstein u. a. m. Paßpfade dieser Art

zeigen sich meist in den zerrissenen, an Felsensplittern reichen Kalkalpen.

Wilder und in der Regel ungeheuerlicher sind jene Scheideggen, die über die Schneegränze hinaufsteigen, wie es z. B. bei dem Segnas- oder Glimser-Paß (8081 Fuß, zwischen den Kantonen Glarus und Graubünden) der Fall ist, wo ein schmaler, schwarzgrauer Kalkrücken aus den Firnslagern steil aufsteigt; hier ist das berühmte Martinsloch, ein natürliches Felsensfenster von bedeutender Breite in der Tschingelwand, durch welches im März und September während drei Tagen die Sonne das Glarner Dorf Elm bescheint. Auf diesem Paß wüthen die Schneestürme mit diabolischer Wucht, und schon viele Wanderer wurden hier oben eine Beute derselben. Andere, welche sich verirrt und glaubten, der Weg führe durch das Martinsloch, stürzten über den Felsenhang herunter und mußten von den Aelplern, schwer verwundet, hinabgeschafft werden. Noch schauerlicher ist der westliche Nachbar desselben, der 8500 Fuß hohe Risten-Paß, der von Linthal (Kanton Glarus) nach Brigels (im Bündner Vorder-Rheinthal) führt. Dort zieht sich der Weg an den Felsenwänden des Ruchi nach dem s. g. „Hohen Loch“ und von diesem über schmale Grasplanen und Felsenbänder zur Muttalp. Das „Hohe Loch“ geht durch einen röthlichen Kalkfelsen und bietet einen so schmalen Durchpaß dar, daß nur eine Person um die andere denselben durchkriechen kann. Steckt man den Kopf durch das Loch, so sieht man aus diesem Felsensfenster unmittelbar in die grauenvolle Tiefe des Limmerntobels hinab. Nur kühne Gensjäger und entschlossene, schwindelfreie Berggänger wagen diesen Weg zu nehmen, da man außerdem lange durch den im schauerlichen Limmerntobel fließenden Bach waten und an einer Stelle, beim Rothstein, von einem Felsenabfalle in das Wasser herunterspringen muß, wenn der Bach, wie dies häufig geschieht, das Tannentäumchen hinweggeschwemmt hat, das die Jäger dort hinstellen, um an demselben hinunter zu klettern.

Es giebt indessen weit höher steigende Gletscher-Pässe, die viel ungefährlicher zu begehen sind, wie z. B. das Langtauser Joch (9697 Fuß) am Deztthaler Ferner und das Hochthor (7860 Fuß) unterm Groß-Glockner in Tyrol, der Paß über Monte Moro

(8386 Fuß), Col d'Oren (9687 Fuß) über den Arolla-Gletscher aus dem Val d'Hérins ins Piemontesische Val Pellina, — und ganz besonders das Matterjoch oder Passage St. Théodule (10,242 Fuß) unterm Mont Cervin, aus dem Zermatter Thal ins Val Tournanche, welchen, trotzdem er vier Stunden über Gletscher-Eis führt, nicht nur Weiber begehen, sondern der im October und November, wenn die Gletscherspalten mit tragenden Schneebrücken überspannt sind, sogar mit Maulthierern und Vieh betrieben wird.

Die schlimmsten Uebergänge endlich, die indessen die zum feststehenden Begriff gewordene Bezeichnung „Paß“ kaum mehr verdienen, sind jene, nur ganz beherzten, stahlkräftigen, völlig schwindelfreien Männern passirbar-möglichen Eismüsten-Wege, die allen den gleichen Bedingungen und Zufällen unterliegen, wie Expeditionen zu den Hochalpen-Spitzen. Es giebt deren einige, die großen Ruf in der Touristen-Welt haben und allsemmertlich mehrermal unter Leitung erprobter und renommirter Führer überschritten werden. Dahin gehören: der vierzehnstündige Gletschermarsch über die Strahlegg (10,379 Fuß), ein Eisrücken zwischen den Schredhörnern und dem Finsteraarhorn im Verner Oberlande, auf dem direkten Wege von der Grimsel nach Grindelwald, bei welchem der Unteraar-, Finsteraar- und Untere Grindelwald-Gletscher ihrer ganzen Länge nach passirt werden müssen; ferner die Passage über Col de Géant (10,500 Fuß) in der Montblanc-Gruppe, die, von Chamouny über die ganze Länge des Glacier des Bois oder Mer de Glace und den Glacier du Tacul ansteigend, über den Glacier d'Entrèves hinab in 16 Stunden nach Cormajeur führt, wovon mehr als die Hälfte des Weges über Gletscher. Am 15. August 1860 verunglückten drei den ersten Familien von Wales angehörende Englische Reisende beim Hinabsteigen nach Cormajeur. Sie gingen über einen Grat, der links und rechts einen Abgrund hatte; da brach der zu hinterst Gehende aus Müdigkeit zusammen, glitschte im Fall über den Schnee hinweg und riß den Führer und seine beiden Reisekameraden mit sich fort. Die beiden anderen Führer, welche die Enden des angelegten Seiles hielten, thaten das Möglichste, um die vier Unglücklichen aufzuhalten; aber umsonst! sie mußten nachlassen, wenn sie nicht selbst mit zu Grunde gehen wollten. Die Stürzenden rollten fünf

Kilometer weit den Abhang hinunter, und ihr Fall löste eine Lawine, die ihnen nachrollte, sie überholte und begrub. Am anderen Morgen fand von Cormajeur requirirte Hülfsmannschaft die vier Leichen, fast unkenntlich, mit gebrochenen Schädeln, die eine unter einem großen Felsenstück. Sie wurden am 17. August, in Begleitung aller zur Zeit anwesenden Fremden, auf dem Friedhof von Cormajeur beerdigt.

Zu dieser Kategorie gehören ferner noch die Eispfade über den Saasgrat von Zermatt über den Findelen-Gletscher zum Mattmark-See, — die Pracht-Passage von Evolena im Val d'Hérins über den Ferpecte-Gletscher um die Tête Blanche und über den Zmutt-Gletscher nach Zermatt, — dann der Weg vom Niffelhorn übers Weißthor (11,138 Fuß) in furchtbar jähem Absturz hinab nach Macugnaga im piemontesischen Val d'Anzasca. Der Weg vom Niffelhaus bis zur Höhe des Weißthores ist, obgleich er über den Gornergletscher und ein gewaltiges Firnfeld führt, doch durchaus nicht gefährlich oder sehr beschwerlich. Nur auf der Höhe, wo sich eine unbeschreiblich schöne Aussicht gen Osten und Süden erschließt, ist ein Schneekamm mit größter Vorsicht zu passiren, weil jenseit desselben der furchtbare, gegen 8000 Fuß tiefe Krater von Macugnaga jäh abstürzend sich öffnet. Ein Fehltritt, ein einziges Ausgleiten muß den unvermeidlichen Todesturz in diesen Abgrund zur Folge haben. An dieser entsetzlichen Felsenwand, die von einer Unmasse von Klüften zerfurcht ist, zwischen denen wieder kleine, scharfkantige Gräte hervorragen, muß der Fußgänger über ganz verwittertes Gestein hinabsteigen. Der Fuß hat keinen sichern Tritt, die Hand keinen festen Anhalt; ununterbrochen bröckelt das faulige Gestein los. Mitunter ist der Kletterpfad so jäh, daß der tiefer stehende mit seinem Kopf an den Fuß des über ihm befindlichen Wandergenossen anstößt. Schon bei hellem Wetter ist's schwierig, sich aus diesem Chaos herauszufinden, geschweige denn, wenn Nebel das Monte-Rosa-Massiv einhüllen oder Schneestürme den Wanderer überraschen; er ist dann unrettbar verloren, wenn nicht die Hand der Vorsehung ihn leitet. Alle anderen Gletscherpässe übertrifft aber endlich an Großartigkeit der Hochgebirgs-Szenenerie der abenteuerliche Col de Trift, der, erst seit wenig Jahren gangbar gemacht, aus dem Walliser Einsich-Thal

nach Zermatt führt. Die Passage ist dort so ungeheuerlich, daß unter anderen Schwierigkeiten eine beinahe senkrechte Eiswand Tritt für Tritt, wie auf Leitern erklimmen, und eine ebenfalls fast vertikale Felsen-Mauer mit Hülfe einer eingeschmiedeten eisernen Kette kletternd, frei am Abgrunde schwebend, transversirt werden muß.

Man klagt im Flachlande über schlechte Wege, wenn der Boden vom andauernden Regen aufgeweicht, oder eine neue Straße frisch mit Kies überschüttet, oder ein Waldbweg mit Wurzelwerk verwachsen ist. Was wollen solche kleine Unannehmlichkeiten gegen jene der gewöhnlichsten, vielbegangenen Paßwege im Gebirge, — und diese wiederum im Vergleich zu denen sagen, deren zuletzt Erwähnung geschah.

Die Hospitien.

Das ist ein wahrhaft königliches Haus:
Die Liebe gehet ein und aus.
Es öffnet freudig seine hohen Kammern,
Wenn winterlich die wilden Stürme sausen,
Die Elemente durch einander brausen,
Und tief im Schnee die armen Pilger jammern.
Und eilig sendet es zur bösen Stunde,
Wenn mitternächtige Lawinen rollen
Und hoch die Gletscherbäche angeschwollen,
Zur Rettung aus die klugen treuen Hunde.

B. B. Pestalozzi.

Hospitium heißt im Lateinischen die Herberge und auch die Gastfreundschaft. Während gar häufig die wörtlichen Bezeichnungen nur schöne Aushängeschilder für minder schöne Bestrebungen zu sein pflegen, stoßen wir hier umgekehrt auf eine sehr bescheidene Benennung weit größerer, edlerer Lebensaufgaben. Hier ist nicht blos Einkehr für Hungernde und Ermattete; der sehr elastiische Begriff der Gastfreundschaft wird hier nicht nur zur vollendeten Thatfache, ohne Ansehen der Person, des Volkes und des Glaubens-Bekenntnisses, sondern das uneigennützigte Bestreben: der bedrängten Menschheit zu nützen, — zu helfen, wo Mangel, — zu retten, wo Gefahr vorhanden ist, freiwillig (ohne Berechnung des zu erwartenden Dankes) das Werk des Samariters zu üben, das ist der Kern der Aufgabe. Und er wird zu Tage gefördert, — recht und schlicht, still und geräuschlos.

Unsere Hospitien prangen also nicht mit der Außenseite, noch mit Eigenschaften, die sie entweder gar nicht, oder doch nur sehr bebingter Weise besitzen; ihre Firma ist keine geschminkte Lüge. Eben so wenig hüllt sich die Ausübung des Barmherzigkeitswerkes in frömmelnden Nimbus oder in gesalbte Phrasendreherei und tartüffisches Schleicherthum; gerade und derb, wie die Natur des Bergbewohners ist, begrüßt und behandelt der Spittler den bei ihm Einkehrenden.

Und die Gebäude selbst, diese einfachen, dickwandigen, steinernen Berghäuser, — wie stehen sie ohne allen äußeren Schmuck so urnatürlich und altersergraut da, oft eher ausgebauten Ruinen ähnelnd, als Lokalen, die öffentlichen, allgemeinen Bestimmungen dienen! Form und Charakter entsprechen so recht der wilden, steintrümmer-erfüllten, rauhen Gebirgs-Umgebung, die an den neunmonatlichen, stürmischen Winter erinnert. Einzig das Simplon-Hospiz, vom Frankenkaiser Napoleon I. begonnen, dann aber erst zwanzig Jahre später von den Bernhardinern erworben und ausgebaut, dehnt sich wie ein Alpenschloß palastähnlich, vierstöckig, viel Fensterig auf dem Bergübergange aus.

Alle Hospitien, deren es in den Alpen etwa fünfzehn giebt, sind milde Stiftungen größeren oder kleineren Umfanges, welche die Aufgabe haben, je nach ihren Mitteln jeden Reisenden, der es verlangt, unentgeltlich zu beherbergen, Armen eine Mahlzeit gratis zu verabfolgen, oder wenn allzu wildes Wetter den Wanderer zwingen sollte, länger zu bleiben, ihn während dieser Zeit zu versorgen und bei Schneestürmen durch Glockenläuten oder durch Aussendung von Spürhunden Verirrte auf den rechten Weg zu leiten. Nicht alle Alpenpässe erfreuen sich dieser großen Wohlthat; nur die Uebergänge über Col de Lautaret (Mont Genève), Mont Cenis, über den Großen und Kleinen Bernhard, Simplon und Gotthard, über die Grimsel, San Giacomo im Tessin und über den Lukmanier sind mit Hospitien ausgerüstet. Alle anderen haben höchstens Berghäuser (in Tyrol Tauernhäuser), in denen uns Geld gewirthschaftet wird. — Ihre Höhenlage ist immer nur wenige Tausend Fuß unter der Linie des perennirenden Schnees. Auf dem Gotthard beginnt der Schneefall in der Regel schon Mitte Oktober und dauert bis gegen

das letzte Drittel des Monats Mai; er währt also volle sieben Monate. Außerdem giebt's keinen Tag im Kalender, an dem es nicht schon in diesem oder jenem Jahrgange geschneit hätte. Oft ist's im Juli und August so empfindlich kalt in dieser Höhe von 6388 Fuß überm Meeresspiegel, daß Blumen, wie im Winter, an die Fenster frieren und Tag für Tag geheizt werden muß. Mehr als die Hälfte der Tage eines Jahres hüllen das Haus dichte Nebel ein, während vielleicht in den Thälern oder auf höheren Bergen sonnenheiteres Leben lacht. Denn die Paßübergänge sind auch die Wege, auf denen die wässerigen Dunstkolosse aus den südlichen, feuchtwarmen Thälern die Alpen überschreiten und als schwere Wolkenmäntel und trübe Nebelkappen sich um die nächsten Felsenspfeiler hängen, bis sie entweder der Südwind hinüber treibt und zu eigentlichen Regen-Urnen formirt, oder der schärfere Nord dieselben zurückdrängt. Ungefähr ähnlich gestaltet sich's um das Hospiz auf dem Col de Lautaret (6443 Fuß). Auf dem Großen Bernhard wächst bei einer Höhenlage von 7368 Fuß die Zahl der Wintermonate auf neun, und die ganz heiteren, sonnenhellen Tage des Jahres sind rasch gezählt. Alles Brennmaterial muß viele Stunden weit hinaufgeschafft werden.

Alle diese Umstände ins Auge gefaßt, gehört ungewöhnliche Resignation dazu, „ospitaliere“ zu werden. Denn der bloße Wunsch, eine freie Stelle einzunehmen, gleichsam eine Pfründe anzutreten, kann unmöglich zu einem solchen Akt der Entsagung verleiten. Es ist keine Sinekure, keine Spital-Verwalterstelle, wie die eines großen städtischen Armen- und Krankenhauses; schwere Pflichten (oft ohne genügende Mittel) und Entbehrungen aller Art lasten auf derselben. Um diese Verhältnisse etwas näher beleuchten zu können, müssen wir die Hospitien klassifiziren.

Voran stehen die vier großen Mönchs-Klöster auf dem Großen und Kleinen St. Bernhard, Mont Cenis und Simplon. Sie werden von Augustiner-Chorherren bewohnt und bewirthschaftet, und die Gründung der drei ersteren geht hoch ins Alterthum hinauf. Das Hospiz auf dem Mont Cenis (5969 Fuß) soll von Karl dem Großen gegründet worden sein, wurde durch Napoleon I. im Jahre 1801 wesentlich vergrößert und diente dem Papst Pius VII. 1812 als

Absl. Die Stiftung des Klosters am Großen St. Bernhard erfolgte im Jahre 962 durch den heil. Bernhard von Menthon (einer edlen savoy'schen Familie entsprossen), obwohl die Annalen der Bischöfe von Lausanne schon eines früheren, 832 bestandenen Klosters gedenken, dessen Gründung ebenfalls Karl dem Großen zugeschrieben wird. Archiv und Dokumente sind durch Feuersbrünste, welche zweimal diese einsamen Gebäude heimsuchten, gänzlich vernichtet worden. Die gegenwärtigen großen Gebäude stammen aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, werden von 12 Augustiner-Chorherren und einer Anzahl dienender Brüder, den berühmten Maronniers, bewohnt und sind zur Beherbergung von 70 bis 80 Fremden eingerichtet. Das Simplon-Hospiz ist Eigenthum des großen Bernhards-Klosters, hat eine Verwaltung mit diesem und wird von demselben mit 4 bis 6 Geistlichen, unter der Leitung eines Subpriors, versehen. Das Hospitium auf dem Kleinen St. Bernhard endlich ist vielleicht das älteste unter allen, obwohl auch hier keine schriftlichen Urkunden als Beweismittel vorhanden sind. Es ist weit dürftiger ausgestattet als die vorhergenannten, wird von der Gemeinde zu Aosta in seinen Bedürfnissen unterstützt und von einigen delegirten Brüdern des Großen Bernhard bewohnt. Der Tradition zufolge soll Hannibal auf dieser Höhe gerastet und Kriegsrath gehalten haben, weshalb ein mit großen rohen Steinblöcken eingefasteter Raum auf der Ebene der Paßhöhe noch der Cirque d'Annibal genannt wird. Die jungen Geistlichen, welche sich zum Dienst in diesen Klöstern entschließen, treten gewöhnlich schon mit dem zwanzigsten Lebensjahre ein und übernehmen die Verpflichtung, fünfzehn Jahre hier oben zu bleiben. Viele von ihnen erliegen vor der Zeit der Härte des Klimas und den Anstrengungen oder Lebensgefahren, wenn sie im Winter und Frühjahr nach dem Fall von Lawinen oder während wilder Schneestürme mit den Hunden die vorgeschriebenen Exkurse machen, um allfällige Verunglückten beistehen zu können. Die wenigen erträglichen Sommer-Monate, während welcher Bergnützungs-Reisende hier heraufkommen, sind die einzige Rekreation für die sonst sehr entbehrenden Mönche. Während dieser Zeit genießen sie aber ihr Leben auch in vollen Zügen, widmen sich ganz der Unterhaltung, machen Ausflüge mit den Damen auf benachbarte

Aussichts-Punkte, musiziren am Piano und wissen durch ihr feines, cavaliermäßiges Benehmen sich die Gunst aller ihrer Gäste in hohem Grade zu erwerben.

Die Freundlichkeit des Entgegenkommens und die Aufmerksamkeit in Behandlung der Fremden, wenn deren nicht allzu viel schon Einquartierung genommen haben, ist wirklich groß. Bereits beim Eintritt kommt irgend ein dienender Bruder dem Ankömmling entgegen und führt ihn, je nach dessen Stande, entweder in das Refektorium oder in ein großes, neben der Küche liegendes, für die ärmeren Volksklassen bestimmtes Zimmer. Hier wird der Gast sofort mit einem Imbiß regalirt, wenn es nicht ohnedies Tischzeit ist. Fremde der gebildeten Stände speisen mit den Chorherren an der gleichen Tafel und erhalten eine für diese Höhe wirklich reiche und reichliche Speisenfolge neben delikaten Weinen. Die ärmeren, auf absolut unentgeltliche Verpflegung Anspruch machenden Passanten werden mit kräftigen Suppen, Fleisch, Brod und einem kleinen Glas Brauntwein zur Weiter-Reise gestärkt oder, wenn es Abend ist, zur reinlichen, bequemen und warmen Schlafstätte geführt. Auf dem Großen St. Bernhard werden weibliche Gäste in einem besonderen, neben dem eigentlichen Hospiz befindlichen, kleinen Gebäude, „Hôtel de St. Louis“ genannt, beherbergt. Ebenso sind, der Ordensregel gemäß, bei den großen Mahlzeiten, Mittags und Abends 6 Uhr, Damen von der gemeinsamen Tafel ausgeschlossen, was indessen die Mönche nicht hindert, außer dieser Zeit den weiblichen Gästen in französischer Galanterie einen großen Theil ihrer freien Zeit zu widmen; denn Französisch ist die allgemeine Verkehrssprache in diesen vier Kloster-Hospitien. Das Vermögen der mit dem Großen Bernhard affiliirten beiden anderen Anstalten (Kleiner Bernhard und Simplon) mag bedeutend sein. Immerhin sind aber auch die Opfer, welche sie gemeinnützig bringen, groß. Die jährliche Frequenz der auf dem Simplon im Hospiz einkehrenden Wanderer schwankt zwischen 10 und 12 Tausend; die derer auf dem Großen Bernhard zwischen 16 und 20 Tausend, so daß das Budget der Ausgaben im letztgenannten Hospiz mitunter die Höhe von hunderttausend Francs erreicht.

Lange nicht so günstig ist seinen ökonomischen Mitteln und Berlepsi, Die Alpen.

Localitäten nach das Gotthards-Hospiz gestellt. Die Stiftung desselben fällt wahrscheinlich in den Anfang des 14. Jahrhunderts. Seit dem Jahre 1682 wurde dasselbe von zwei Kapuzinern (mit einigen Unterbrechungen durch Kriegsfälle, Brand, Zerstörung) bis zum Jahre 1841 bewirthschaftet, seit welcher Zeit es in die Hände eines nicht dem geistlichen Stande angehörenden Direktors überging. Dieser wohnt Winter und Sommer dort oben, hat die Verpflichtung, dafür zu sorgen, daß die Straße immer, namentlich bei schlechtem Wetter, gehörig beaufsichtigt sei, und muß deshalb in der bösen Jahreshälfte täglich, theils selbst, theils durch seine Leute, die Straße durchwandern lassen und mit den zum Schneebruch angestellten Individuen sich ins Einvernehmen setzen. Um die Auffuchung und Besorgung allfälliger verirrter Reisender bewerkstelligen zu können, ist ihm von Seite der Tessiner Regierung die Verpflichtung auferlegt, beständig einen starken Knecht und für die Besorgung weiblicher Reisenden eine Magd, sowie mindestens ein Pferd zu unterhalten, mittelst dessen er Fremde, die ihren Weg unmöglich zu Fuß fortsetzen können, nach den Schirmhäusern zu Airolo oder Urseren zu transportiren hat. Denn auch er hat die bestimmte Aufgabe, Reisende, so lange sie den Weg nicht fortsetzen können, wie immer nöthig, zu verpflegen.

Aber das Hospiz ist arm, gänzlich mittellos; es besaß nie einen Fond und muß seine Unterstützungs-Quellen, die jährlich über zehntausend Franken in Anspruch nehmen, auf dem Wege milder, freiwilliger Beiträge zu unterhalten suchen. Diese fließen aber so sparsam, daß beinahe jedes Jahr mit einem Passiv-Saldo abgeschlossen werden muß. Da ist's denn eine schwere Aufgabe, mildthätig sein zu müssen, ohne die genügenden Mittel dazu in den Händen zu haben. Die Zahl der alljährlich hier verpflegten armen Reisenden variiert zwischen 10 und 12 Tausend, und ist unverkennbar im Zunehmen, ohne daß auch die Mittel wachsen.

Die Regierung des Kantons Tessin, in deren Gebiet das Gotthardshospiz liegt, liefert je zeitweilig aus ihrem Zeughause für den Militärdienst unbrauchbar gewordene Kleidungsstücke zur Vertheilung an die Armen. Die Art und Weise, wie hier, sowie in den von Mönchen besorgten Hospitien, die bei großer Kälte und

wildstürmischem Wetter fast bestimmungslos ankommenden, halb erfrorenen Reisenden behandelt werden, ist höchst zweckmäßig. Anfangs werden sie in einem kalten Zimmer umhergeführt und erhalten entweder erwärmten Rothwein oder eine Art schwachen Grog. Dann werden die dem Frost am meisten ausgesetzt gewesenen Körpertheile in Schneewasser getaucht, mit Schnee gerieben, und sowie die Circulation des Blutes lebendiger eintritt, legt man sie in ein erwärmtes Zimmer, deckt sie tüchtig mit Wolldecken zu und reicht ihnen die nöthigen Speisen. Hierauf folgt in der Regel ein lethargischer Schlaf, der mitunter bis zu 20 Stunden andauert. Nach dem Erwachen sind die Halb-Patienten gewöhnlich so restaurirt, daß sie nach eingenommener Mahlzeit ihre Reise weiter fortsetzen können. Jene unendlich wohligen Gefühle und die selige Behaglichkeit, welche den Bergwanderer umfängt, der bei wildem Wetter hier einkehrt und so wohlwollende, herzliche Aufnahme findet, sind nicht zu beschreiben, und freiwillig, ohne irgend welche Aufforderung, erlegt gewiß der Fremde, welcher über nur einige Mittel gebieten kann, gern den Werth dessen, was er uneigennützig empfing.

In allen bisher genannten Hospitien werden jene berühmten Hunde gehalten, die bei gefährlichem Wetter mit den Knechten ausziehen und durch ihren in außerordentlich hohem Grade entwickelten Witterungs-Instinkt Verirrte oder Verunglückte auffuchen helfen. Durch sehr kräftigen Körperbau und durch ungewöhnliche Abhärtung vermögen sie den tobendsten Schneestürmen nachhaltig zu widerstehen.

Die Summe der wirklichen Unglücksfälle hat in den letzten Jahren sehr abgenommen. Am Großen St. Bernhard ist seit langer Zeit kein erheblicher Fall mehr vorgekommen. Schlimmer gestaltete sich das Verhältniß auf dem Gotthard wegen des regelmäßigen, obligatorischen Post-Betriebes.

Wesentlich anderen Charakters ist das seiner Größe und Bedeutung nach hierher gehörige berühmte Grimsel-Hospiz; es trägt heutzutage weit mehr das Gepräge eines der Speculation dienenden, offenen Bergwirthshauses, in welchem für Geld Alles zu haben ist, was den Gaumen reizt, als den Charakter jener uneigennütigen, gemeinwohlthätigen Anstalten. Schon der Umstand, daß

dasselbe von der Landschaft Oberhasli an den jeweiligen Spittler verpachtet wird, weist ihm eine wesentlich andere Stellung an. Hierzu kam ehemals die Berechtigung des Spittlers, von jedem Vorüberziehenden einen Zoll für seine Instandhaltung des Weges zu verlangen, und die ausgesprochene Erlaubniß: fürs Geld Wirthschaft treiben zu dürfen. Wenn der Pächter nun zugleich auch die Verpflichtung hatte, arme Reisende übernachten und mit einer einfachen Mahlzeit verpflegen zu müssen, so stand ihm anderseits das Recht zu, innerhalb der ganzen Schweiz kollektiren lassen zu dürfen und sich an dem Facit für seine vermeintlichen Wohlthaten zu erhalten. Rechnet man hinzu, daß die Grimsel-Passage bei Weitem nicht jener für den Handel und Völker-Verkehr so allgemein gebräuchliche Weg ist, wie der über den Gotthard, daß somit eigentlich nur die Armen der zunächst anstoßenden Thalschaften von dieser Einrichtung profitirten, so ergibt sich aus allem dem, daß das Grimselhaus nicht mehr und nicht weniger als ein eigentliches Bergwirthshaus, keinesweges ein Hospiz im oben angeführten Sinne ist. Ueberdies hält der Spittelpächter mit seiner Familie den Winter über keinesweges in dem mehr als 700 Fuß tiefer als das Gotthardshaus gelegenen Grimselspital (5,780 Fuß) aus, sondern er verläßt dasselbe im November mit dem Vieh und kehrt erst anfangs März dahin zurück. Während des strengsten Vierteljahres bleibt blos ein Knecht (höchstens deren zwei) im Spital, mit der Aufgabe, den Weg zunächst beim Hause im Stande zu halten, Hunde während starken Schneeeisfußers auszusenden und, — wenn die Hunde anschlagen, durch lautes Rufen die Richtung des Weges anzuzeigen.

Dies sind die großen, weltbekannten Alpen-Hospitien. Es giebt ihrer aber noch eine Handvoll, die, nicht bekannt und gerühmt, wenig besucht und noch weniger von der Freigebigkeit mildthätiger Menschen bedacht, ein stilles, einsames Leben verkümmern; es sind jene kleinen, mittellosen Zufluchtsstätten am alten Alpen-Wanderweg des Lukmanier, die von armen Bauern bewirthschaftet werden. In der Tiefe des Val Blegno, hinter Olivene schlängelt sich der Weg zur Paßhöhe hinauf, und hier liegen, je in einigen Stunden Entfernung, die beiden kleinen Samariter-Häuser zu Casaccia und Camperio. Sie wurden vom heil. Carlo Borromeo gestiftet aus

den Mitteln der von ihm aufgehobenen Humiliaten-Orden, die seinen reformatorischen Bestrebungen sich widersetzten, sind aber jetzt so unendlich verarmt, daß sie nur mehr den Namen noch tragen, als ihren Zweck erfüllen. Noch weitverkommener und aller Unterstützungsmittel beraubt sind vollends jene drei, die auf der graubündnerischen Seite des Berges liegen: Santa Maria, das ganz ärmliche und unsaubere San Gallo, und tiefer San Johann, ohne Lebensmittel und jegliche Gabe. Des ehemals reiche Kloster Dissentis sollte sie urkundlich ausstatten und verpflegen; seit aber die Mönche selbst nicht viel haben und wegen unordentlicher Haushaltung vom Staate gewissermaßen bevormundet werden mußten, gehen diese Wohlthätigkeits-Anstalten immer mehr ihrem gänzlichen Ruin entgegen. Ein klein wenig besser ist das Ospizio in Valle bei Airolo und jenes All' Acqua (beim Wasserfall des heil. Karl) im Bedretto-Thale bestellt.

An allen anderen Alpenwegen, mögen sie noch so rauh und gefährlich sein, existiren keine solch' schöne Stätten hilfsfreundlicher Menschenliebe. Höchstens hat der Erwerbstrieb ein Berghaus irgendwo angesiedelt, wenn die Passage lebendig und der baare Geldverdienst voraussichtlich ist; im Uebrigen ist's jedem armen Teufel auf diesen Pässen freigestellt, nach Belieben zu verhungern oder zu erfrieren.

So stehe denn, du schöne Gotteshütte,
 Du Bergpalast, vor allen groß und theuer!
 Auf deinem Herd erlöse nie das Feuer!
 Nimm alle Armen auf in deine Mitte!
 Bleib' immer du das königliche Haus,
 In dem die Liebe gehet ein und aus.

3. 3. Pestalozzi.

Sennenleben in den Alpen.

Zur grünen Alpe kehrt die Heerde wieder,
Weithin ertönt ihr froher Glockenschall.
Der Wildbach stürzt vom Klippenfange nieder,
Ein Freudenthränenstrom, dem Lenz entgegen;
Froh sonnen sich der Alpe Felsenglieder
Im warmen Schein, der Frühling klimmt vertwegen
Zum Schneeberg auf und ruft ihn jubelnd wach:
Der schüttelt sich den Winter ab, den tragen,
Und schleudert ihm Lawinen Donner nach.

Lenau.

Fremdartig und halb sagenhaft, fast wie eine romantische Reminiscenz aus längst vergangenen Zeiten, ragt die patriarchalische Alpenwirtschaft in unser modernes Jahrhundert herüber. Nachdem wir allenthalben den Landwirth des Flachlandes an den Fortschritten der Neuzeit, an Erfindungen und Entdeckungen in den ihn berührenden Gebieten der Chemie, Mechanik und Physik lebhaft und mit Erfolg Antheil nehmen sehen, — nachdem er den Segen seiner Scheunen und die Schätze seiner Ställe mittelst der Eisenbahn auf unsere Märkte bringt, städtische Kleider zu tragen, städtische Häuser zu bauen, städtische Manieren anzunehmen und den guten alten, abgerundeten und feststehenden Begriff „Bauer“ allmählig abzustreifen beginnt, — will es Manchem nicht in den Sinn, daß es ganz in der Nähe jener Eisenbahnen, jenes drängenden, städtischen Lebens noch eine Bauernwelt geben soll, die gewissermaßen erst auf der geschichtlich-

zweiten Kulturstufe der Völker-Entwicklung steht und, ähnlich wie die Tartaren und Mongolen, als Nomaden während eines Theiles vom Jahre Haus und Hof, Weib und Kind verläßt, um mit dem in Herden bestehenden Reichthume tagereisenweit nach Plätzen im Gebirge zu wandern, wo frische Nahrung für das Vieh wächst. Und doch ist es so. Die in den Alpen weit hinauf zerstreut liegenden Weideplätze mit ungemein kräftigen, kurzen, sehr milchhaltigen Futterkräutern, bilden einen wesentlichen Theil des National-Reichthums im Gebirge und werfen jährlich viele Millionen Gulden an Gewinn ab.

Aber eben darum, weil das Aelplerleben in den Sennhütten etwas Ungewöhnliches, Fremdartiges ist, so trägt der, welcher die Alpen noch nicht besuchte, gern die Romantik der landschaftlichen Umgebung, die großartigen Eindrücke der Alpenwelt, wie sie ihn aus Gemälden entgegentraten, vermischt mit poetisch-idealer Auffassung der Sitten, Trachten und Lebensweise des Volkes, auf das Sennenleben über und konstruirt sich ausgeschmückte Traumbilder, die in der Wirklichkeit nicht existiren.

Die Alpenwirthschaft ist ganz anders, als man sich dieselbe bisweilen denkt. Sie existirt faktisch nur während des Spätfrühlings, im Sommer und bis in die ersten Herbstwochen hinein. Während des Winters herrscht in den Alpen eben so gut Stallwirthschaft als wie überall bei jedem Bauern. Derjenige nun, welcher mit seiner Heerde während der guten Jahreszeit ins Gebirge hinaufzieht, ist ein Senn. In der Schweiz ist's Aufgabe der Männer, — in den östlichen Alpen, im bayerischen Oberlande und in Oesterreich meist Geschäft der Weiber, — der „Sennerin, Almerin.“

Ein Senn (romanisch „Sejnu“) ist, mit wenig Ausnahmen, ein ungemein prolaischer Gebirgsbauer, Vieh ist sein Hauptbesitz, und darum die Quelle seines Lebensunterhaltes und Verdienstes, der Gegenstand seines Studiums, Nachdenkens und seiner größten Sorgfalt, sein Stolz, kurzum der sächliche Inbegriff seiner vorzüglichsten Lebensaufgabe. Nach der Größe seiner Heerde rangirt er in der Gesellschaft seiner Gemeindegengenossen, nach ihr wird er geschätzt und aus ihr schreibt sich sein heimatliches Ansehen, seine Dorf-Magnatenschaft her. Indessen giebt's auch in Alpenbürgern reiche Bauern, die

sich nicht mit der Viehzucht und Alpenwirthschaft befassen und ihre Alpen in Lehnzins geben.

Nicht jeder Vieh-besitzende Gebirgsbauer „fährt selbst auf Alp“; die Größe seiner Heerde entscheidet darüber. Wer 24 und mehr Kühe besitzt, heißt ein „Sennten-Bauer“, weil diese Anzahl, besonders wenn ein Zuchstier dabei ist, ein „Senntum“ genannt wird. Wer weniger besitzt, hat nach dem Ausdruck der Appenzeller bloß ein „Schüppeli Vieh“ (Häuflein Vieh). Solch' größere Heerden-Besitzer, in den italienischen Bergen „alpadore“ genannt, haben entweder eigene Alpenweiden, oder sie nehmen deren in Lehnzins, oder sie benutzen (was am Meisten der Fall ist) die Gemeinde-Alpen oder „Hirteneen“ und „laden selbst 3' Alp.“ — Kleinere Bauern, die nur wenige Kühe besitzen, gehen im Frühling wohl persönlich in die Boralpen, „Berggüter“ oder „Maienläße“ (auch Allmeinden); aber wenn das Vieh dann im Juli und August in die höheren Weiden (die s. g. mittleren und oberen Staffeln, italienisch: stabii oder corti) getrieben wird, so übergeben eine Anzahl von Nachbarn ihr Vieh einem gemeinsamen Sennen, mit dem sie dann am Schluß der Alpenzeit (gewöhnlich Michaelistag) Abrechnung halten. Um aber eine solche Auseinandersetzung des Käse- und Butter-Ertrages der verschiedenen Interessenten feststellen zu können, da nicht eine Kuh so viel Milch giebt als die andere, so gehen sämmtliche Betheiligte während der Dauer der Alpzeit an zwei besonders hierzu bestimmten Tagen hinauf „auf Alp goh messe“ (engadinisch: „in süras“), d. h. in Gegenwart sämmtlicher Antheilhaber wird eine jede Kuh gemolken, ihre Milch gemessen und nach diesem Resultat der Bruchtheil des Einzelnen am Gewinn festgestellt. Der mit der Milchwirtschaft beauftragte Senn besorgt nun während der ganzen Alpzeit mit seinen Gehilfen alle Tagesgeschäfte und empfängt dafür einen bedingenen Lohn oder Antheil am Ertrag.

Um jedoch die Alpenweiden in gutem Stande zu erhalten und bei der größten Freiheit auf den Bergen dennoch allgemeine Ordnung zu handhaben, der sich Jeder unterziehen muß, wählen alle Alpenossen einen „Alpmeister“, eine Art Gebirgspolizei, „der die Alp in Ehren halten, schützen und schirmen soll, als wie sein eigen Gut, — der Weg und Steg machen und Acht haben soll, daß

Niemand im „Birg heue“ (Wildheuen mache) bis nach St. Jakobs-tag, — der die Alpenossen anhalte, jährlich einen Tag die Alp zu säubern und zu steinen“ und Aehnliches mehr. So schreibt's das „Alpbüchli“ vor. eine naive, von den Bauern in der „Alpgemeinde“ selbst gegebene Gesetzesammlung, die jährlich einmal verlesen und bestätigt oder je nach Bedürfniß durch Mehrheitsbeschluß abgeändert werden muß.

Der Winter verläuft einförmig und still. Die Alpendörfer sind tief eingeschnitten; oft fehlt die Verbindung von einem Thaldorf zum andern, — oft sogar, wo die Häuser weit zerstreut im Grunde liegen, die Kommunikation der Wohnungen unter einander. Die einzigen Geschäfte, welche die Thalbauern in die Höhe lockt, ist entweder das Herabschlitten des Holzes oder des Wildheues. In manchen Alpengegenden ist's auch der Fall, daß der Senn, wenn er die Vorräthe des einen Heustabels aufgefüttert hat, einen andern, vielleicht eine Stunde davon entfernten Stall mit seiner Kuhherde bezieht — einen dritten und vierten, — also selbst im Winter ein wandern-des Leben führt, bis die Alpzeit kommt.

Endlich zieht der Frühling auch ins Alpenland ein.

Es ist Ende Mai! — Der langersehnte Tag der Alpfahrt kommt, — des Auferstehungsfestes im Wirthschaftskalender der Sennen. Schon mehrere Tage war er droben mit dem Knecht, hatte den Weg, wo er vielleicht durch eine Lawine zerstört war, wiederhergestellt, das Dach nachgesehen, überhaupt die nöthigsten Vorkehrungen zum Einzug der Gäste getroffen. Jetzt schmücken sich die Sennen und Alle, welche in die Berge mitziehen. Die Schwester hestet dem Bruder, — „s Maiteli“ ihrem „Buob“, — „d' Schwaigerei“ im Tyrol sich selbst Blumensträuße mit Glittergeld oder Kränze von jungem Laub und Buchsbaum auf den Hut; bunte Bänder flattern und winken, — das blendendweiße, hoch über die gebräunten Arme hinaufgewickelte Linnenhemd kontrastirt gut gegen die scharlachrothe Tuchweste und die leuchtend-gelben, ledernen Kniehosen der Appenzeller und Toggenburger, oder wo überhaupt noch Volkstracht existirt, und wo das auch in die stillen Gebirgsthäler eindringende Ausflachungsbestreben unserer Zeit nicht jede Spur urwüchsiger Selbstständigkeit in des Volkes Thun und Denken, Kleidung und Sitten verwischt hat.

Denn es giebt auch große Alpenthäler, in denen jede poetische Seite des Volkslebens verschwunden ist, wo nur die hausbackenste, alltäglichste Prosa waltet. — Die Kühe sind gestriegelt und wie „g'schleckt“, daß sie im Sonnenschein glänzen und kein Wassertropfen auf den glatten Haaren haften würde. Mit Jauchzen und „Zauren“, die einen unverwiltlichen Humor bekunden, eröffnet da, wo bloß Männer zur Alp „fahren“, der „Zusenn“, mit dem weißgefeuertem oder buntbemalten Melk-Eimerli auf der Schulter, den Zug. Ihm folgen die schönsten und größten Kühe mit den fußhohen, messingblechenen „Trychlen“ (Glocken), die an breiten ledernen, mit allerhand farbig ausgenähtem Putzwerk versehenen Halsbändern hängen. Diese Glocken, deren gewöhnlich nur drei bei einem Zuge sind, verursachen solch einen heillosen, trommelähnlich-alarmirenden und doch nicht unharmonischen Lärm, daß man ihn bei geeigneter Luft eine Stunde weit hört. Man legt diese Riesen-Schellen den Kühen nur für die Dauer an, während welcher der Zug durch die Dörfer geht, um Pracht mit der Heerde zu treiben und alles Volk herbeizulocken. Ist dieser Zweck erreicht, dann wird das gewichtige Spektakel-Instrument den Kühen wieder vom Halse genommen, weil erfahrungsgemäß das lange Tragen derselben den Lungen der Thiere nachtheilig ist.

Jetzt entstehen in den Dörfern, durch welche der Zug kommt, völlige Volksaufläufe. — Der Bergbauer hat seine Kuh-Aesthetik, die mit den feinsten Nuancirungen ungemein „heikel“ und wählerisch in Farbe, Stellung der Füße, Hörner und anderen Eigenschaften unterscheidet. Blökend und springend, gleich als ob sie es wisse, daß es hinaufgehe zu den gewürzigen, nahrhaften Alpweiden, folgt nun, in lange Reihe aufgelöst, die ganze Heerde der Kühe, Galtlinge, Ziegen und Lämmer, — mitten darunter brummend und mürrisch der Sultan des Stall-Serails, der „Muni“, heute der Sündenbock des allgemeinen Spottes; denn der Volkswitz bindet altherkömmlich diesem „Sentenpfaar“ (Zuchstier) den Melkstuhl, mit Blumen geschmückt, zwischen die Stirngabel der Hörner. Neben dem Zuge gehen im leinenen Futterhemd und in der groben Zwillichhose der „Gaumer“ (Hirt) und der „Handbub“, den Zusenn mit „Zuchz'gen“ und Fodeln sekundirend. Den Schluß endlich bildet das Saumroß mit

den Küferei-Geräthschaften und der Heerdenbesitzer in unverkennbarem Selbstbewußtsein des augenblicklich zu feiernden Triumphes.

Im Allgemeinen bleiben Weiber und Kinder in den Thaldörfern zurück. Aber es giebt in Graubünden, z. B. auf Davos und in Muttten, sowie im Wallis Ortschaften, die mit Kind und Regel ins Sommerdorf auswandern und ihren Winter-Aufenthalt, die Häuser verschlossen, vollständig verlassen; — höchstens daß ein alter Mann als Wächter zurückbleibt. — So geht's hinauf auf die Berge, in die Alpen.

Das ist die malerische, fröhliche Seite eines Alpenfahrt-Bildes. Aber es giebt auch Heerden-Expeditionen im Hochgebirge, bei denen es nicht nur beschwerliche Passagen zu überwinden, sondern Kräfte und Umsicht zu brauchen, ja sogar das Leben zu riskiren gilt. Dies ist vornehmlich der Fall, wenn die Alpenweide jenseit eines Gletschers liegt und es gilt, die schlüpfrige Eisfläche mit ihren verborgenen Spalten und Schründen zu überschreiten. Da bedarf es denn besonderer baulicher Vorkehrungen; mit Hülfe des Pickels und der Art hat man Stege und Bretterbrücken improvisirt, oder Wege durch die Eislabyrinthe gebahnt und mit sandigem Geröll und Erde bestreut, um dem Vieh den instinktmäßigen Widerwillen gegen das ihm unheimliche, fremde und trügerische Element zu benehmen. Oft sträubt sich die Heerde, die glasige Eispiegelfläche zu betreten, und die Sennen sind genöthigt, zu den verzweifeltsten Zwangsmitteln zu greifen. Ja, es giebt sogar Alpen, zu denen ein Haupt Vieh nach dem anderen wie Waarenballen am Flaschenzuge des Krahnen über hohe Felsenwände hinabgelassen werden muß.

Schmucklos, einfach, wie ein Wurf aus freier Hand, traulich und einladend wie ein herzlicher Gruß des Willkommens auf den Matten, mitunter sogar theatralisch-malerisch liegt das schützende Dach der stillen Sennhütte im Kräutermeer der Alpweide da. Der ganze Bau ist in den wälderreichen Gegenden durchaus Blockhauskonstruktion, also lebiglich aus Holz errichtet, das von der langjährigen Wirkung der Sonnenstrahlen tief gebräunt wurde. Nur der wenige Fuß hohe Unterbau ist grobes Steingefüge, oft Mauerwerk wie aus vorhistorischen Zeiten. Ueber diesem einstöckigen Erdgeschos, das seiner naiven, ungesuchten Natürlichkeit halber ganz mit

der in ihrer Einfachheit erhabenen Gebirgswelt harmonirt, ruht das flache, silbergrau-glänzende, derbe Schindeldach. Es ist mit schweren Steinen belastet, damit der wilde Föhn, des Nelpplers „ältester Landsmann“, wenn er aus dem Süden warm einherbraust, die Friedenshütte unangetastet lasse. Diese ist des. Sennen und seiner Gehülfsen Asyl während der Sommermonate. In denjenigen Alpen, wo gute Ordnung herrscht und für das Vieh versorgliche Einrichtungen getroffen wurden, sind nahe bei der Sennhütte „Gaden“ oder Stallungen errichtet, in denen die Heerde während drückender Mittagswärme und in kalten Nächten oder während der wilden Wetter eingestellt wird. Nicht überall hat die rationelle Praxis solche Einrichtungen getroffen; es giebt noch Alpen genug, in denen die Wettertanne der einzige Zufluchtswinkel des armen Viehes während der Hitze und der furchtbaren Hochgewitter ist. Die dem Gebirgsbewohner angeborene und anerzogene Lässigkeit vermag es nicht zu überwinden, daß irgend eine Neuerung in der Alp vorgenommen werde.

Ist's irgend thunlich, so wird die Sennhütte an einen Felsenklotz gebaut oder, wenn er überhängt, sogar zum Theil unter denselben geschoben, um im Fond einen recht kühlen Platz für den Milchkeller zu gewinnen. Nimmt vollends gar ein frischer Quell in der Nähe, so leitet der Nelppler das Wasser gern durch sein Magazin, um die von der Milch gesäuerte Luft durch die entstehende Ventilation zu entfernen und dagegen frische, dem Wasser entströmende Lufttheilchen dem Gemache zuzuführen. Die nächste Umgebung einer Sennhütte ist fast immer ein bodenloser Koth, in dem strotzend-fettes Blafenkraut und Alpensauerampfer wuchernd wächst. Das Innere entspricht in den meisten Fällen dieser unsauberen Umgebung; Reinlichkeit und Akkuratess sind allenhalben nichts weniger als hervorragende Attribute viehzüchtender Völker, und der Nelppler bestrebt sich durchaus nicht, hierin als Ausnahme zu erscheinen. Der leuchtende, farbenheitere Festtagsanzug, der das Auge bei der Auffahrt so anregend ergötzte, ist verschwunden. Weite, verbleinene Beinkleider, die in allen Schattirungen der Stallbeschäftigung schillern, und ein ditto Futterhemd, d. h. eine blousenähnliche Jacke ohne Schlitz auf der Brust, bilden mit den schweren klappenden Holz-

schuhen und einem enganliegenden Rappchen die ganze Bekleidung des Sennen.

Die Entrée zum Innern der Sennhütte führt sogleich zu den centralisirten Gemächern. Nach altgermanischer Sitte ist Wohnzimmer und Küche, Speiselokal und Ankleidekammer zu einem Gesammt-Appartement vereinigt, und hier kann man buchstäblich am gastlichen „Herde“ weilen. Letzterer und das über ihm aufgehängte „Milchkeßi“ nehmen den meisten Raum ein und bekunden dadurch ihre hohe Bedeutung. Hier ist die Stelle, wo der chemische Scheidungsprozeß vorgenommen wird, der die erste konsistente Grundlage zu den delikaten „Schweizerkäsen“ legt. Bezeichnend wird darum auch diese Lokalität der „Weller“ (wo die Milch „erweller“ oder leicht aufgekocht wird) genannt. Unter dem Herd darf man sich indessen keine eigentliche kulinarische Vorrichtung denken, wie man sie in alten Bauernhäusern findet mit umfangreichem Schlotfang; — solche Weitläufigkeiten passen nicht zur Einfachheit der alpinen Baukunst. Etwa so, wie es der gute Robinson Crusoe aus Noth einrichtete, arrangirt heutiges Tages der Senn in den Schweizer Alpen seine Küchen-Vorkehrung; ein schwarzes, verkohltes Loch im vorderen Winkel der Hütte mit einigen Steinen eingesaßt, ohne Kamin oder Rauchleitung, stellt den Herd dar. „Ein Versprechen hinter dem Herde“ hier zu geben, wäre nicht wohl möglich. Daneben ein senkrecht-aufgerichteter, oben und unten eingezapfter und deshalb drehbarer Baum mit langem, eisernem Arm, der sogenannte „Turner“, an den der große „Milchkeßi“ gehangen wird. Der Rauch mag sehen, wo er seinen Ausweg findet, — es sieht ihm frei, zur Thür oder durch die Dachklinsen, oder durch die Ritzen zwischen dem Gebälk hinauszuschleichen. Darum ist das Innere jeder Sennhütte auch wacker eingeräuchert. Ist die Alpenluft rein, dünn und wenig mit Wasser-Atomen gesättigt, so werden die Dämpfe auffallend rasch konsumirt, so daß sie die Respirations-Organen nicht sonderlich belästigen. Schneit's und regnet's aber, so daß die Luft schwer aufs Dach drückt, dann ist der ohnehin zughafte, kalte Aufenthalt in der Hütte des Rauches halber fast kaum erträglich. Die weiteren Komforts für die allerdringendsten täglichen Bedürfnisse sind: ein etwa 2 Fuß langer Klapptisch, der, in Angeln

an der Wand befestiget, der Raumerparniß halber nach dem Gebrauch zurückgeschlagen werden kann; dann eine Truhe in Form einer Bank längs der Wand, ein Holzklotz, der die Dienste eines Sessels zugleich vertreten, und ein Napfenbrett, das die Stelle eines Schrankes versehen muß, auf dem allerlei Geräthschaften, Brod und Kleidungsstücke aufbewahrt werden. Außerdem hängt vielleicht eine Büchse im Winkel, wenn der Senn zugleich Jagdliebhaber ist, und in den katholischen Gebirgstheilen ist bei strenggläubigen Bauern das Weihwasserfesseli mit dem „Nuster“ (Pater noster oder Rosenfranz) nicht vergessen, welches vielleicht noch durch ein an das Brett-Gefäß geklebtes „Heiligen=Helgeli“ von Kloster Einsiedeln zur Erhöhung der häuslichen Andacht vermehrt wird. Alle übrigen in der Hütte vorkommenden Geräthschaften gehören zur Butter- und Käse-Vereitung. Das Schlafgemach ist sehr verschieden angebracht. Im Berner Oberlande, wo die Sennhütte an ihrer Eingangsfront eine Art kunstloser Vorhalle in Form eines Peristylum hat, das „Muschedach“ oder der Melkgang genannt (weil im Schutz desselben das Vieh bei schlechtem Wetter gemolken wird), befindet sich das Ruhe-Lager oder „Gastere“ in diesem Dach-Verbau; in anderen Gegenden wurde dasselbe über den Schweinestall verlegt und heißt „Trileten“. Welche Annehmlichkeiten für diesen Fall aus der unmittelbarsten Nähe der ewig-grunzenden Schlafkameraden erwachsen, ist begreiflich. Uebrigens steht das Lager selbst an Ursprünglichkeit seiner Einrichtung dem Charakter und der Einfachheit der ganzen Hütte durchaus nicht nach; ein mit Wildheuen ausgestopfter Matratzensack, die ungestörte Heimath einer Legion von springenden Blutsaugern, und eine Wollendecke oder, wie im Wallis und Graubünden, eine aus Schaffellen zusammengesetzte Decke bilden die ganze Ausrüstung der Schlafstätte. Ist nun das Schindeldach nicht gut verwahrt, so begegnet's, daß bei kräftigem Regenwetter der Schläfer einem unfreiwilligen Tropfbade ausgesetzt wird, — oder wenn, wie vorher erwähnt, das flache Hüttendach an einen erklimmbaren Felsenklotz anlehnt, so klettern die naseweissen Ziegen Nachts auf demselben herum und verursachen solch einen unheimlichen Skandal, als ob der gehörnte Pferdefüßler da droben sein ungeheuerlich Wesen triebe. So sieht's in den „idyllischen, romantischen

Sennenhütten“ aus, die im „letzten Fensterln“ und ähnlichen poetischen Produktionen auf der Bühne so reizend erscheinen.

In jeder einigermaßen großen Alpenwirthschaft der Schweiz haufen gewöhnlich drei Aelpler und ein Knabe; Weiber besorgen dieselbe, wie schon früher erwähnt, nur in den österreichischen und bayerischen Alpen, sowie in den Thälern des Wallis. Major domus ist der Senn; entweder selbst Heerdenbesitzer oder Beauftragter einer Sozietät, führt er das Regiment, besorgt die Käseerei sammt deren Magazine und ist zugleich Buchhalter des Geschäfts. Memorial, Lagerstrasse, Conto corrente und Hauptbuch finden sich entweder in einem mit Papier durchschossenen Quartkalender vereinigt, der hinter einem angenagelten Holzspahn an der Wand steckt, oder irgend ein kleines Taschen-Notizbuch enthält die Hieroglyphen der ganzen Geschäfts-Abwicklung. Sein Handlanger ist der „Sennhub, Handhub, Schorrbueh, Zunger“, oder im Wallis der „Pató“, der wie der Senn den größten Theil der Zeit in der Hütte zubringt; er hat die Gefäße zu reinigen (die im Gegensatz zum beschriebenen Habitus der Hütte auffallend sauber gehalten werden, weil von diesem Umstande die Güte der zu gewinnenden Milchprodukte abhängt) und dem Senn unmittelbare Handhülfe zu leisten, ist aber nicht immer ein 14- oder 15jähriger Bube, sondern oft ein derber Gesell, der seine Dreißig überwunden hat. Die Vermittlungsperson zwischen Berg und Thal, der Käse-Merkurius und Heimaths-Telegraph, ist der „Zusenn“, welcher alle Alpenprodukte hinab und Holz sammt Viktualien herauf zu schaffen hat; im Walliser Patois wird er gemüthlich bezeichnend „Lamieiy“ (l'ami, der Freund) genannt. Ihm steht, wo gute Einrichtungen getroffen sind, ein Saumroß zu Diensten. Der eigentliche Hirt endlich ist der „Chüener, Gaumer, Rühhub oder Rinderer“, im Wallis „Vigly“ (vigilantia, die Wachsamkeit?); seine ausschließliche Obliegenheit ist's, das „Senntem“ auszutreiben und zu hüten. In sicheren Orten, wo kein Vieh stürzen und kein Raubthier der Heerde schaden kann, liegt er halbe Tage lang bei gutem Wetter am Boden, schaut in die herrliche Gebirgslandschaft hinaus, jobelt nach Herzenslust in die Thäler hinab und ist selig im träumerischen Nichtsthun. Gilt's aber, das Vieh auf steiler Alp zu hüten, dann muß er am schwindelnden Abgrunde

gehen, zu äußerst, woyin das weidende Thier sich nicht getraut, — und auf Schritt und Tritt geht der Tod dicht neben ihm. Beim Sturm und Hochgewitter, im strömenden Regen und zu jeder Tageszeit muß er seinen lebensgefährlichen Beruf erfüllen, und da ist's nicht selten, daß er Tage lang in völlig durchnässten Kleidern verbleiben muß. Dies ist die Kehrseite des so reizend geschilderten Hirtenlebens. Aber auch der Senn bekommt sein Theil davon, wenn's Wochen lang regnet, Nebel wie böse Geister des Gebirges sich grau und unheimlich um die Hütte lagern, das nasse Holz nicht brennen will und Wind und eifiger Luftzug durch die Hütte fegen, daß die Glieder erstarren, oder wenn's gar im Juli schneit und fußhoch Flocken wirft, daß das Vieh Tage lang kein Hälmlein Futter findet, vor Hunger brüllt und keine Milch giebt. So auffallend und sichtbarlich die Heerde auf der Alp während eines guten Sommers sich mästet, so sehr magert sie in einem kalten, nassen Sommer ab.

Des Aelplers Tagesordnung ist höchst einförmig, Sonntag und Wochentag die gleiche; kein Glockenklang läutet die Sabbathruhe ein, kein schmuckes Kleid bezeichnet den Feiertag, kein Schluck Wein neigt am Wirthstisch den durstigen Gaumen am Abend. Während die ganze Landschaft noch träumerisch nebelblau dem frühen Morgen in den Armen ruht, die Thäler tief drunten dämmernd dampfen und Streifen weißen Nebelrauchs durch die Schluchten und Tobel schleichen, während die Nacht durchs Morgensternlein ihren Scheidegruß sendet und des Himmels frohes Antlitz und der Eisberge Schneegipfel von des Tages erstem Ruffe leise erröthen, erhebt sich der Senn von seinem harten Heulager und melkt, während der Handhub Feuer anzündet. Die gewonnene Milch wird sogleich in dem großen „Kessi“ erhitzt und mit „Etscher“ (saure Schotte) geschieden, daß sie gerinnt und sich ausscheidet in „Räsbulderen“ und Molke. Indessen ist auf morgenheiteren Schwingen der volle Tag herabgewebt.

Das Sennvolf hat zu Morgen gegessen; der Hirt treibt aus, der Handhub säubert seine Geräte und der Senn fährt fort, seine Milchprodukte zu bearbeiten. Häusliche Arbeiten füllen den Tag reichlich aus. — Ist's dann Abend geworden, entschläft der müde Tag allmählig, sinkt das ewige „Flammenherz der Welt“, die

Sonne, hinter den Bergen nieder, dann lockt der Hirt oder der Senn mit dem „Ruggüßler“ oder mit dem „Kuhreihen“ die Thiere zur Hütte, entleert die strotzenden Euter von der fetten, rahmähnlichen Milch, und die Procebur vom Morgen sammt Abendessen und Reinigen der Geräthe schließen die Tagesgeschäfte. Bei einbrechender Nacht tritt dann in den katholischen Gegenden der Senn vor seine Hütte hinaus, singt mit lauter Stimme durch einen großen hölzernen Milchtrichter (die „Volle“ genannt) in der Choral-Melodie der Präfation ein Gebet, meist Strophen aus dem Evangelium Johannis, und den englischen Gratz. Die anderen Hirten im Gebirge und die im Freien übernachtenden Wildheuer oder Wurzelgräber die es hören, knieen nieder und beten ein Pater noster und Ave Maria dabei. Dieser späte Ruf ersetzt in den stillen, einsamen Alpen die Abendglocke, welche in den Thälern zum Dankgebet für die Segnungen des verlebten Tages auffordert, und dient zugleich dem von der Nacht überraschten, vielleicht verirrten Wanderer als gastfreundliche Einladung. — Mit der Gastfreundschaft hat's indessen, namentlich in den wälschen Alpen, mitunter seine Haken. Die Hirten in den entlegenen Alpen sträuben sich oft außerordentlich, Fremde zu übernachten, aus Furcht, Verbrechern Unterschlaup zu geben. Sie können sich's nicht denken, daß man Vergnügens halber oder um der Wissenschaft willen in den Felsen herumklettert; sie wännen, nur Roth und Flucht treiben in die Berge hinein. Im Tyrol halten sie Bergwanderer häufig für Abgesandte der Regierung, welche die Zustände des Volkes, ihren Viehstand und Verdienst auskundschaften wollen. „Nun wird's bald eine neue Steuer geben,“ ist gewöhnlich der Refrain der Ungläubigen. Andere Sennen auf Pacht-Alpen, oder solche, die von Gesellschaften angestellt sind, verweigern auf's Gewissenhafteste jede Spende, oder geben nur um „Gottes willen“ dem beinahe verschmachtenden Wanderer etwas alten „Zieger“ (getrockneten Käse) und ein wenig Milch, nehmen aber um keinen Preis Geld dafür, um nicht in den Verdacht der Veruntreuung zu kommen. Dies ist, wie gesagt, in den weniger von Touristen durchstreiften Gegenden, namentlich in den Seitenthälern des Engadin der Fall.

Ist in der Hütte Alles dann beendet, so geht's zur Ruhe aufs Wildheu, unter die „Schnezzli-Decke“, und ein kräftiger, tiefer

Schlaf stärkt die ermatteten Glieder dieser harmlosen Naturmenschen.

Nur eine Intervalle tritt wie ein freundlicher Ruhepunkt in das Einerlei der Alpzeit ein. Es ist das Aelplerfest, die „Alpstoßerte“, die „Aelpler Kilbi“, oder wie es sonst noch in den verschiedenen Thalschaften genannt wird. Diesem widmen wir später einen besonderen Abschnitt. In den katholischen Gegenden ist bisweilen ein öffentlicher Vormittagsgottesdienst damit verbunden. Nur sehr wenig Alpen haben Kapellen oder Gotteshäuser, in denen während des ganzen Sommers einmal Gottesdienst gehalten wird. Die größte Kapelle steht auf einer der schönsten Alpen, die es giebt, auf dem Urner Boden; sie sieht einer stattlichen Kirche gleich, und der Pfarrhelfer von Spiringen im Schächenthal (Tell's Heimaths-Thal) liest dort den zahlreich versammelten Samen die Messe.

Der originellste Tempel dieser Art ist das „Wildkirchli“ im Appenzeller Lande. Eine Felsenhöhle an hoher, senkrechter Bergwand (unter der schönen Ebnalp), in die sich, wäre sie nicht von den Altvätern zu einer Stätte der Gottes-Verehrung geweiht, der Gaisbub mit seiner Heerde vor dem Gewittersturme flüchten würde, giebt die Hallen des Gotteshauses ab, — schlicht, kunstlos, ein Naturgewölbe, wie es aus der Hand der gestaltenden Schöpfung hervorging. Kein Marmoraltaar, kein Gebilde von Künstlerhand trägt die geweihten Geräth; — ein schlichter Schragen, von des Zimmerers Beil gearbeitet, versieht den Dienst, — der Altaar ist mit einem Teppich behangen, und neben frisch gepflückten Alpenrosen in den Vasen flackern die Kerzen im Zugwinde gegen die Tiefe der Höhle, das Marterkreuz andampsend, vor dem die Menge in den Staub sinkt. Das „Wildkirchli“ ist dem heiligen Michael geweiht, und alljährlich am Schutzengel-Fest hält ein Kapuziner droben Gottesdienst.

Wir kehren zur Alp zurück! — Vorhin wurde des Kuhreihens gedacht. Dieser weltberühmt gewordene Hirtengesang, der in Frankreich einst bei Todesstrafe verboten wurde, weil bei seinen Klängen die Soldaten der Schweizerregimenter, vom Heimweh befallen massenweise desertirten und den Bergen zueilten, — der wirkliche ächte „Kuhreih“ ist fast gänzlich verschwunden; vollständig hört

man ihn selten mehr. Er ist, wie schon gesagt, das Eintreibselieb, welches der Kuhhirt unter der Stallthür singt und durch diese dem Vieh bekannten Töne dasselbe herbeilockt. Um es folgamer zu machen, giebt er ihm aus dem „Läktäschli“ ein wenig Salz.

Der Eindruck, den solche Aelpler-Gefänge auf das Thier machen, ist unauslöschlich. Denn wenn Kühe von Alpenzucht aus dem Geburtslande entfernt werden und später durch Zufall den Refrain wieder hören, so scheinen alle Erinnerungen an ihre früheren Bergweiden wieder in ihnen wach zu werden; sie schlagen aus, thun völlig ungeberdig, rennen umher und durchbrechen in ihrer Raserei die Zäune. Ueberhaupt äußert das Vieh, welches auf den Alpen groß gezogen wurde, im Frühjahr ein sehnenndes Verlangen nach den Bergen; es ist unstät im Weiden, wählerisch im Fressen und beruhiget sich nicht eher, bis der ihm innewohnende Naturtrieb nach dem Hochgebirge befriedigt wird.

Die Leitkuh ist das schönste Thier des Sennthums, und weil sie von allen Kühen am Weitesten, also gleichsam an der Spitze derselben geht, wird sie die „Heer-Kuh“ genannt und trägt eine Glocke. Begegnet es nun, daß ein solches Thier, das in seinen früheren Verhältnissen den Vorzug genoß, Führerin der Schaar zu sein, durch Kauf zu einer anderen Heerde kommt und soll sich hier der Prinzipalität einer anderen Leitkuh unterordnen, so entsteht nicht selten ein Kampf auf Tod und Leben. Die pensionirte Leitkuh greift die im Besitz der Glocke sich befindende Vorgesetzte an, und zwar mit einer Entschlossenheit und mit einer Wuth, daß die intervenirenden Hirten oft große Mühe haben, die Kämpferinnen auseinander zu bringen. Weil sie um den Vorrang ringt, wird sie deshalb in der Sennensprache auch „d' Ringgeri“ genannt. — Ganz ähnlich verhält es sich mit den Zuchstieren der Heerden. Einsichtige und aufmerksame Hirten verhalten es, daß zwei Sennten, deren jedes einen „Pfarr“ (Zuchstier) hat, auf unmittelbar aneinander stoßende Weiden getrieben werden; kein Graben und Zaun, selbst keine Schlucht würde die eifersüchtig aufeinander werdenden „Muni“ von einem Zweikampfe abhalten, der in der Regel mit einem Verluste endet. So war's im Sommer 1856 der Fall, daß auf den Almend-Weiden der Gemeinde Tamins (Vorder-

Rheinthäl, Graubünden) zwei Heerden auf dieselben getrieben wurden und durch die Sorglosigkeit der Gaumer sich so näherten, daß die beiden gehorneten Großherren einander ansichtig wurden. Unter tiefem Gebrüll, mit zum Angriff gesenkten Häuptern stürzten sie aufeinander los und der Stierkampf begann. Lautlos, erwartungsvoll sahen die Heerden beider Parteien zu. Die herbeigeeilten Hirten wagten es nicht, sich zwischen die wüthenden Thiere zu werfen, und das schöne aber kostbare Schauspiel endete damit, daß nicht nur der Besiegte in den Abgrund stürzte, sondern auch der Sieger im wichtigen Anlauf sich nicht zu halten vermochte und seinem Feinde folgte. —

So entschiedene Abneigung der Senn gegen Reinlichkeit und Akkuratess in seinem alpinen Hauswesen hat, so sehr besorgt ist er dennoch um das Gelingen seines Manufaktes, seines Milchproduktes. Ihm widmet er die größte Sorgfalt und Pflege, und wie der große Neben-Kultivateur und Wein-Produzent den Kenner mit Wohlbehagen in seinen unterirdischen Räumen zwischen den Fässer-Alleen herumführt, so weiß sich der tüchtige Senn etwas auf seine Käse-Speicher einzubilden. Die Anerkennung, ein perfekter „Chäser“ zu sein, ist (wer sollte es glauben!) sogar von Einfluß bei Liebesverhältnissen; „s' Maitli“ vermag's nicht zu ertragen, wenn ihr Bub nicht als ein perfekter Senn gilt, und manche „Bröggleri“ (d. h. Stolz) hat darum ihrem Liebesbewerber einen Korb gegeben, wenn er sonst schon wacker Batsen besaß. Es kann nicht auffallen, wenn man bedenkt, daß Käse für das getreidearme Gebirgsland ein wesentlicher Bestandtheil der täglichen Nahrung ist, und daß man die gesammten Milchprodukte des ganzen Alpenlandes, einschließlich Selbstverbrauch und Ausfuhr, jährlich auf mehr als hundert Millionen Franken schätzt. Denn was die Schweiz allein an dem allenthalben so beliebten Schweizer-Käse versendet, erreicht die Höhe von mindestens acht Millionen Franken.

Nicht die Sehnsucht zur Thalheimath, nicht der Mangel an Futter nöthigen den Sennen zum Rückzug von Staffel zu Staffel; es giebt viele Alpen, die nicht eigentlich „abgeweidet“ sind, wenn die Heerde sie verläßt. Das Eintreten kälterer Nächte in diesen Höhen ist's, was ihn erfahrungsgemäß vertreibt; darum kommt's

vor, daß in milden Jahrgängen ausnahmsweise der Senn einige Wochen länger auf Alp bleibt, als es sonst üblich ist. Herbstlelet es nun entschieden, kandiren die Nachtfroste mit ihren Reisen Blatt und Halm, entfärben sich die Laubkronen und zieht der Wald sein buntscheckiges Kleid an, dann mahnt's den Hirten, die „Alp zu entladen.“ Vor seiner Hütte zündet er am Vorabend der „Abfahrt“ ein lustiges, weit ins Thalgelände hinableuchtendes Feuer an, das uralte Flammenzeichen der Gebirgsvölker, durch das sie in ihren Freiheitskämpfen korrespondirten, und überlaut jauchzend rollt er die glühenden Klöße über die Felsenhänge hinab, daß die Funken zerfliegend die Lüfte durchheilen. Das Thalvolf sieht's und lauscht, und freut sich der Heimkehr der Heerden.

Hin ist die Poesie des Hirtenlebens fürs laufende Jahr, und im Besitz des errungenen Gewinnes, im Andenken an die Freuden der Alpzeit zieht der Senn hinab und zehrt an der Erinnerung in der tief eingeschnittenen Winterhütte des Thales im Hoffen auf die Wiederkehr des Frühlings.

Das Alphorn.

Zu Straßburg auf der Schanz, da ging mein Trauern an:
Das Alphorn hört ich drüben wohl anstimmen,
Ins Vaterland mußt ich hinüber schwimmen,
Das ging nicht an.

(Altes Volkslied.)

In den Rahmen eines idyllischen Bildes aus dem Hochgebirge gehört das Alphorn, — ein Instrument, das so wenig zu den musikalischen gezählt wird und doch so große Wirkungen und eigenthümliche Stimmungen hervorruft, — freilich auch nur in seiner ursprünglichen Heimath. Es gehören die gigantischen Felsenstirnen dazu ob engen Thälern, mit ihrem bezaubernden Echo, die frische, reine Luft und deren geschlossene Strömungen, um die eigenthümliche Tonsärbung zu erzeugen, wie sie kein anderes musikalisches Instrument besitzt, und die hier so mächtig ergreift und entzückt.

Dieses Hirten-Horn mit seinen gewaltigen und doch wieder so zarten, sehnsuchtsvolles Heimweh erregenden Tönen repräsentirt den Instrumentenbau in seiner frühesten Kindheit. Es ist aus zwei Theilen zusammengesetzt; das obere bildet eine junge Tanne von ungefähr 5 Fuß Länge, welche nach dem unteren Ende hin breiter ausläuft und gewöhnlich mit einem Eisen hohl ausgebrannt oder auch ausgebohrt wird. Das untere Theil besteht aus einem zweiten Stück Tannenholz, das gekrümmt und becherartig erweitert ist, und

eine Länge von etwa $1\frac{1}{2}$ Fuß einnimmt. Das ist der ganze äußere Bau.

Der allgemeine Charakter des Alphorntones kommt dem einer, etwas gedämpften, großen Trompete am nächsten, läßt aber keinen speziellen Vergleich zu mit den bestehenden Instrumenten. Von der erwähnten Trompete besitzt das Alphorn den Metallton — und als Holzinstrument die Weichheit und Fülle einer guten Klarinette. Durch seine Länge dagegen gewinnt es die Klangstärke einer Orgelstimme, — ein Gemisch von Metallklang und Holztoncharakter, eigenthümlich, wie das ganze Instrument selber.

Die Wirkungen des Alphorntones hängen dagegen von einer Menge äußerer Umstände, ja selbst von Zufälligkeiten ab. In unmittelbarer Nähe gehört, klingt das Alphorn rauh, unangenehm, mehr mit einem heiseren Gestoß als mit einem klangvollen Tone zu vergleichen. Schon in einiger Entfernung vermindert sich diese Rauheit (zu welcher auch die bedeutende Lungen-Anstrengung des Bläfers viel beitragen mag) und der Ton zieht klangvoll, weich, fein und zart fibrilirend über die Thäler dahin, sich mächtig ausbreitend, je weiter die Luft den Ton trägt. Bei heiterem Himmel, überhaupt bei reiner Luft, klingt der Ton hell, markirt, scharf, glänzend und ähnet hier in seinem Klangcharakter am Meisten der Trompete. An gewitterschwülen Tagen oder sonst bei bedecktem Himmel nimmt der Ton des Alphornes einen düster gefärbten Charakter an, sehnsuchtsvoll, klagend, — jenen Ton, der schmerzlich in uns nachklingt, wehmüthige Stimmungen in uns wachruft, und dem wir doch nicht entfliehen können, — denn er zaubert und bannet unsere Seele, entzückt und berauscht unsere Sinne. Eine besondere Merkwürdigkeit in der hohen Gebirgswelt findet sich bezüglich unseres Instruments darin, daß gewisse Felsenwände und darunter liegende Thäler oder bewaldete Felsenpartieen den Klang des Alphornes ganz eigenthümlich umgeschaffen wiedergeben. Leider hat bis jetzt die Physik in Bezug auf Akustik die Resonanz der Gebirgswände für den Ton, die Verschiedenheit des Tones gegen diese oder jene Felsenwand, oder einer mit Felsenwänden abgeschlossenen, Echo erzeugenden Gegend — noch nicht so genau in den Kreis ihrer Studien gezogen, daß sich Gesetze aufstellen ließen

wie im Bereiche der musikalischen Instrumente und ihrer akustischen Wirkungen.

Die Weise des Alphornes, das seine jungfräuliche Reinheit bewahrte und noch nicht zum konzertirenden Instrumente emporgeschraubt wurde, ist eine kleine, fanfarenartige Melodie von wenig Tacten und variirt je nach der Laune, Fertigkeit oder „Phantasie“ des Bläfers. Immerhin aber ist sie rhythmisch, und zwar streng-rhythmisch, sogar herb, zerhackt zu nennen. Da das Alphorn nur für die großartigen Raumverhältnisse der Gebirgswelt geschaffen ist, so liegt auch sein Zweck nahe und schließt damit jede größere, melodisch = ausgeführte Weise fast von selbst aus; das Echo ist sein Ziel. Diese wenigen Tacte mit dem in der Regel etwas länger und kräftiger gehaltenen Schlußtone sind hinreichend, ein prachtvolles „Natur-Konzertstück“ mittelst des Echos zu erzeugen. Die Weise oder die Melodiefigur selbst ist so kurz, daß zwischen ihr und dem Widerhall eine merkliche Pause liegt, so daß das Echo dieselbe unverwischet und ungestört zu uns herübertragen kann. Gewöhnlich wählen die „Alphornkünstler“, die sich in der Regel für die unermüdlche Bereitwilligkeit und modulirende Virtuosität des Echos mit einer Kleinigkeit honoriren lassen, solche Standpunkte, welche eine mehrmalige Repetition des Echos veranlassen. Wie diese widerhallenden Felsenstimmen selber auftreten, ist sehr verschieden. Man hört deren, die drei- bis viermal rückkehrend immer voller und muthiger anschwellen, also im *crescendo* sich wiederholen, gleichsam als ob der Ton, an die Granitwände anschlagend, von deren festem, körnigem Wesen gekräftiget, etwas annehme; — dann wieder, an anderen Orten, jauchzt das erste Echo hell und lebendig in reiner, freudiger Fülle wie ein wahres urchiges Alpenkind, ermattet dann aber von Stufe zu Stufe, und klingt die folgenden Repetitionen in elegisch = aushallenden, weit, weit in die Berge hinein verfliegenden Reminiscenzen nach, wie der vergeistigende Aushauch einer schönen Seele; — und wieder umgekehrt giebt es dann auch solche, die fast mit Ehen, mit mädchenhaft verschämtem Zögern beim ersten Male antworten, dann Muth fassen, sich aufraffen und laut und bestimmt hervortreten, sofort aber wieder erschreckend zusammenfahren, verwirrt durcheinander murmelnd unverständlich

werden und fast bedeutungslos auslaufen. Genug, eben so mannigfaltig wie der plastische Bau der Alpen und ihrer Felsenfirnen und die verschiedene Entfernung der Berge ist, welche die Resonanzflächen abgeben, eben so variirend sind die akustischen Resultate in ihrer mehr oder minder raschen Auseinanderfolge und in der Fülle und Kraft ihres Tones. Wenige Schritte rechts oder links, auf- oder abwärts des vorher eingenommenen Standpunktes verändern oft auffallend den Gegenschall-Effekt. Könnte man die Schwingungswellen, welche den Ton durch die Lüfte tragen, sehen und fixiren, es würden neue wunderbare Räthsel sich darbieten, welche zu lösen einen Aufwand von Untersuchungen veranlassen müßten. So aber müssen wir uns einfach mit den gegebenen, unentschleierte Resultaten begnügen, die so zauberhaft-schöne Wirkungen hervorbringen. Nun aber sind die steigende und fallende Tonstärke und die so abweichenden Intervalle innerhalb jeder Echo-Repetition nicht die einzigen Probleme, die dem lauschenden und denkenden Hörer sich aufdrängen, — es zeigen sich noch ganz andere Geheimnisse aus dem Gebiete der Tonerzeugung. Die Weise wird hinübergetragen an die Schallwand und kommt das erste Mal in gleicher Tonhöhe zurück, rein, scharf markirt wie das Original; das zweite Echo ist jedoch schon um fast einen Viertelton gesunken, hat die rhythmische Lebendigkeit verloren, klingt matt, etwas langsamer, schier hinsterbend. Welcher Umstand, welches unbekannte Luft-Medium, welches Resonanz-Geheimniß transponirt die Reproduktion des ersten so reinen, markigen Echos? Wir haben das Echo unterhalb des Faulhornes beobachtet, wohl zwanzigmal wiederholen lassen und immer dasselbe Sinken des Tones bei dem zweiten Echo und die gleiche, langsame Bewegung, ein fast synkoptisches Hinziehen der Melodie zurückverhalten. Die verminderten Schwingungen durch die große Entfernung erklären wohl einzig das Sinken und allmähliche Hinsterven des Tones. Ein anderes, wieder abweichendes Beispiel giebt das Echo des Alphornbläfers auf Alpiegeln gegen die Böstiglen-Läger zu, wenn man von Grindelwald gegen die Wengern-Scheidegg (im Berner Oberlande) aufsteigt. Dort scheint der Strammenwald die ganze Tonsumme der Alphorn-Melodie aufzufangen und in seinen Tannenhallen tausendfach-reflektirend zu vermengen; denn das Echo lehrt, wie die

rollenden Orgelklang-Massen aus dem majestätischen Gewölbe eines Münsters, in mächtig-ergreifenden, großen, vollen Wogen, rund ineinander verfloßen, zurück, ein gewaltiger, erschütternder Hymnus, den Alpenom durchfluthend.

Am Genußreichsten ist des Alphornes Zaubererschall, wenn er dem Wanderer unerwartet entgegenklingt. Wir stiegen eines schönen Sommermorgens aus dem Lauterbrunnen-Thale gegen die Hütten und Speicher des Weigenberges, auf steilem Pfade, durch uralte Tannen mit langzottigen Aesten empor. Rechts drüben strahlte die herrliche Jungfrau, die hohe stille Königin des Alpenreiches, in unvergleichlicher Pracht und Klarheit; von der Höhe und aus dem Thalgrunde herauf tönte das melodische Glockengeläute der Heerden. Da drang an unser Ohr ein langgehaltener Ton von den Felsenwänden der Jungfrau herüber. „Ein Alphorn!“ rief freudig überrascht Einer dem Andern zu, und Alle standen still, in vollen Zügen genießend, was selbst eine Beethoven'sche Symphonie nicht zu bieten vermag. Der Hirt begann seine Künste, und wir lauschten athemlos den sympathie-entzündenden Tönen, die aus den Gletschern der Jungfrau herüber zu wehen schienen; den Bläser vermutheten wir in einer Entfernung von mindestens einer halben Stunde, und beeilten uns, denselben aufzusuchen. Wie groß aber war unser Erstaunen, als wir, um eine Waldecke biegend, den Alphornisten, links ab dem Wege, ganz in unserer Nähe erblickten, — ihn, den wir weit entfernt geglaubt, und dessen Felsen-Zodler jetzt breit und derb ertönten.

Man hat auch schon versucht, Alphörner zu stimmen, um mit ihnen Quartetten oder auch nur zweistimmig zu blasen. Der Versuch scheint nicht gelungen zu sein, da sich auf unseren Bergtouren immer nur „Solokünstler“ produzierten. Dagegen haben Alphornbläser sich schon das Vergnügen gemacht, von entfernten, einander gegenüberliegenden Alpen zu korrespondiren, was bei der Verschiedenheit der Höhe oder Tiefe des Tones und den auftauchenden Echos eine unbeschreiblich schöne Wirkung hervorbrachte.

In früheren Zeiten war der Gebrauch des Alphornes allgemeiner; mit dem Eindringen neuer Lebensformen in die stillen Alpenthäler, mit dem allmäligen Verschwinden der alten volks-

thümlichen Gebräuche und Trachten, verschwand auch das Alphorn. Früher, als der Kuhreigen noch allgemein in den Bergen existirte, wurde dieser Hespeler-Sang mit dem Alphorne begleitet, oder sogar die Melodie desselben allein auf dem Alphorne geblasen; auch dieser Gebrauch ist geschwunden. Im vierzehnten Jahrhunderte diente es den muthigen und mannhaften Entlibuchern und Unterwaldnern als Signalhorn, um aus weiter Ferne den anrückenden Feind zu verkünden, — und heutiges Tages werden ihm mit Dual einige Töne abgerungen, um — ein Trinkgeld einzuziehen. Andere Zeiten, andere Sitten.

Der Geißbub.

Zußeß, der Geißbueb bi — n — i ja!

Mys Hörnli u mys Geißle da

Thüe mir no nit verleide.

Im Täschli ha — n — i Chäs u Brod;

Mys Haar ist chruus u d' Backe roth,

u d's Herz voll Lust und Freude.

Jungi, Alti,

Melchi, Galti,

Grosi, Chleini,

Hübschi, G'meini

Führe — n — ig uf Berg und Weid.

G. 3. Ruhn.

Der Geißbub ist ein Attribut der Gebirgswelt wie der Laimdonner und das Alpenglühen, wie der Gemsjäger und das fliehende, pfeisende Murmelthier. Er ist ein Schmuck der Berge, ein jovial die hohen Felsenwüsten belebendes Element. Wohin kein Senn die schweren Thiere treiben darf, weil Weg und Steg verschwinden und die Kräuterdecke nur wie zerzauste Flocken am verwitternden Gesteine hängt, da klettert der braune, fröhliche Knabe mit der meckernden Ziegenschaar hinauf und träumt sich größer und reicher und seliger als Ordens-Komthure und Kapital-Regenten.

Und doch ist's gewöhnlich der ärmste Bube des Dorfes, oft vaterlos oder ganz verwaist, der nicht die Jugendfreude anderer Kinder kennen lernte, nicht am elterlichen Herde Schutz und Nahrung und Frieden fand. Damit er nicht der Gemeinde zur Last falle und früh sein Brod verdienen lerne, wies ihn die Vormundschaft hinaus in die Einöde des Gebirges, wo sonst keines Menschen

Fuß weilt. Dort ist sein Aufenthalt vom beginnenden Frühling bis spät hinaus ins Jahr; dort zieht Mutter Natur an ihrem Busen ihn groß und tränkt ihn mit reinem Aether, und macht ihn groß und stark zum gefährlichen Beruf, den er spielend und mit Freude erfüllt. Aber er liebt sie auch, die nährenden Mutter, und der wie ein wildes Reis aufgeschossene, halb verwilderte Knabe schwelgt in Genüssen, die wir bedürfnißvollen Thalmenischen kaum zu ahnen vermögen.

Der Bergbauer theilt die große, reiche Tafel, welche die Alpen seinem Viehstande darbieten, nach seiner Convenienz, nach der Möglichkeit: den größten Nutzen aus den Weideplätzen zu ziehen, in verschiedene Klassen ein. Was drunten in der Nähe der menschlichen Wohnungen und in den „Bordenen Bergglütern“ liegt, das schneidet die Sense für die winterlichen Vorrathskammern, für die aromatischen Heustöcke ab. Weiter hinauf, was sanft geneigt als flächenhafte Halde oder Hochmulde sich ausdehnt, ist zu Ruhalpen „gerechtsamt und verbrieft“ und wird nach den verschiedenen Stajeln mit einer bestimmten Anzahl Vieh „bestoßen“ und „abgeäht“. Was darüber hinausliegt, steil und steinig wird, wo nur ganz kurzes Futter wächst, das steht im „Alprobel“ als „Schaafalp“ verzeichnet und wird in Tyrol und Graubünden an die Bergamascher Hirten verpachtet oder, in anderen Gegenden, sonst vom „Schäfler“ abgeweidet. Und jene Parzellen endlich, die dann noch wilder und zerklüfteter sind, wo nur Legföhren und Alpenrosengesträuch den kleinen Kräuterwuchs überwuchern, — oder die Holzschläge und „Forst-Stocketen“, in denen eine reichfarbig-bllühende Flora prangt, nach der das große Milch-Vieh aber wenig Gellüste zeigt, — diese gehören dem Geißbuben und seiner Heerde an.

Es ist ein ganz anderes, lebensfrischeres, bestimmteres Naturell, das aus solch einem Geißbuben herauschaut, als das träge, verschwommene Element des stumpfschreitenden Schäfers in der norddeutschen Heide, oder des halb-stumpfsinnigen, platt-vegetirenden Dorfschirten in den Agrikultur-Distrikten. Hier ist Elastizität, Festigkeit, Race, — wenn auch noch so roh und naturwüchsig. Durch das tägliche Verweilen in der Wildniß und bei steter Übung werden, diese 12- bis 16jährigen Knaben so vertraut mit allen anwendbaren

Vorthailen im Felsenklettern, daß man eben so wohl über ihre emnente Gewandtheit als naturalistische Gymnastiker, wie über ihre seltene Unerfrockenheit und ihren resoluten Ueberblick, mit welchem sie den rechten Pfad ausspähcn, erstaunt. Da, wo man wähnt, es könne kaum eine Maus auf dem schmalen Felsenkarnies vorüber-schlüpfen, geschweige denn eines Menschen Fuß Raum für Tritte finden, späh't der Geißer Wege für sich und seine Ziegen aus. Pfeisend und johlend kriecht er wie eine Katze an den Abhängen herum, denn er hat ein Kletterbedürfnis in den Gliedern, das ihn nicht ruhen läßt. Schwindel ist ein Ding, das nicht in seinem Begriffs-Vokabularium steht.

Und adlerartig-scharf bildet das Auge sich aus, eine Kräftigung der Sehorgane, die ans Märchenhafte gränzt. So ein Bube zeigt uns auf, stundenweit entfernten Höhepunkten Gernsen, beschreibt ihre Bewegungen und spezialisirt das Terrain nach seinen kleinsten Formverhältnissen, wo der Ungeübte nur eine große, unbelebte Gesamtmasse erblickt. Aus solchen Buben werden dann in der Regel auch die verwegensten Wildheuer, die furchtlosesten und leidenschaftlichsten Gernsenjäger. Ich habe Geißbuben gesehen, die den Ernst eines in der Schule des Lebens gestählten Mannes hatten; unter der braunen, verwitterten Wildheit des Antlitzes schaute etwas von der kalten Energie jener Marmorgesichter hervor, welche die Helden alter Zeiten auszeichnete. O! Exemplare solcher Jungen giebt's, die, wenn sie auf einem in der Weide liegenden Felsenbrocken stehen, trotz der zerlumpten Lodenhose und dem formlosen, alten Filzdeckel etwas Diktatorisches in ihrem ganzen Wesen haben; in dem ruhig beobachtenden Blicke, in den jugendlich-entschlossenen Mienen des verbrannten Gesichts, in der dreisten, ungezwungenen Haltung liegt das ausgeprägte Bewußtsein: „Hier bin ich Herr!“ — Und er ist's in vollstem Maße, er ist Alleinherrscher in dem von ihm betriebenen Gebiete. Gehen wir hinauf auf die Hochalpe in die Steinriesete oder in die Gocht, wo der Geißer haust! Er, der vorhin, als er uns von ferne sah, uns mit einem elektrischen, „Suchzger“, wie man ihn weit und breit in den Bergen nicht mehr hört, bewillkommnete, hält uns nun, wo wir ihm näher kommen, keines Grußes werth. Redt schaut er uns ins Gesicht, als ob er fragen wollte: „Und nun?“

Es liegt etwas Herausforderndes in dem messenden Blicke, und dabei spielt ein verschlagenes Lächeln, wie fernes Wetterleuchten, um die Mundwinkel. Nun gut! grüßen wir ihn zuerst und richten wir irgend eine Frage an ihn. Die seinem Ohre fremden Laute müssen ihm unendlich komisch klingen, denn das Lächeln nimmt einen leicht-höhnenden Ausdruck an; es zuckt über die Stirn, als ob er sagen möchte: „Ach! Ihr Mode-Männli, was wollt auch Ihr da in meinem Revier?“ Nöthigen wir ihn endlich zu einer Antwort, so fragt es sich noch sehr, ob's nicht eine ziemlich abweisende, wenn nicht gar trotzigte ist. Er betrachtet es eben als absolut überflüssiges Unternehmen, da in die Wildniß zu ihm herauf zu steigen, und man darf es solchen in dieser Einöde aufgewachsenen, fern von allem geselligen Umgange abgeschnittenen, unnatürlich-entwickelten Knaben nicht verübeln, wenn Mißtrauen gegen fremde Leute in ihm wohnt. Eine Ausnahme davon machen die Appenzeller Buben; das Bedürfniß, in einem derben, ungesuchten Witze ihren Anschauungen und plötzlichen Launen Luft zu machen, der im ganzen Volke tiefwurzelnde Hang zur Spöttelei tritt bei diesen Buben schon drastisch zu Tage, und es bedarf eines recht gemüthlichen, durchaus nicht empfindlichen Eingehens auf den angeschlagenen Ton, um sie zu einiger Vertraulichkeit zu bewegen. Hat man dies Ziel erreicht, dann ist solch ein Knabe aber mitunter auch ein wahrer Goldkerl voll frischer, urwüchsiger Gedanken.

Aber auch den Gefahren gegenüber sind solche Buben völlig Herren ihres Reviers; von der Vermessenheit ihres Muthes, von ihrer spannsfrischen, nervigen Schlagbereitschaft, von ihrer momentanen Entschlossenheit macht man sich kaum einen Begriff. Sie sind gleichsam auf der Mensur großgewachsen, haben von Jugend auf den feindlichen Elementen trogen lernen, und darum überrascht sie auch durchaus nichts. Wehe dem Räuber, der ein Heerbestück anzugreifen wagt, — er hat's mit einem hartnäckigen, besonnenen und entschlossenen Kämpfer zu thun. Am Meisten haben's die Buben auf die großen Raubvögel abgesehen; wissen sie das Nest eines solchen, so ist's um die junge Brut geschehen. Beispiele von den frechsten Wägestücken, um Nester von Stoßvögeln auszunehmen, giebt's in den Alpen allenthalben.

Nicht mindere Besonnenheit, Muth, Ausdauer und Gewandtheit entwickeln die Geißbuben, wenn eines ihrer Thiere sich versüßigen oder „verjuckt“ hat, d. h. durch einen Sprung auf einen Felsensatz gekommen ist, von dem es weder vor noch zurück kann. Denn wo nur irgend eine grüne Stelle lockt, klettern die Ziegen wie die Schaafe hin, erblicken dann von der Höhe unter sich abermals neue Rasenbänder und springen von Absatz zu Absatz, oft klastert hoch, hinab, bis sie nicht weiter können. Da wird es dann Aufgabe des hütenden Knaben, das gefangene Thier zu lösen.

Im Hochgebirge bleiben die Schaafe oft Monate lang sich selbst überlassen und nagen die sporadisch an den Felsen hangenden Rasenstellen ab. Es genügt dann, daß der Eigenthümer vom Thal oder von seiner Hütte aus (wo er mit dem Großvieh weilt) täglich einmal durchs Fernrohr seine Schaafe beobachtet und überzählt. Entdeckt er nun, daß sich einige derselben versüßigen haben, so steigt er auf die Höhe des Gebirges, von der aus er glaubt, senkrecht von oben herab den Schaaften beikommen zu können. Der Entschlossene, meist ein Bube unserer Schilderung, wird dann am Seil hinabgelassen. Da begegnet's denn, daß die Thiere, schon gemacht durch die von oben herniedererschwebende Erscheinung, diese wahrscheinlich für einen Raubvogel halten, sich zu flüchten suchen und sämmtlich in den Abgrund stürzen. Dann aber kommt's auch wieder vor, daß man die genaue Richtung verfehlt hat, und der Bube noch über manches Rasenband, oder längs glatter Felsenwände, an denen er fast nur wie eine Schwalbe klebend sich zu halten vermag, weiter klettern muß. Hat er dann wirklich die Thiere erreicht, dann kommt erst das eigentlich Lebensgefährliche der Aufgabe. Auf schmaler Felsenkante muß er das Thier ergreifen, nach sich ziehen oder Angesichts des oft schaurigen Abgrundes das Thier sich über den Kopf heben und, so belastet, nur mit einer freien Hand zum Anklammern, den Rückweg antreten, bis er das Seil erreicht, an den dann das wiedergewonnene Heerdenhaupt gebunden und emporgezogen wird. Dieses Manöver setzen solche Buben drei-, vier- und mehrmal fort, bis sie ihren Zweck erreicht haben. Sie sind durch nichts abzuschrecken, und es ist oft vielleicht weniger der eigentliche Werth, um den es sich handelt, als das eigenwillige, starrköpfige Durchsetzen eines einmal gefaßten Entschlusses. —

Und dann der Lohn aller dieser Gefahren, Entbehrungen und Widerwärtigkeiten? — Betrachten wir die Lebensweise dieser originellen Halbwilden im Kulturlande ein wenig näher. Der Geißer treibt gewöhnlich Morgens sehr früh vom Thal aus eine große Menge Milchgeißen ins Gebirge hinauf. Er hat sein näschiges, neugieriges, überallhin exkursirendes Hornvöcklein gut in Ordnung und kommt mit demselben viel rascher in die Höhe hinauf, als man glauben sollte; ehe die Sonne nur einigermaßen hoch steht, ist er schon mehrere Stunden weit von seinem Dorfe. Dort überläßt er die Heerde ihrem bon plaisir, legt an einem ihm bequemen Plage sich nieder und verträumt im Ideenkreise seiner Geißbubenphilosophie den Tag. Hat er Hunger, so muß ein Stück hartes, trockenes Gerstebrodt und etwas Käse ihm zur Sättigung dienen, — hat er Durst, so zieht er die erste beste Ziege herbei, legt sich unter ihre Euter und melkt in den Mund hinein, daß es schäumt. Rückt dann der hohe Mittag heran, der mit sengender Gluth die Felsenwände erhitzt, dann sucht der Knabe für sich und seine Heerde ein schattiges Plätzchen, wo alle zusammen Siesta halten. So auch für einbrechende Hochgewitter hat er Höhlen oder Felsenbuchten, in die er sich flüchtet. Ist's aber ein kalter, regnerischer Sommer, dann hat der arme barfußlaufende Tropf höchstens einen alten Sack über die Schultern zum Schutz gegen die Nässe. Dessenungeachtet ist er fröhlich und scheint die Unbilden der Witterung wenig zu fühlen. Abends treibt er heim, hat seinen Hut mit Alpenblumen geschmückt und kehrt so frisch und kräftig ins Dorf zurück, als er am Morgen auszog. So geht's vom frühen Frühjahr bis in den Spätherbst. Und als baaren Lohn erhält er fürs Stück jährlich zwei bis drei Batzen. Es gehört eben Geißbubenstoffs zu solch einem Menschen.

So wenig beneidenswerth das Loos eines alpinen Geißbuben auch erscheinen mag, so ist's dennoch ein gemächliches und freundliches gegenüber dem von manchem Schaafhirten in den Alpen. Wir meinen hierbei nicht die Bergamasker Schäfer, die auch außerordentlich frugal leben und sich nicht getrauen, von ihren selbst produzierten Käsen zu essen; sondern jene in einer freiwilligen Verbannung den Sommer verlebenden Schaafhirten, wie am Jäsenberg unterm Eiger und ähnliche. Der Jäsenberg liegt in der Tiefe des

unteren Grindelwaldgletschers, gegenüber von den Schreckhörnern, und ist rings vom Eis umgeben. Hier wirthschaften zwei Hirten mit einem Buben, mehreren Hundert Schaafen und einigen Ziegen. Die eine ihrer Sennhütten ist unter einem Granitblock ausgegraben, und die andere schmiegt sich an diese, aus roh übereinander gelegten Gneissketten errichtet, an. Die Gemüthsamkeit dieser Hirten übersteigt alle Begriffe. Zwei kleine Kübel und eine Pfanne sind die ganzen Geräthschaften des einen Hirten. Der andere, welcher kleine Schaafkäse bereitet, hat ein paar Stückchen Hausrath mehr, Alles aber in urthümlichster Einfachheit. Das Holz muß mehr als zwei Stunden weit übers Eismeer heraufgetragen werden; nichtsdestoweniger gehen sie mit ihrem Vischen künstlicher Wärme sehr verschwenderisch um und stopfen nicht einmal die Kissen zwischen den Steinen mit Moos oder Heu aus, um die Wärme zusammenzuhalten. Alles Denken, alles Weiterstreben scheint hier aufzuhören, und über die vorzeitlichen Einrichtungen hinaus wird Neuerungen kein Zutritt gestattet. Vom fröhlichen Leben, das auf anderen Alpen herrscht, ist hier nicht die mindeste Spur. Die Sprache scheint den Leuten eingefroren zu sein; ihr ganzes Wesen ist so frostig und kalt wie die wilde, große Eisanatur, welche sie umgiebt. Kein Mensch kommt zu ihnen hierher, und begegnet's, daß einmal Touristen über die Strahlegg kommen, die sie von ferne sehen, so ist's ein Ereigniß in dieser gewaltigen Einöde; zu keinem Dorfe kommen sie den ganzen Sommer über hinab, auf keine befreundete Alp können sie zum Zeitvertreib gehen, zu keinem theilnehmenden Menschen vermag das Zohlen des Hirtenrufes zu dringen. Unter sich sprechen diese Troglobyten eben so wenig, und nur ein kurz-abgebrochener, gellender Ruf ladet die Ziegen zum dargereichten Salz und zum Melken ein. Die Schaafse aber irren, ohne je die Hütte zu sehen, immer an den Rämmen und Graten umher. Was dann im Spätjahr die Heerde, nachdem sie nach Grindelwald wieder hinabgezogen ist, noch übrig gelassen hat, das weiden endlich die Gemsen noch ab. —

Dies ist eine der Rehrseiten vom Leben in den* freien Alpen.

Der Wildhener.

Und weiter, höher, steiler treibt die Gast,
Der Unmuth fort der Berge trüben Gast
Auf Klippen, wo den Pfad die Furcht verschlingt,
Wohin verzeifelnd nur die Gemse springt.

Lenau.

Droben, auf jenen Felsentöpfen, die vom Thal gesehen für den menschlichen Fuß unerreichbar scheinen; dort, wo die kleinen runden Rasenpolster, eine freundliche, das Auge beruhigende Unterbrechung, an den senkrechten, grauen Fluhwänden hängen und die von der Verwitterung gerissenen Zacken-Linien des todtten Gesteines mildernd überkleiden; — da, wo man höchstens die Horste des Adlers und Lämmergeiers sucht: — dort ist der Ernteplatz für den Wildhener.

Es ist ein armselig Leben, ein mühesam Tageswerk, voller Entbehrungen, gegen Wind und Wetter kämpfend, stets mit einem Fuße auf der Gränzlinie zwischen Leben und Tod schreitend. Denn zu Wildheuplätzen werden lediglich jene schwer nahbaren Grashalden im Hochgebirge, meist über der Waldregion gelegen, also in einer Höhe von 6000 Fuß und darüber, erklärt, die ihrer steilen Böschung halber weder mit Schaafen noch Ziegen, viel weniger mit schwerem Großvieh betrieben werden können, oder zu denen der Ausgang für eine Heerde völlig unpraktikabel ist.

Hierher, wo höchstens der Wagesprung der schwindelfreien Gemse noch Boden findet, anklammernd sich festzuhalten, — hierher wagt

der Mensch sich im Kampfe um seine Existenz, hier sucht er Winterfutter für das, ihn und die Seinen ernährende Stallthier; es giebt Wildheuplätze, wo der erwerbungs-lustige Wagehals den ganzen Tag über die Fußseisen nicht ablegen darf, weil er zu seinem Schutz bei Schritt und Tritt mit den Stachel-Tobeln sich am Boden einbohren muß.

Diese ungeheuerlichen Gegenden, die fast einem Besizthum im Monde gleich zu achten sind, weil ihr Werth erst durch die Tollkühnheit des Wagehalses geschaffen wird, der, um der Aussicht auf einen dürftigen Gewinn halber, sein Leben als Einatz riskirt, — diese kulturunfähigen Wildnisse, sollte man meinen, müßten Gemeingut alles Alpenvolkes, ein und desselben politisch zusammengehörenden Landes sein. O nein. Die Habgier des Menschen und dessen Bestreben, durch Verträge seinen Besitzstand sicher zu stellen, dringt auf Erden so weit, als das Auge zu reichen vermag. Da, wo Gränzsteine und trennende Holzhäge oder tiefeingeschnittene Runsen und Tobel als natürliche Gränzen des Mein und Dein im Gebirge nicht sichtbar scheiden, läuft die Gemeinde-March eines Alpendorfes in idealer Linie über geborstene Felsenzacken und umnachtete Abgründe, über Gletscher und Firnsfelder, durch Wüsteneien, in welche vielleicht noch nie eines Menschen Fuß hindrang.

Aber innerhalb dieser Gemeinde-Gränzen handelt es sich um Aufstellung einer zweiten Linie, welche die guten, für den Weidgang brauchbaren Alpenmatten von den gefährlichen Grashalden oder „Böjenen“ trennt, — und diese steht nicht allenthalben fest. Darum herrscht selbst hier oben, in diesen wildesten Gegenden des Gebirges, der alte, wohl nimmer endende Hader zwischen den Schicksals-Anfipoden „Arm“ und „Reich.“ — Denn der habliche, im Bewußtsein des Besitzes sich führende Bauer, der so glücklich ist ein ganzes Sennthum Vieh zur Sommerung auf die Alpen treiben zu können, der seine Stimme im Gemeinderathe mit Nachdruck erheben darf, weil er zur Geld-Aristokratie des Dorfes zählt, dieser will sich den Vollgenuß seiner Privat- oder Kommunal-Rechte nicht um einen Zoll schmälern lassen und begehrt nach altem Landesbrauch die wachsenden Kräuter zur Weide für sein Vieh, „so weit man mit Kuh und Kalb äßen könne.“ Dies ist freilich sehr

relativ, und es kommt dabei viel auf die Schwere des Viehs, dessen Kletterfähigkeit und auf das Risiko an, welches jedenfalls derjenige übernimmt, der Heerden an Orte treibt, die wenig geeignet für Weideplätze sind. — Der arme Wildheuer dagegen, auf dem der Ernst des Lebens bitter lastet, der mit Todesgefahr schwer nach dem kümmerlichen Erwerbe ringt, der vielleicht kaum ein mageres Zicklein sein Eigenthum nennt, der aber eben so gut anspruchsberechtigter Gemeinds-Genosse ist, wie der vermögliche Sennten-Bauer, findet die Gränze für den Anfang seiner Sichelthätigkeit zum Abmähen des den Armen gehörenden Wildheues schon einige Hundert Fuß tiefer in den Alpen. Darum stehen die Ansprüche der Besitzenden und die der Besitzlosen in denjenigen Gegenden immer auf der Mensur, wo nicht durch endgültigen Gemeinde-Beschluß allen Interpretationen ein= für allemal vorgebeugt wurde.

Der Wildheuer übt seinen halsbrechenden Beruf begreiflich nur während weniger Wochen im Jahre aus, gemeiniglich in den Monaten August und September; die übrige Zeit hindurch ist er Kleinbauer, Tagelöhner, im Herbst vielleicht Gensenjäger, im Winter Weber, Holzschnitzler, Dorf-Handwerker oder Walдарbeiter. Entweder durch Gemeinde-Beschluß oder durch das Gesetz ein= für allemal wird der Tag festgesetzt, von welchem an das Wildheuet erlaubt ist. Aus einer Haushaltung darf in der Regel nicht mehr als ein Mann gehen.

Um Mitternacht vor der Eröffnungsfrist zieht der Wildheuer aus; mit Tagesanbruch will er schon auf jener „Plangge“ sein, die er sich als Ernteplatz auserwählt hat. Freudigen Muthes nimmt er Abschied von seinem „Heimet“, von Weib und Kind, — vielleicht für ewig, — auf Nimmerwiedersehen. Die Sense, der Bergstock, die Fußeißen, ein Garn oder Tuch, um das zu gewinnende kurze Heu darin zu den „Wild-Gaden“ zu tragen, und ein Säcklein mit Lebensmitteln bilden die ganze fahrende Habe des armen Mannes. Mitunter folgt ihm eine Ziege als getreue Genossin und milchspendende Quelle in seine Einsamkeit. So geht's durch die Nacht fort, bergauf. Wie es dämmert, „juheit“ er mit schmetternder Stimme in die schweigende Felsenwelt hinein, an welcher er auf schmaletem Pfade emporklimmt. Weich modulirend wirft das Echo

den dargebrachten Morgengruß zurück, und von verschiedenen Seiten, von nah und fern, antworten die Stimmen anderer Kameraden, die auf gleicher Bergfahrt begriffen sind. Es geschieht aus Ungeduld und Besorgniß, um auszukundschaften, ob ihm nicht ein Anderer zuvorgekommen sei. Denn zu Schutz und Trutz muß der Wildheuer gerüstet sein, nicht nur gegen die Unwirthlichkeit der Gebirgsnatur, sondern auch gegen seinesgleichen, gegen den Konkurrenten seines Erwerbes, der ihm vielleicht den Platz streitig machen will. Da hat's schon blutige Kämpfe gesetzt, dicht am Abgrunde, da wo jeder unbewachte Tritt über die Schwelle zur Ewigkeit führen kann.

Das Heuen ist aber, außer den genannten, noch von anderen Fährlichkeiten bedroht. Schon mancher Wildheuer wurde von herabstürzenden Steinen erschlagen, die von höher gelegenen Felsenwänden abbröckelten; andere ereilte der Tod, wenn sie die vom schweren Gewitterregen urplötzlich hochangeswellten Runsen durchwateten wollten, ausglitten und vom jagenden Wildwasser fortgerissen wurden. Oder jäher Schneefall, der auf Höhen von 6000 Fuß und darüber im Hochsommer keine seltene Erscheinung ist, überdeckt und verkittet die schmalen Felsenbänder binnen wenig Minuten dermaßen, daß über dieselben hinabzusteigen fast unmöglich wird. Und solche Quergurte sind an den vertikal-aufstrebenden Riesenkörpern der Berge meist die einzigen natürlichen Zugänge, deren der Wildheuer sich bedienen kann, um zu seinen „Flusssägen“ oder „Bergbetten“ zu gelangen.

Je wärmer und beständiger die Witterung im August und September ist, desto reichlicher fällt auch die Bergheu-Ernte aus, und ineinandergerechnet vermag jeder Mann täglich wohl einen Zentner einzubringen. Er verdient damit etwa einen Tagelohn von 3 bis 4 Franken. Tritt aber stürmisches Wetter ein, weht der in der Höhe oft wildbrausende Wind das geschnittene Kammen über die Wand hinab, dasselbe weit umher zerstreuend, oder schwimmen brausende Regengüsse dasselbe fort, dann ist freilich viel Gefahr und mühevoller Arbeit umsonst gewesen. Denn das Wildheu besteht größtentheils aus zarten, dünnstengeligen Kräutern und Gräsern von ungemein zierlichem Wuchse, eine wahre Pilipu-

taner-Vegetation gegenüber dem halmenreichen, hochgeschossenen, breitblättrigen „Feistheu“ der Thalwiesen.

Ist das Heu je vom einen zum anderen Tage glücklich gebörret, so gilt's, dasselbe an einem tiefliegenden, besser zugänglichen Platze zu sammeln. Dieser Theil der Arbeit ist nicht minder beschwerlich und gefahrvoll, als der des Abmähens selbst. Wenn die Felsenwand, ob welcher der Heuplatz liegt, nicht zu hoch oder zerklüftet ist, dann wirft der Wildheuer die in grobe Leintücher oder Netze zusammengepackten „Burdenen“ einfach hinab, steigt unbelastet hinterher und befördert Alles an den Ort seiner Bestimmung. Ist aber der Felsenhang sehr tief, so daß durchs Werfen die schweren, fest zusammengeknürten Bündel beim Auffallen zerplatzen könnten, oder ist die absinkende Fluh stark mit Gestrüpp und Knieholz bewachsen, in welchem das Ballot hängen bleiben könnte, dann hat der Wildheuer keine andere Wahl, als die zentnerschweren Lasten auf den Schultern hinabzutragen, — hinabzutragen auf Pfaden, die oft kaum Raum bieten, einen Fuß vor den andern zu setzen.

Man denke sich eine Felsenwand mehrere Hundert Fuß fast lothrecht über der darunterliegenden, üppiggrünen Alpen-Terrasse aufsteigend und hoch droben auf dem Felsengerüst die Wildheu-Plange. Diese ungeheuere Strebemasse, gegen welche der größte Münster, das riesigste Bauwerk der Erde Spielzeug zu sein scheinen, besteht aus emporgerichteten, gleichsam auf die Kanten gestellten Schiefer-, Kalk- oder Dolomit-Schichten. Die Verwitterung hat in verschiedener Höhe einzelne Lagen abgeblättert, gebrochen und zu Thal gestürzt, so daß, gleichsam terrassirt, horizontal-geneigte Bruchkanten an der gewaltigen Front, wie Gesimse an einem Gebäude hinlaufen. Je nach der Dicke der abgebrochenen Schichten sind begreiflich auch diese Gesimse nur wenige Zoll oder Fuß breit und bilden jene „Felsenbänder“, oder wenn sie bewachsen sind, s. g. Grasbänder (Draie), die, vom Thal gesehen, gleich zarten, grünen Litzen die graue oder ockerfarbige Felsenfront überspinnen. Es sind die Pfade des Gensenjägers, des Wildheuers. Rechts wächst die Wand glatt, senkrecht in die Kluft empor bis zum nächsten Rasenband oder bis zu den Gipfelzacken, — links sinkt sie eben so steil in die Tiefe nieder. Dazwischen liegt der Felsenweg, abhüllig, schlüpfrig, bröckelig, oft nur

wenig Spannen breit. Frei kann das Auge über das große Thalbild hinschweifen, wenn der Kopf schwindelfrei und an die gewaltigen Eindrücke gewöhnt ist; ein unseliger Blick in die erblauende Tiefe, — hinab auf die Gipfelpyramiden der Tannenwälder, die zu Moosdecken zusammengeschrumpft zu sein scheinen, — reißt den Mann mit magnetischer Kraft zum Todesturz.

Aber das Bergvolk ist so gewöhnt an die Größe und Majestät seiner Alpenwelt, so vertraut mit den entsetzlichen Schrebnissen der Gebirgsnatur, daß es da droben, wo jeder Andere zittern würde, erst recht in seinem Elemente lebt und webt. Die meisten Unglücksfälle, welche beim Herabtragen sich ereignen, entstehen dadurch, daß der Träger mit seiner Bürde an irgend einem Strauch oder Felsenvorsprung hängen bleibt, das Gleichgewicht verliert und stürzt. Schon frühzeitig nimmt der Vater den Buben mit in die Berge, daß er sich gewöhnen lerne. Anfangs schreitet dieser wohl etwas besangen längs den Abgründen, hält sich am Gestein fest und läßt mit Herzklopfen, in bangender Neugier den Blick niedersinken auf die Waldnacht in den Tobeln, auf den tief drunten rauschenden Bergbach oder auf die silberblinkenden, steinbeschwerten Schindeldächer der Sennhütten, während der Alte, mit schwerer Last im Nacken, sichergewohnten Schrittes ihm folgt, überrechnend, ob er mit dem Ertrage seines Tagewerkes den Zins auf Martinstag werde decken können. Aber es macht dem Buben Freude, es ist der Durchbruch des zähen, trostigen, nach Selbstständigkeit ringenden Naturells, das allen Gebirgsvölkern eigen ist, die im Kampfe mit der sie umgebenden Natur groß werden. Welches Loos harret denn des Knaben? Muß er nicht das Handwerk des Vaters auch einst ergreifen? Ihm bleibt keine Wahl.

Weiter drunten, wo der Berg sich behaglich auszudehnen beginnt, am Fuße der Schreckenswände, stehen kleine Heu- und Speicher, kunstlose Holzhütten, — „Bargaun“ nennt sie der romanische Graubündner, — „Gäden“ der deutsche Schweizer; in diesen birgt der erntende Wagehals sein gewonnenes Wildheu den Herbst über, bis der Schlittweg des Winters ihm bequeme Gelegenheit giebt, die Vorräthe vollends ins Thal hinab zu bringen. Oft aber fehlen auch diese armseligen Nomaden-Magazine, und vertrauend auf gut

Glück und den Rechtlichkeitsinn seiner Nachbarn, speichert er die errungene Habe im Freien auf, wo einiger Schutz gegen Sturm und Unwetter ist. Solche „Heu-Feimen“ werden um eingerammte Stangen festgetreten und mit großen Steinen beschwert. Nicht selten aber ist's der Fall, daß, wenn der arme Mann um Weihnachten sein gewonnenes Futter holen will, die Berghasen, oder anderes hungeriges Wild, seine Vorräthe halb aufgezehrt haben.

Im Winter, wenn dann Weg und Steg dick eingeschneit sind und alle Felsenvorprünge unter der großen, allgemeinen, weißen Decke verschwimmen, dann geht der Wildheuer mit seinem „Hornschlitten“ auf dem Rücken, sobald der „Schnee trägt“, d. h. sich fest gesetzt und eine harte Kruste bekommen hat, hinauf zu seinen Magazinen, ladet einen derben „Schochen“ festgeschnürt auf, stellt sich dann zwischen die hoch heraufgehenden Kufen an die Stirn seines Fahrzeuges, und dieses gleitend in Bewegung setzend, jagt er mit Lokomotiven-Geschwindigkeit über die Abhänge hinab. Auch dieser letzte Theil der sorgenvollen Arbeit ist noch mit großer Gefahr verbunden, weil gar häufig, wenn drunten im Thal Alles pickelhart gefroren ist, in der Höhe weit mildere Lüfte wehen oder gar der warme Föhn regiert und dann Lawinen losbrechen, die den Mann sammt seinem Geschirr begraben. Darum bereitet sich der Tyroler, wenn er mit seinen Gefährten zum „Haken oder Heuziehen“ in die Berge geht, auf alle Schicksalsfälle vor, und ein gemeinsames Gebet eröffnet das bedrohliche Tagewerk. Glückt das oft wiederholte Wagestück, kehren Alle wohl erhalten und frischen Sinnes heim, dann wird das Gelingen durch eine gemeinsame Beche, das „Hatzermal“ gefeiert.

Alpstubete oder Aelplerfest.

O, unversiegbar bist du frischer Quell
Des Lebens, wie du sprudelst aus dem Bolle,
Wenn's nicht in Dämme künstlich eingezwängt,
Rein, frei hinreißt in selbstgeschaff'nen Wegen.

Carl Morell.

Wie sich so Manches in Sitten und Gebräuchen noch rein und ungeschminkt beim Gebirgsvolke erhalten hat, so sehen wir noch heute den fetten, muskelstrammen Burschen auf der Alp die Spiele üben, an denen sich die Aelterväter vor Jahrhunderten ergötzen und ihrer Zeit ein kräftiges und unerschrockenes Geschlecht gaben.

Alpstubeten oder Dorfeten sind Hirtenfeste, die so alt sein mögen, als die Sennerei, die so lange bestehen, als die Heerden zur Alp getrieben werden. Ihr Name ist eben so naiv und an die Anfänglichkeit der Zustände erinnernd, wie ihr Wesen und Verlauf heute noch ist. In jenen zerstreuten Gebirgsdörfern, die aus den allmäligen Ansiedelungen und Familien-Erweiterungen entstanden, die abseits der großen Handelswege und Verkehrsstraßen lagen, gab es bis in die jüngste Zeit, und giebt's sogar heute noch in Savoyen, Wallis, Graubünden und Tyrol keine Wirthshäuser mit großen Lokalitäten. Die Alpenbauern kannten das Bedürfnis nicht, zu einem ihrer Nachbarn zu gehen, um bei demselben für Geld zu zechen; Geld überhaupt kursirt in manchen Bergdörfern fast das ganze Jahr nicht, weil Jeder selbst erzeugt, was er für

sein Haus bedarf. Wohl aber stellte sich bei ihnen das Bedürfniß geselligen Lebens, freundnachbarlichen Besuches zum Zweck der Unterhaltung ein, und da es, wie gesagt, keine Gesellschaftshäuser in den Gebirgsorten giebt, so ging man in die Stube des Anderen, und diese Visite wurde eine „Stuberta“ genannt. Diese Bezeichnung wurde aber auch ganz besonders auf jene Zusammenkünfte junger Leute angewendet, welche zu Spiel, Gesang und Tanz sich in der größten oder am Bequemsten gelegenen Stube eines Nachbarn zusammenfanden, und diese improvisirten Gesellschaften bestehen überall in den Alpen und im Schwarzwalde noch. Sie sind nun keineswegs immer so harmlosen, idyllischen Charakters, diese eigentlichen Stubenzusammenkünfte, wie man behaupten will, sondern sie sind vielseitig Ursache immer größerer Entfittlichung des Volkes.

Anders verhält sich's mit unseren Alpfesten, auf welche man, da es gleichfalls Besuche und Vergnügungs-Anlässe, wie die drunten im Dorfe, sind, auch den gleichen Namen übertrug. Der Tag ihrer Feier steht eben so fest wie der eines Kalender-Heiligen, und hängt, wie schon bemerkt wurde, in den katholischen Gebirgsgegenden meist mit der Feier eines Patronatsfestes zusammen. Alles Bergvolf, das während des Sommers sich mehr vereinsamt fühlt als zu jeder anderen Jahreszeit, weil die Hälfte droben in den Alpen, die andere Hälfte drunten im Thale lebt, strömt nun mit Ungebuld dem allgemeinen Sammelplatze zu, hört Predigt und Messe herkömmlich an, und wenn dieser althergebrachten Sitte Genüge gethan ist; dann werden alle geistigen und geistlichen Gedanken für diesen Tag quittirt, — die kommenden Stunden gehören nur der ausgelassensten Freude. Alles Volk prangt im Sonntagsstaat, in hellen, leuchtenden Farben. Dazwischen mangelt's nicht, daß auch ein Senn im Ehrenkleid der Stall-Arbeit, wenn nicht zum Schmuck, doch zur malerischen Ergänzung der Gruppen, sich zwischen den Festgenossen bewegt. Unter lautem Jubelruf und johlendem Jauren und „Löcklen“, daß die Bergwände es gellend widerhallen und die Lüfte von klingender Freude erfüllt sind, springt nun jeder Sennhub mit dem Mädchen seiner Neigung zu den umliegenden Sennhütten. Hier ist schon Alles auf den Besuch vorbereitet; Krapfen und Rükli, Birnenweggen und geschwungener Nidel (zu Schaum geschlagener

fetter Rahm), feines, weißes Weizenbrod und Wein, genug, was des Alpensohnes Kunst vermag, wird hier in Menge zum fröhlichen Mahl aufgetischt. Das ist ein Scherzen und Kosen, ein Höppeln und Necke, mitunter weidlich derb und unglimpflich, wie's eben Sitte ist da droben.

Noch einmal trennt sich das junge Volk. Die Mädchen ziehen schaarenweise singend umher, suchen die bekannten Stellen auf und zwingen die Gnomen der Felsenwände, durch alle Tonarten hindurch ihnen als Echo zu sekundiren. Es ist der vollendetste Uebermuth, die aufs Aeußerste gespannte Elasticität des Humors und der Freudenbegierde, die sich zu entladen bestrebt und nun jeden Anlaß benützt, um das Ueberfelige der Stimmung zu bethätigen.

Die Sonne steht hoch! Der Himmel strotzt im tiefsten Blau des unendlichen Aethers! Da jauchzt es aus jedem Winkel hervor, von allen Halden herab. Wo irgend eine Hütte hinterm Tannenschopf verborgen liegt, oder wo es über einen Büchel hinaufführt in ein anderes Berggut, oder der schmale, schlängelnde Pfad hinüberläuft übers Tobel zur Nachbar-Alp, von allen Seiten strömt's herbei, das genußdurstige Volk, elektrische Freudenblitze durch die Lüfte schleudernd. Hei! drunten auf dem Plan der Bergwiese, welch ein Gedränge, welch wogendes, schwirrendes Durcheinander! Da ist das Fest im vollsten Gange schon. „Wer gerne tanzt, dem ist leicht gepfiffen!“ Erhöht auf einem Felsenblock hat ein Orchester seine Kunstwerkstätte aufgeschlagen. Zwei Musikanten sind's, die hembärmelig dem Volke neckische Weisen aufspielen. Der eine hat das Hackbrett auf den Knien, den Urgroßvater aller pianistischen Instrumente, dessen Saiten er mit dem Stahlstäbchen hellstirrende Metalltöne in lecken, zuckenden Rhythmen entlockt. Sein Sekundant ist ein Geiger, ebenso ein origineller Kauz; voll Witz und sprudelndem Humor schmückt er die ohnehin schon herausfordernd-muthwillige Melodie noch mit Schnicken und Schnacken aus, lebt und zappelt am ganzen Körper, und stampft mit den Füßen metrisch den Takt zu seinen musikalischen Arabesken. Der arme Narr schwingt über und über, und um bei seiner schweren Arbeit wenigstens einigen Schutz zu haben, hat er den Baldachin eines großen, rothbaumwollenen Familien-Regenschirmes, an einen langen Stock gebunden,

hinter sich aufgerichtet, in dessen leuchtendem Schatten er sein Tagewerk vollbringt.

Just so ist's dem Volke recht; das ist die Musik, die es sucht und haben will. Stellt ihm die Virtuosen einer fürstlichen Kapelle hin; — mit aller ihrer Präzision und Glockenreinheit im Spiel vermögen sie es nicht, das sinnenberauschte Alpenvölklein so auf dieser zitternden Höhe der Glückseligkeit zu erhalten und zu balanciren, als der verschmitzte, diabolisch-anspannende Dorfzeiger. — Und nun der Reigentanz selbst, der uralte, den heute noch die Indianer und wilden Völker bei ihren Festen tanzen, der große, runde Ring von Menschen-Armen, die, zu einer Kette verschlungen, den braunbemoosten Felsenfloss umjauchzen. Was ist das noch ein primitives Springen und Bewegen im Vergleich mit dem ästhetisch-seenhaften Schweben der Kunsttänze auf unseren Bällen! Und dennoch ist Grazie und Anmuth darin, weil Natürlichkeit aus jeder Körperwendung schaut. Die Buben haben sich bei den Händen gefaßt, in jeder solcher männlichen Armfessel lehnt, sich sicher wiegend, die Sennerin, indem sie ihre Arme leicht und nachlässig auf die Schultern ihrer beiden Tanznachbarn legt. Es liegt eine schelmische Koketterie in diesem Geslecht, die ungemeinen Reiz hat und wellenhaft schöne Formen darbietet. Daneben werden Extratouren gegeben. Ein Bursch, dem's in den Füßen zittert und zuckt, als ob ein galvanischer Strom ihn durchbrause, hat seine Tänzerin mit beiden Händen beim Nieder gefaßt, rundwirbelt kreiselartig auf einem Plätzchen, das eben groß genug ist, um vier menschlichen Füßen Raum zu gewähren, durchbohrt die Plüfte mit seinen maifrischen Zauchzern und schwingt das lachende Alpenkind hoch über sich wie Spielzeug seiner rosigsten Laune.

So gaukelt und braust es durcheinander, ein im Entstehen sich schon wieder verzehrendes Bild.

Das ist der innere Kern, das Centrum der Freude und Lust. Mit reichen, lebensvollen Gruppen ist diese große Scene eingefast. Auch die Kühe sind herzugekommen und starren mit verwunderten Augen hinein in das Gedränge, das ihrem stillen Tempe sonst so fremd ist. Durch lautes Blöken geben sie ihre Theilnahme zu erkennen; soll's ein Protest sein, daß man ihren kräuterreichen Futter-

boden so übermüthig zerstampft, oder sind's Beifallsbezeugungen in der Kuhsprache! Der Gaumer, der sich an einem Glase Wein ergötzt hatte, gestattet aber solche familiäre Einmischung der Haushiere nicht und jagt die mit gestrecktem Schweif zurückgaloppirenden Thiere wieder auf das ihnen zur Weide angewiesene Terrain.

Endlich lechzt und schnauft und fieberglüht der ganze Kreis unter dem Druck der sengenden Strahlen, — der Regenschirm-Geiger und der „Hackbrettli-Ma“, die Buben und Mädchen müssen rasten vom Uebermaß der Lust.

Da zieht ein neuer Kreis, den wir bisher nicht beachtet hatten, unsere volle Aufmerksamkeit auf sich. Ein großer, schwerer Centnerstein fliegt durch die Luft und fällt dumpf dröhnend auf den Boden, gellendes Gelächter folgt. Das sind die Kraftproben im Steinstoßen, dieses wiederum uralte Aelplerspiel, eine Mahnung an die rollenden Felsenblöcke in den Schlachten am Morgarten und am Stoß, die in die kampferüsteten Züge der Ritter und Reifigen schmetterten und sie zu Boden warfen. Hier ist's nur Scherz, fast nur ein Kinderspiel im Großen, und doch bekundet es den streitbaren, männlich sich rüstenden Geist, der in diesem Bergvolke lebt und webt. Mit festen Händen umspannt der Senn den Laststein, hebt ihn scheinbar leicht sich auf die Schulter, während die innere Fläche der rechten Hand ihn eigentlich trägt. Das Ziel, das er im Wurfe erreichen will, ist etwa ein Duzend Schritte vor ihm abgesteckt. Im wiegenden Schwanken des Oberkörpers sucht er den rechten Augenblick abzupassen, und plötzlich den Arm ausstossend wirft er den Stein dem Ziele zu. Es gilt gewöhnlich eine Wette, die durch ein Halbes (Maas) Wein ausgeglichen wird.

Turnübungen wurden von den Aelplern naturalistisch schon Jahrhunderte lang exerzirt, bevor Zahn und Maßmann auf der Hasenhaid die ersten Lektionen gaben. Das Klettertalent der Geißbuben ist eben so alt als ihr Stand, und von der Sicherheit des Schusses legte Wilhelm Tell schon vor mehr als 500 Jahren eine historisch gewordene Probe ab. Die unterhaltendste aber von allen Turnerfähigkeiten können wir auf unserem heutigen Aelplerfeste sehen; es ist das „Schwingen“ oder der „Hosenschupf“. Im Lande Appenzell sind sie unmittelbar im Gefolge einer Alpstubete; im Entlibuch und Emmenthal, im Berner

Oberlande und im Kanton Unterwalden bestehen sie als selbsteigene Volksfeste, die aber eben so wie dort die Stubeten ihre unänderlich festen Tage haben. So finden deren auf der Wengenalp und auf der Großen-Scheideck am Fuße des Wetterhornes statt, — jenes von den Grindelwaldern und Lauterbrunnern, dieses von den Grindelwaldern und Bewohnern des Haslithales besucht. Gewöhnlich ist's auf einer Gränzalp, zu der von beiden Thalseiten die kampfeslustigen Jünglinge hinaufsteigen. Denn es kommt darauf an, daß zwischen den Parteien zweier Thalschaften die eine den Sieg über die andere erringe. Begreiflich ist's, daß die, welche das letzte Mal mit Ruhm gekrönt vom Platze ging, diesen Ruhm nun nicht einbüßen mag und alle ihre besten Kräfte anbietet, das Aeußerste zu leisten, was immerhin nur möglich ist. Die jüngsthin überwundene Partei jedoch strebt diesmal die ihr angethane Schmach zu rächen und heute als Sieger den Platz zu verlassen.

Sowie ein solches Schwingen um die Wege ist, ziehen sich die Burschen, welche mit zu kämpfen gedenken, von den strengsten Arbeiten zurück, pflegen den Körper und genießen kräftige Speisen und Getränke. Ist nun der Schwingtag erschienen, so finden sich die Kämpen beider Seiten in einem Wirthshause ein. Jeder sucht sich von der Gegenpartei seinen Mann aus, mit dem er einen Gang zu unternehmen wünscht, und in herzlichster Freundschaft und Eintracht zechen sie gemeinschaftlich, einander wacker zutrinkend. Die Stunde ruft. Arm in Arm, voraus Musik, ziehen die Gegner, paarweise zum Zuge geschaart, zum Schwingplatz, wo ihrer schon ein großer Haufen Volkes wartet. Das Kampfgericht, von alten kundigen Vertrauensmännern gebildet, ist schon gewählt. All' das übrige Volk formirt nun einen großen Ring, in dessen Mitte die Kämp'er stehen. Sie haben sich's bequem gemacht; das Hemd und die Schwinghose sind die einzigen Kleidungsstücke, welche sie auf dem Leibe tragen. Die Schwinghose besteht aus festem, dertem Drill, der dauerhaft genäht sein muß. Sie wird über die nackten Füße und Kniee bis auf die halben Schenkel fest heraufgerollt, und hat am Gurt um die Taille einen Wulst zum Anfassen. So ausgerüstet treten die Ringer paarweise an. Der selbstgewählte Obmann ordnet die Reihenfolge an, in welcher die Paare mit einander zu kämpfen haben; — zuvörderst

die Schwächeren und dann, steigend, die Stärkeren, Robusteren. Allgemeine Schwingregeln bestehen bei allen Alpenbewohnern. Zuerst bieten beide Parteien treuherzig sich die Hand, um öffentlich zu bekunden, daß Keiner Haß und Groll gegen den Anderen im Herzen trage, und daß das Schwingen ein freies, freundliches sein solle. Der Hemdebfragen ist geöffnet, damit dem Athmen kein Hinderniß beschwerlich falle; die Hemdärmel sind bis über den Ellenbogen hinaufgerollt, so daß die Arme entblößt sich um so leichter bewegen können. An der ganzen Kleidung soll, altem Herkommen gemäß, nichts Geschnürtes bleiben, überhaupt der Eine wie der Andere im Anzuge sein, weil bei längerem, hartnäckigem Kampfe irgend eine Kleinigkeit durch früheres Ermüden den Ausschlag geben könnte. So vorbereitet tritt das erste Paar in den Kreis; Freude, Heiterkeit, Zuversicht, Kampfeslust leuchten aus den Augen. In aller Ruhe erfolgt das Zusammengreifen, d. h. ein Jeder schlägt seine rechte Hand fest in den Taillen=Gurt des Gegners, die linke in den aufgerollten Hosenvulst am rechten Schenkel des Anderen, oder wie's im Entlibuch heißt, „ins Gestöß“. Alle falschen und betrügerischen Praktiken sind streng untersagt, wohin namentlich auch gehört, den Gurt mit Talg einzureiben, weil dann der Gegner keinen festen Halt hat. Das „Zusammengreifen“ geschieht je nach Belieben stehend oder knieend, die Köpfe Beider je auf des Gegners rechter Schulter liegend. Sind's nun zwei recht geübte Ringer, so treiben sie, im taktmäßigen Hin- und Herwogen, sich mehrere Minuten lang im Kreise umher; Keiner von Beiden versucht den ersten Kantsgriff oder Schwung, bevor er nicht den rechten Moment gekommen glaubt. Weil ein Jeder sich auf der Defensive hält, so erwartet er von Augenblick zu Augenblick des Gegners unvermutheten Angriff und hat vorläufig seine ganze Aufmerksamkeit darauf gerichtet, fest zu stehen. Die kleinste Blöße, die geringste Schwäche, vom Gegner wahrgenommen, benutzt dieser sofort zu einem energischen Schwung oder Zug. Es begegnet aber auch, daß Beide so lange auf einander „dußen“ (wie es im Entlibuch heißt), daß sie ermattet von einander ablassen, sich auf den kühlen Rasen werfen, um zu verschlafen, brüderlich ein Glas Wein selbander trinken zur neuen Stärkung, die Hände mit Erde reiben, um die Haut rauher zu machen.

Während des „Dufens“ herrscht lautlose Stille im Kreise; Alle lauschen gespannt auf den ersten Schwung, und sowie dieser erfolgt und nun das verzweifelte Ringen, das Beinstellen und Anziehen, das Heben und Drängen beginnt, da folgen mit fieberhafter Hast, mit jagenden Blicken, mit klopfendem Herzen die Zuschauer beider Parteien allen Bewegungen. Halbblaute Rufe, Anfeuerungen begleiten den Kampf; bis plötzlich durch eine einzige Wendung, durch einen unvermutheten Griff und Zug der Eine des Anderen Herr und Meister wird und ihn zu Boden wirft. Diese einmalige Ueberwindung entscheidet indessen den Sieg noch nicht. „Eines Mannes Red ist keine Red, man muß sie hören alle beed!“ Nach diesem Grundsatz wird dem Ueberwundenen nochmals Gelegenheit gegeben, seine Ringer-Ehre zu retten, und nicht selten ist's der Fall, daß diesmal das Glück auf seiner Seite ist. Nur wer zweimal seinen Gegner auf den Rücken wirft, ist wirklich Sieger.

Kämpfen nun die Schwinger zweier Thalschaften mit einander für die Ehre ihrer Partei, z. B. die Unterwaldner und Haslithaler auf der Alp Breitenfeld ob Meyringen, oder die Entlibucher und Emmenthaler am Schüpferberg oder auf Ennetegg, — so tritt aus der Partei des zuletzt Gefallenen der Ersatzmann heraus und versucht seine frischen Kräfte an dem, der im vorhergehenden Gange Sieger blieb, dessen Kräfte jedoch schon ziemlich angegriffen sind. Diese Reihenfolge wird besonders fest innegehalten, wenn um einen ausgesetzten Preis gekämpft wird. Ist's indessen nur ein Schwinget gewöhnlicher Art, so treten überhaupt eine beliebige Anzahl Ringer aus zwei verschiedenen Pfarrgemeinden auf, die ihre Kräfte mit einander messen.

Ist's jedoch der Fall, daß bei einem solennen Schwinget die stärksten und gewandtesten Kämpfer beider Parteien die letzten sind und jede Thalschaft ihre endliche und entscheidende Siegeshoffnung auf ihren Mann setzt, es also gilt, die Ehre des Tages für eine ganze große Gemeinde zu retten, so entfaltet sich mitunter ein Schauspiel eigener Art. Beide Ringer, einander fürchtend, suchen sich nur defensiv zu verhalten, jeder nur seinen Fall zu verhüten und dadurch den Sieg des Gegners unmöglich zu machen.

Dann weichen beide in der Regel von der gewöhnlichen Schwingart ab. Sowie die beiden Gymnasten sich ordnungsmäßig gefaßt haben, lassen sie sich, der eine genau die Stellung des anderen abmessend, aufs rechte Knie nieder und entfernen sich mit dem ganzen Unterkörper, so weit es Griff und Muskelanspannung erlauben, von einander. Fürchtet der Eine auf diese Art von seinem Gegner mit übermächtiger Gewalt dennoch gelüpft zu werden, so legt er sich platt auf den Bauch, worin ihm dann auch der Mitkämpfer folgen muß. In solch unnatürlicher Stellung martern Beide einander oft eine halbe Stunde lang, winden sich am Boden wie kriechende Schlangen, und spannen Sehnen und Muskeln so übermäßig an, daß von dem furchtbaren Kraftaufwande das Antlitz braunroth erscheint. Vermag nun Keiner durch Ausdauer, Kraftübermaß oder List den Gegner zu bewältigen, so stehen sie endlich freiwillig, aber zum Tode erschöpft, vom Kampfplatz auf, bekennen einander mit traulichem Handschlag gegenseitig ihre Männerstärke, und keine Partei kann sich des Tagesieges rühmen. — Sie ist wild, ja fast barbarisch, diese Rundgebung der physischen Kraft; aber sie legt Zeugniß ab für ein männliches, kampfbereites Volk, für ein Geschlecht, das nicht verweichlicht ist und noch Muth und Ausdauer genug besitzt, für seine Ehre, seine Freiheit und sein Vaterland mit äußerster Entschlossenheit zu kämpfen.

Der originellste Lufz, so weit überhaupt diese Kraftprobe volkstümlich exercirt wird, findet im Refektorium des Kapuzinerklosters zu Appenzell im Beisein der Mönche statt. Im Herbst nämlich bringen an einem bestimmten Tage junge kräftige Bursche von nah und fern Natural-Lieferungen an Wein, Früchten, Holz u. s. w. dem Kloster freiwillig dar. Für diese Geschenke lassen die Mönche den Lieferanten eine feste Mahlzeit verabsolgen, und als Dessert, wenn die Tische hinausgeräumt sind, wird zur Ergözung der Konventualen im Refektorium von den Burschen ein Schwingen zum Besten gegeben. Die Mönche stehen auf Tischen und Stühlen, nehmen den lebhaftesten Antheil an dem Verlaufe des Zweikampfes und lachen oft so drastisch, daß die Schwinger über das Gelächter der Mönche selbst in's Lachen

gerathen und kampfesunfähig werden. — Diese Kloster-Arena ist so landesbekannt, daß sich die Burſche das Jahr über nicht nur wegen Streitigkeiten auf den „Kloster-Lupf“ laden, sondern recht herkulisch=starke, junge Männer „Jedem im ganzen Lande ausbieten“, d. h., einen Jeden, der sich mit ihnen messen will, einladen, im Kloster zu Appenzell am genannten Tage zu erscheinen.

Der Rest des Tages verläuft auf einer Alpstubeten, wie er begonnen, nur daß die Freude, statt zu sinken, sich noch steigert.

Bald versinkt die Sonne; des Walbes Riesen
Heben höher sich in die Lüfte, um noch
Mit des Abends flüchtigen Rosen sich ihr
Haupt zu bekränzen.

In ungetrübter Glückseligkeit hüpfet jedes Mädchen an ihres
Buben Hand, über Stock und Stein, hintab ins Thal.

Auf der Jagd.

Ihr Klippen ihr, an deren jähem Rand
Ich steh', wo vor dem Blick an Stromes Ufer
Zu niedrigem Gestrüpp die schlanke Tanne
Im Schwindel der Entfernung schrumpft: ein Sprung,
Ein Schritt, ein Ruck, ein Odemzug, er könnt'
Auf ewig an der Felsen rauher Brust
Zu Bett mich bringen. —

Byron's Manfred.

Der Welpser ist eine feste, kernige, einfache Erscheinung in allen seinen Lebensbeziehungen, in allen seinen Lebensäußerungen. Eben so genügsam, wie er in seinen Bedürfnissen, eben so ungekünstelt, wie er in seinen Sitten, eben so muthig, wie er in Gefahren, und eben so ausdauernd, wie er bei den Beschwerden seines Erwerbes ist, — eben so kühn und beharrlich, frisch und entbehrend ist er auch auf der Jagd. Sie steht im vollen Einklange mit seinem ganzen Wesen und mit der gewaltigen, großartigen Natur, die ihn umgiebt.

Der Pirschgang auf Alpenthiere ist nach Terrain, Suche und Jagdart eine völlig anderen Bedingungen unterstellte, gänzlich anderen Umständen unterliegende Thätigkeit, als die zur Wissenschaft und noblen Passion ausgebildete hohe Jagd im Hügel- und Flachlande. Der größte Theil jener Praktiken, welche dort zulässig oder sogar geboten sind, und deren genaue Kenntniß und fertige Handhabung den flotten Jäger kennzeichnet, können in den Alpen nicht

in Anwendung kommen; es ist keine paragraphisch-systematisirte Waidmannskunst, die sich theoretisch aus Büchern einschulen läßt, sondern so unnatürlich derb und wild, wie die Alpen selbst, ist auch die Jagd. Wer nicht das Zeug dazu in Knochen und Blut, in Muskeln und Fasern hat, wer nicht Gefahren und Strapazen lachend die Stirn bieten kann, wessen Auge nicht scharf und schwindelfrei in Abgründe zu blicken vermag, der lasse den Stutzen daheim, oder versuche sein Glück drunten im blassen, dürrten Stoppelselde und zwischen den Krautäckern, wo ihm der Hund den Hasen fangen hilft oder die Ritte Hühner vor den Schuß bringt. In den Alpen gilt's wilden Bestien: Bären, Wölfe, Adlern und Geiern, oder der flüchtigen, weit witternden Gemse, oder den schlauen, scheuen Stein- und Schneehühnern. Es kann Einer ein perfekter Nimrod auf Rothwild sein und in der Sauhatz schon mancher Bache den Garau gemacht haben, ohne auch nur eins der bezeichneten Alpen-thiere erlegen zu können.

Zuvörderst gehört Mark in den Knochen dazu, ein leichter, sicherer Tritt, der, wenn auch Geröll und faulendes Gestein an jäher Bergwand ihm unter den harten, stachelbewaffneten Sohlen weicht, dennoch mit Sicherheit und kalter Ruhe darüber hinweg-eilt, der sich zu helfen weiß im Labyrinth der Gletscher-Spalten und an der glatten, trügerischen Firnhalde, wie sie im früheren Abschnitt „Alpenspitzen“ geschildert wurden, — der nicht vorm Wagesprung zurückschreckt in den kahlen Kalkklippen, und der auf den Nasenbändern an den Felsenwänden so unbefangen geht wie der Dachdecker am Kirchthurm-Gesimse; — mit einem Wort, der Alpenjäger soll ein guter, ausdauernder Berggänger sein. Denn auf flinkem Jagdroß kann man nicht in die Flühnen reiten, wo das Wild haust; der eigene, feste Fuß muß den Alpenschützen hinauf in die zackige Gebirgs-Wildniß zum Waidwerk tragen. Dann ferner soll er vertraut mit den Revieren sein, in denen er sein Glück versuchen will. Er muß die Gebirgs-Stöcke und ihre Sippschaft, die Grate, Joche, Zinken und Kämme, den inneren Zusammenhang der Schluchten und gewundenen Felsengassen kennen, um sich nicht zu verfeigen, wie weiland Kaiser Max an der Martinswand in Tyrol, oder Rudolph Bläsi von Schwanden, dessen

haarsträubendes Jagdabenteuer der Dichter Reithard in seiner bekannten, poetischen Erzählung: „Die beiden Gamsjäger“ aufbewahrt hat. Es ist wohl kaum ein rechter Bergschütz, der nicht schon oft in ähnliche Lagen gerieth und nur durch einen Verzweilungs-Sprung sein Leben rettete. Wie viele schon dabei zu Tode stürzten oder einsam verhungerten, ist nicht zu berechnen. — Und endlich muß er entbehren können, entbehren Speise und Trank, Ruhe und Wärme. Wer bedenkt, daß die Jagd in den Bergen meist erst aufgeht, wenn die Alpen von den Heerden verlassen sind, daß also in den Hütten keine labende, kuhwarne Milch, kein Ambiß Brod zu haben ist, wer bedenkt, daß der Schütze oft vier bis fünf Tage in der Einöde umherschweift, ohne inzwischen zu seiner tief unten im Thale liegenden Wohnung hinabzusteigen, daß er also seine Mahlzeiten knapp eintheilen muß, um mit dem wenigen trocknen Brod und Käse und seinem Fläschchen „Chrieswasser“ (Kirschgeist) auszureichen, — wer endlich erwägt, daß nicht einmal der rauhe Wildheusch in dürftiger Alphütte ihm eine gegen Kälte und Wetter schützende Lagerstätte bietet, sondern daß der Mann auf hartem Stein, in irgend einer Felsenpalte gar oft zu übernachten gezwungen wird, wenn ihn die Nebel in den Höhen überfallen, und er ohne äußerste Gefahr nicht von der Stelle gehen darf, — der wird zugestehen, daß ein ungemein an Entbehrungen gewöhnter Körper außer den oben angeführten Eigenschaften zur Ausübung der Jagd in den Alpen gehört. Alle diese körperlichen Requisiten bedingt die edle Hochjagd in Deutschlands Auen und Wäldern nicht.

Das Kapitel von den Gamsen und deren Jagd ist von dem gründlichen Kenner der Alpen, Fr. von Eschsch, in seinem „Thierleben“ erschöpft. Indem wir auf dasselbe verweisen, tragen wir zur Ausfüllung des Rahmens, der unsere Bilder umschließt, blos einige charakteristische Jagdabenteuer nach.

Jäger-Spürsinn und Wild-Instinkt sind neben den so eben aufgezählten körperlichen Erfordernissen die ersten bedingenden Eigenschaften des Gamsen-Jägers. Er muß die Standquartiere, die Weidgänge und Nachtlager erforschen, um mit einiger Sicherheit berechnen zu können, in welcher Gegend er um irgend eine bestimmte Zeit Gamsen zu treffen hoffen dürfe. Der Spittler Jan

aus dem Graubündner Münsterthale, seines Gewerkes eigentlich ein Musikant, zugleich aber einer der verwegenssten Gemsenjägern, soll mehrmals Wetten gewonnen haben, weil er genau Stunde und Platz angab, an denen man so und so viel Stiel antreffen müsse. — Kennt er nun überhaupt den Jagdplatz, auf dem er seine Beute holen will, so bricht er, je nach der Entfernung seines Wohnortes (wenn er, wie dies die besten Gemsjäger immer thun, allein jagt) um Mitternacht oder bald nachher auf und steigt in schweigender Nacht so weit empor, als er unbeschadet seines Jäger-Vorthells kommen kann. Hierbei achtet er sorgfältig auf die Richtung des Windes, damit derselbe nicht den Gemsen Witterung und Schall des Kommenden zutrage. Ist er nun den Thieren im Rücken, die noch ruhend im Grase liegen und nur die „Vorgaß“ als Posten auf erhöhtem Felsenblock aufgestellt haben, so schleicht er noch unter dem Schutze der Dämmerung, so nahe als immerhin möglich, sich heran und sucht seinen Körper durch irgend einen Felsenblock, Baumstrunk oder wie sonst zu decken. Hier wartet er, schußfertig, den Anbruch des Tages ab. Welche unendliche Behutsamkeit und Vorsicht gehört zu diesem farnartigen Vorgehen, welches äußerst spannendes Pauern bei größter Ruhe und Kälte! Erst nachdem sich die Thiere erhoben haben, wählt er sein Opfer aus und schießt. Oft begegnet's, daß der resolute Jäger, bevor das erschrockene Gemsenvolf die Gegend ausfindet, von welcher Gefahr droht, noch ein zweites Thier mit seiner Doppelbüchse erlegt. Hat er gut getroffen, so schnellt die Gemse hoch auf und stürzt rasch zusammen; es trifft aber auch, daß angeschossene Thiere, die nicht tödtlich verwundet wurden, mit dem ganzen Rudel auf und davon jagen. Mitunter giebt es auffallend große Gesellschaften dieses Wildes, die bis zur Paarung bei einander bleiben. Solojäger pflegen in der Regel keine Hunde mitzunehmen.

Wunder gefährlich ist das von den weniger hervorragenden Jägern gesellschaftlich unternommene Treibjagen auf Gemsen. Es findet meist in dem ziemlich wildarmen Voralpen statt und nähert sich in manchen Beziehungen der organisirten hohen Jagd des Flachlandes, weil eine Aufstellung der Jäger, wie beim Anstand, stattfindet und oft auch Hunde zum Zutreiben benutzt werden.

Diese Jagdweise hat indessen auch wieder ihre eigenthümlichen Fährlichkeiten, die nach der Ursache und Veranlassung bei der Solojagd verhältnißmäßig weniger vorkommen können. Wie bei jedem Treibjagen, so muß auch hier ein Plan, eine gewisse Verständigung unter den Jägern und Treibern stattfinden; wird die getroffene Abrede durch einen der im Gebirge leicht möglichen, unvorhergesehenen Zwischenfälle nicht genau inne gehalten, so ist leicht ein gänzliches Fehlschlagen des Jagdtages das Resultat vieler Anstrengungen. Drei wohlgeübte Schützen des Appenzellerlandes jagten an der Gloggeren, jener hohen Wand südöstlich von der Seealp, an dem Wege gelegen, wenn man von Weißbad über Meglisalp zum Sentis aufsteigt. Einer derselben ging diesen unteren Weg, ein zweiter droben über Marwies, und der dritte Jäger über ein schmales Rasenband an der Felsenwand, zwischen den beiden zuerst Genannten. Auf dieses Rasenband waren die Gemsen getrieben. Der zuunterst und zuoberst Gehende hatten leichteren Marsch und kamen früher an der Stelle an, wo das gemeinschaftliche Schießen beginnen sollte. Ersterer sieht die Thiere auf sich zukommen, ihm direkt in den Schuß gehen, wartet und wartet, und erblickt immer noch nicht den auf dem Rasenband treibenden Jäger. Die Gemsen kommen immer näher; er befürchtet um den Schuß zu kommen, legt fieberhaft aufgeregt an, drückt los und — aufgeschreckt durch den Knall, kehren die Thiere sofort um und fliehen in jagendster Hast auf dem Rasenbände den Weg zurück, den sie gekommen waren. Just an einer sehr schmalen, abschüssigen Stelle von kaum etwas mehr Breite, als für einen Menschen zum Gehen nöthig ist, da, wo es um eine Felsen-Ecke biegt, stoßen sie in wildester Flucht auf den mühsam emporkletternden Jäger. Ein Begegnen Beider in aufrechter Stellung auf diesem schwindelnden Felsenbände hätte unfehlbar zum Sturze des Jägers in eine mehr als hundert Fuß absinkende Klippentiefe führen müssen, da die Gemsen instinktmäßig in der Angst der Verzweiflung den Durchpaß zwischen der Felsenwand und dem Jäger gesucht haben würden. Dies erkennt der besonnene Mann, und um sein Leben zu retten, wirft er sich nieder und läßt das ganze Rudel in flüchtigem Sprunge über sich hinwegbrausen. — Ein anderer Jäger im Glarnerlande, in ähnlicher Lage an kritischer Stelle,

glaubte dennoch durch raschen Entschluß seine Beute erlegen zu können und kauerte sich sitzend, fest an die Felsenwand gestemmt, nieder und schoß. Die Ladung ging fehl, die Gemse setzte über ihn hinweg, berührte ihn aber im schnellenden, elastischen Sprung mit einem der Hinterläufe an seiner Jacke und riß ihm das oberste Knopfloch aus; ein Hängenbleiben hätte unfehlbar zum zer splitternden Sturze Beider geführt.

Von einem Tessiner Genssjäger aus dem Val Blegno wird folgende verbürgte Force-Tour erzählt. Ihrer Zwei waren aufs Treiben ausgegangen. Da kommt der Eine von ihnen zum Schuß, trifft den Gemsbock gut ins Vorderblatt, der verwundet und blutend dennoch fortrennt und dem anderen Jäger in einem Defilé zwischen zwei kolossalen Felsenblöcken entgegenpringt. Dieser, durch den Block gedeckt, so daß das geängstete Thier ihn nicht sehen kann, schlägt an, drückt los, — aber das Gewehr versagt. Rasch entschlossen, wirft der Tessiner seine Waffe fort, springt dem großen Gemsbock in dem Augenblick entgegen, als dieser in der Felsengasse weder rechts noch links fortkann, packt ihn glücklich erst mit einer, dann auch mit der anderen Hand bei den Hörnern und läßt sich von dem, wahre Löwenkräfte entwickelnden Thiere 30 bis 40 Schritt weit über Rasen und Gestein bis dicht an einen Abgrund schleifen, wo dasselbe erschöpft zusammenbricht. Noch zwei oder drei Sprünge, und der Abgrund hätte Beide aufgenommen. Hier am Rande der Tiefe entsteht nach einer Sekunde, in einer Blutlache, nochmals ein Ringen Beider. Mit der einen Hand hält der Jäger trampfhaft den zähen Zweig einer Föhre fest, während er mit der anderen die Hörner des Thieres umspannt, auf dessen Halse er kniet. So verweilt er einige Minuten, bis sein Gefährte herbeieilt und durch einige Stiche mit dem Brodmesser dem Leben des bis zum Tode sich wehrenden Thieres ein Ende macht.

Bei Streifjügen durch die Alpen begegnet's höchst selten, daß Touristen, wenn auch nur in großer Entfernung, Genssen zu sehen bekommen. Eine Stelle giebt's, wo man im Frühsommer fast täglich sehr nahe Genssen sehen kann; dies ist in den Churfürsten-Alpen oberhalb Wallenstad im Kanton St. Gallen. Diese Berge zwischen dem Speer und dem Gonzen sind zu „Freiberger“ von der Regie-

rung erklärt, — dort darf, bei hoher Strafe, keinerlei Wild geschossen werden. Wer in Wallenstadt übernachtet und frühzeitig nach den Alpen Löfz und Büls aufsteigt, wird außer einem großartigen Gebirgs-Panorama leicht Gemsen zu sehen bekommen. Der Weg ist ganz bequem, selbst für Damen praktikabel.

Die Bärenjagd ist nicht, wie die Gemsenjagd, ein zur Leidenschaft gewordener Akt waidmännischen Vergnügens oder des Geldverdienstes; sie ist entweder (und zwar in den seltensten Fällen) eine unfreiwillige, durch den Zufall herbeigeführte Wuthprobe für den Aelpler, — oder ein absichtlich aufgesuchter, höchst gefährvoller Vernichtungskampf gegen den gefürchteten Heerden-Räuber. In beiden Fällen ist diese Jagd nicht minder beschwerlich und drohend als jene, nur daß die Gefahr weniger in dem zu passirenden unzugänglichen Terrain, als vielmehr in der Natur des zu erlegenden Wildes beruht.

Die eigentliche Bärenheimath in den Alpen sind die Kantone Wallis und Graubünden. Als das am Schwächsten bevölkerte Alpenland, welches zugleich noch die ausgedehntesten, dichtesten Waldungen und umfangreiche, wenig betretene Gebirgsreviere besitzt, bietet es dem großen Raubwild die beste Gelegenheit zu ungestörtem Aufenthalt. Es vergeht kein Jahr in den rhätischen und walliser Alpen, daß nicht bald hier, bald dort die Schreckensbotschaft ins Thal hinabkommt, der Bär habe wiederum Schaafe, Kälber oder überhaupt Jungvieh auf der Alp zerrissen. Aber zur Genugthuung der allgemeinen Sicherheit verbreitet sich dann auch oft die freudig wiederhallende Kunde durch die Berge, daß unter den oft abenteuerlichsten Umständen wieder ein Bär erlegt worden sei. Die Summe der in den Alpen geschossenen Bären darf in neuerer Zeit immerhin jährlich auf 12 bis 20 Stück angenommen werden. Es giebt, möchte man sagen, Bärenjahre, in denen sich diese Bestien außerordentlich zahlreich zeigen, und deren viele in engen Gränzen geschossen werden, und wieder andere Jahre, in denen wenig von diesem Raubthiere verlautet. Die Menge der erlegten Bären würde bei weitem größer sein, wenn es mehr Jäger in den Bergen gäbe und die gesetzte Schußprämie größer wäre. (Graubünden z. B. zahlt von Regierungswegen nur 28 Francs für jeden erlegten Bären, ob

alt oder jung, wobei dem Schützen dann das Thier sammt Fell zum Verkauf noch bleibt.) Taxationen von Forst- und Jagd-Männern schätzen den Bären-Reichthum von den Grajischen Alpen bis hinaus nach Steyermark und Krain auf etwa 500 Stück; doch ist diese Annahme um so unsicherer, als erwiesen ist, daß der Bär in fortwährendem Wandern zwischen dem Osten und Westen Europas begriffen ist und nur für unbestimmte Zeit feste Standquartiere bezieht.

Münchhausen ist nicht blos ein Kollege der Jäger des Hügel- und Flachlandes, er hat auch Niederlassung bei den Alpenjägern gesucht und gefunden; daher kommt's, daß eine Menge der übertriebensten Anekdoten von Bärenjagden existiren. Dies schließt indessen nicht aus, daß es Jagdabenteuer giebt, die zu den wirklich drastischen gehören.

Eine höchst tragi-komische Bären-Attacke trug sich im Sommer 1857 in der Tiefe des Engadiner Val d'Alina zu. Schon mehrfach hatte ein hungriger Mutz Heerden angefallen, die unterm Griankopfse und an den Abhängen des Piz Cornet weideten, so daß man Jagd auf ihn machte. Ein Mann von Sins begegnet in wilder Einöde dem zottigen Gefellen, legt auf ihn an und brennt ihm eine Kugel auf den Pelz. Der Bär, zu gering verwundet, um durch den Schuß kampfesunfähig zu werden, wendet sich zornig gegen den Jäger, der, das Gefahrvolle seiner Lage sofort erkennend, sich hinter einen großen, ringsum freien Felsblock flüchtet. Während der laut brummende Bär hinkend ihn verfolgt, ladet der Jäger aufs Neue, indem er den Felsen fortwährend umläuft. Da, als die Büchse wieder schußfertig ist, stellt er sich zum zweiten Male und trifft das Thier, abermals jedoch, ohne es tödtlich verwundet niederzustrecken. Die Wuth des Bären wird dadurch nur gesteigert, und, bald rechts bald links den Block umgehend, entsteht nun ein Haschens- und Versteckens-Spiel zwischen dem fortwährend blutenden Thiere und seinem flüchtenden Verfolger, das von Augenblick zu Augenblick schrecklicher zu werden beginnt. Denn weit und breit nur felsig-todte Einöde, — kein rettender Freund, kein kampfunterstützender Jagd-Genosse. Der Sins'er Bauer verliert noch immer nicht seine Geistes-Gegenwart und die gewiß seltene Kaltblütigkeit; im Springen gelingt es ihm, die

Büchse zum dritten Male zu laden und den dritten Schuß auf seinen Gegner abzufeuern. Ob dieser traf, ist unbestimmt. Zu seinem Entsetzen entdeckt aber der Jäger nun, daß seine Munition zu Ende ist; wahrscheinlich hatte er einen Theil derselben während des springenden Ladens verloren. Das Verfolgungsspiel beginnt gräßlich zu werden. Zwar zeigen sich die Blutverluste des Bären immer mächtiger, aber die Wuth desselben steigert sich immer mehr. Noch eine Zeitlang setzt der nun fast die Besinnung verlierende Ketspler das Fluchtspiel um den Felsenkloß fort und glaubt das Thier so zu ermatten, daß ihm zuletzt die Kraft zur weiteren Verfolgung fehle; — aber vergeblich. Stets fort und fort sieht er sich von dem lautbrüllenden Ungeheuer auf Schritt und Tritt verfolgt, bald unmittelbar dicht hinter sich, bald durch Umkehr ihm entgegenkommend. Die Kniee zittern ihm, der Fuß wird unsicher und strauchelt ein übers andere Mal, — der Athem geht ihm aus, und in Schweiß gebadet wähnt er jede Sekunde ohnmächtig niederstürzen zu müssen. Da endlich ermattet auch das Raubthier, sein Gebrüll ertönt nur noch stoßweise, und Unterbrechungen im Laufe treten ein. Diesen Umstand benutzt der auf den Tod geängstete Jäger und stürmt, mit letztem Aufwand aller seiner Kräfte, dem Thale zu, — lange Zeit ohne umzuschauen, ob er verfolgt werde oder nicht. Er war gerettet, vermochte aber kaum seine Wohnung zu erreichen. Eine schwere Krankheit warf ihn aufs Siechbett. — Nachbarn, die am anderen Morgen gutbewaffnet an die bezeichnete Stelle gingen, fanden, den Blutspuren folgend, das Thier in ziemlicher Entfernung vom Schauplatze des entsetzlichen Jagdspiels verendet.

Nicht mindere Geistesgegenwart und rettende Entschlossenheit entwickelte einst der als Gamsenjäger hochberühmte Colanai von Pontresina im Ober-Engadin. Auf seinen Streifzügen entdeckte er eines Tages die unverkennbaren Fährten eines Bären und verfolgte dieselben über ein nur wenige Fuß breites Felsenband (ähnlich dem, wie es unsere Abbildung des Gamsenjagd-Abenteuers zeigt) bis zu einer Höhle, von welcher der Pfad auslief. Da es schon spät am Tage war, und er nur eine leichte Büchse bei sich trug, so beschloß er den Angriff auf das Thier zu verschieben und nahm seinen Milchweg mit der größten Vorsicht.

Am anderen Morgen, zu rechter Jägerzeit, noch ehe es tagte, ging er, von seinem damals zwölfjährigen Sohne begleitet, mit der besten Doppelbüchse bewaffnet, vor die Bärenhöhle; auch der Knabe trug eine gleiche Waffe. Nicht lange liegen Beide auf der Lauer, der Alte kniet zuvörderst, der Knabe dicht hinter ihm, als es da drinnen lebendig zu werden beginnt. Bald funkeln zwei Augen, den Kohlen gleich, aus dem Dunkel der Höhle hervor, und der alterfahrene Schütze sendet ihnen die erste, wohlgezielte Kugel entgegen. Sie hat getroffen, denn laut stöhnendes Geheul erschallt aus der Tiefe; zugleich aber auch entwickeln sich die dunkeln Umriffe immer mehr, und im nächsten Augenblick kriecht eine gewaltig große Bärenmutter aus der Höhle hervor. So wie Colani des Schusses sicher zu sein glaubt, giebt er die zweite Salve. Sie zerschmettert dem Ungethüm die rechte Vorderpfote, das mit donnern- dem Gebrüll zwar niederstürzt, jedoch sofort sich wieder erhebt, vollends hervorkriecht und sich zum Kampfe auf den beiden Hinterbeinen emporrichtet, da ihm die vorderen den Dienst versagen. — „Vater! soll ich schießen?“ ruft der über seines Vaters Rücken im Anschlag liegende Knabe, vor Begierde zitternd. Aber der alte Colani verliert nicht einen Augenblick seine entsetzliche Jäger-Ruhe und kalte Besonnenheit. Der nächste Schuß mußte unbedingt dem Thiere ein Ende machen, sonst war's um ihn und sein Kind geschehen. — „Gib mir die Büchse!“ herrscht er, ohne den Blick von seiner Beute zu verwenden, dem Knaben zu und wechselt, während der Bär nur wenige Schritte von ihm entfernt ist, mit fester Hand die Waffe. So läßt er das hochaufgerichtete Thier in fürchterlicher Ruhe so dicht herankommen, daß fast die Mündung der Rohre in den weit aufgerissenen Rachen der Bestie reicht. Ein Druck, — der erste Schuß versagt, — der zweite knallt, und die Kugel jagt durch das Gehirn, daß das Raubthier mit schwerem Fall zusammenstürzt. Da leidet's den Bub nicht mehr; im Nu hat er am jähem Abhang den Vater umklettert und hämmert mit verkehrter Büchse auf den Schädel des röchelnden Feindes ein, daß diesem der letzte Lebensfunken entflieht. — Colani ist schon lange gestorben, aber der 12jährige Bub ist jetzt ein muthiger Gensjäger und im Sommer Führer zu dem Gipfel des Piz Vanguard.

Eins der neuesten und putzigsten Bären-Abenteuer ereignete sich am 18. August 1860 Mittags auf dem Bussalora-Paß. Ein Bergamasker Schaaßhirt, dem einige Schaafe todtgefallen waren, hatte denselben das Fell abgezogen, das noch brauchbare Fleisch ausgeschnitten und Alles auf sein Pferd geladen, um es in seine Hütte zu bringen. Nicht an die mindeste Gefahr denkend, reitet er, nach Bergamasker Art seitwärts sitzend, die Straße, als er plötzlich zwei jungen Bären begegnet, deren einer, von dem ungewohnten Anblick erschreckt, laut zu blöfen anfängt. Die Bärenmutter, im Wahn, es begegne ihren Kindern etwas Böses, stürzt aus dem Walde hervor und greift Roß und Reiter wüthend an. Der Hirt springt ab und überläßt, um sich zu retten, seinen Gaul dem Zufall. Dieser, muthiger als sein Herr, schlägt mit den Hinterhufen so kräftig aus, daß die Bärin, von den gepfefferten Ohreigen betäubt, einigemal zurücktaumelt, immer aber sich wieder erholt und aufs Neue ihre Angriffe fortsetzt. Durch die exzessiven Bewegungen des Pferdes ist der braune, grobe Wollentuchmantel des Hirten, mit dem die Fleisch- und Fell-Ladung überdeckt war, locker geworden und fällt bei einem neuen Sturm der vor Raserei blind tobenden Bärin über den Kopf. Diese, im Wahn, ein Feind umnachtete sie also, läßt nun das Pferd in Ruhe und begiebt sich mit ihren Zungen daran, den Mantel in Millionen Fetzen zu zerreißen, während der Hirt mit seinem Gaul eiligst die Flucht ergreift und glücklich das Ofen-Wirthshaus erreicht, wo ihn eine Krankheit überfiel.

Der Sommer 1860 war überhaupt außerordentlich bärenreich; im Unter-Engadin kamen sie oft bis in die unmittelbare Nähe der Dörfer, und bei Sülz war's der Fall, daß ein großer, ausgewachsener Meißter Fetz etwa eine halbe Büchsenchuß-Weite von der Landstraße unbesorgt weidete, während ein Fuhrmann aus Leibeskräften mit der Peitsche knallte, um ihn zu vertreiben, und jenseit des Inn mehr denn ein halbes Duzend Leute mit Heuen beschäftigt waren. — Bei Zernez hatte kurz vorher ein Bär in der Zeit von zehn Tagen 17 der fettesten Schaafe geraubt.

Der Bär ist ursprünglich scheu, ja fast möchte man sagen feige; er flieht mit seiner Beute, wenn er eine Heerde beraubt hat, als ob das böse Gewissen ihn jage, die Nähe der Menschen. Lediglich wenn

er gereizt, angegriffen wird, oder wenn er seine Jungen bedroht wähnt, geht er zur Offensive über. Frecher als Meißter Braun ist unter den Alpenraubthieren der Geyer und Adler. Er wartet nicht den Angriff ab, sondern er greift selbst an, jedoch nur nach ungemein kluger Berechnung, wenn er glaubt, seines Erfolges gewiß zu sein. Gemsenjäger, Wurzelgräber, Wildheuer wissen genug Fälle zu erzählen, wo sie an jäher Felsenwand von einem großen Raubvogel überrascht wurden und derselbe versuchte, durch Flügelschlag die Kletternden in den Abgrund zu stürzen. Christian Danuser von Felsberg, Forstaussseher im Val Misocco (Graubünden) stand eines Morgens um die Mitte des Octobers 1856 dicht am Rande einer hohen Felsenwand und spähte nach Gemsen in die Tiefe hinab. Durch ein starkes, rasch wachsendes Rauschen in der Luft aufgeschreckt, erblickt er in einer Höhe von etwa 60 Fuß über sich einen großen Steinadler, eben im Begriff, mit eingezogenen Schwingen sich auf ihn herabzustürzen. Danuser, der die meuchlerische Angriffsweise dieses Thieres wohl kannte, springt eilends einige Schritte zurück, wirft sich zu Boden und liegt kaum auf dem Rücken, als der Adler herabschießt und so nahe an ihm sich vorüberschwingt, daß er ihn noch mit den äußersten Spitzen des einen Flügels streift. Kaum ist das in seinem Schuß mit vollster Gewalt herabsausende Thier an dem Bedrohten vorüber in die Tiefe, als dieser schleunigst emporspringt und seine Kugelbüchse auf den langsam sich wieder hebenden Adler anschlägt und ihn in dem Moment niederschießt, als er zum zweiten Male sich anschickt, einen Angriff zu unternehmen. Die Kugel des entschlossenen Schützen hatte die Brust des Vogels durchbohrt, und mit einem mächtigen Klapp (wie Danuser sich ausdrückte) fiel er vor ihm nieder. Jetzt ziert das schöne Exemplar ausgestopft eine Sammlung zu Frankfurt am Main.

Dorfleben im Gebirge.

Im Dorfe wohnt ein friedlich-still Geschlecht,
Das, weil es nie des Glückes Gunst erfährt,
Auch nicht des Glückes Launen fürchten darf, —
Das tausend Dinge, die die Stadtbewohner
Zu ihrer Qual besitzen, gar nicht kennt, —
Und dessen Schicksal, meistens an den Gang
Der stets ausgleichenden Natur gebunden,
Wenn's leicht verwundet, schnell auch wieder heilt.

Mit dem Dorfleben im Gebirge geht's fast eben so, wie mit der geträumten Poesie des Sennen-Lebens auf den Alpen; man denkt sich dasselbe in gewissen Beziehungen viel ideal-romantischer, als es in Wirklichkeit ist. Der schwärmende Besucher aus dem Flachlande, dem alle Reise-Unnehmlichkeiten zu Gebote stehen, nimmt nur den wohnigen, berausgenden Eindruck der sommerlichen, düst-blauen Morgenlandschaft in ihrer Totalität, oder den beseligenden Abendfrieden mit seinen wunderheimlichen Staffagen aus dem Alpenthale mit hinweg, und überträgt diese Sättigung seiner Gefühls-Bedürfnisse nun auf das Dorf, in welchem er weilte, auf seine Bewohner und deren erwerbliche und gesellige Zustände, ohne dieselben in ihren inneren Verhältnissen und Beziehungen eigentlich kennen gelernt zu haben; er konstruirt sich unter Zuhilfenahme des Vorhandenen ein ideales Alpendorf aus den Phantasieen, welche in glücklichen Stunden ihn umranken, und schafft dadurch ein Ding, welches in Wirklichkeit nicht existirt.

Der Alpenbauer, wie wir ihn bereits in einzelnen Umrissen kennen lernten, ist allenthalben, diesseit und jenseit des Gebirges, ein ungemein derber, höchst prosaischer Mensch, der sich beim ersten Anblick (vielleicht Tracht und Haltung ausgenommen) wenig vom Bauer des Flachlandes unterscheiden würde, wenn hinter seiner Nüchternheit und in seiner Prosa nicht ein weit kernigeres Naturell eine gewisse urwüchsige Originalität, man möchte fast sagen ein klassischer Ernst steckte. Er ist bei Weitem nicht so dressirt und gehobelt wie ein großer Theil der agrikolen Bauern, die durch ihre fortwährende Beziehung zum Stadtleben viel von diesem gelernt und aufgenommen haben; aber eben darum ist er auch wahrer, ursprünglicher und trägt weniger fremdes Wesen in sich als jener. Es ist die Eigenthümlichkeit, die bei jedem Gebirgsvolke gegenüber dem Flachlandsbewohner, heraustritt; das patriarchalische Moment, getragen und gehoben durch die kräftigere, präzisere Ausdrucksweise, die wiederum ein Resultat der Einwirkungen jener imposanten, oft furchtbar-erhabenen Natur sind. Sie stählt und kräftigt nicht nur den Körper, sondern auch den Charakter des Volkes, das, unbekannt mit den im Sturme sich häufenden, täglich neuen Bedürfnissen der großen Welt, genügsam in seinen Lebens-Ansprüchen ist und in einer Altherkömmlichkeit der Sitten und Gebräuche verharret, die, eben ihrer uns fremd gewordenen Alterthümlichkeit halber, uns auf-fallen und anheimeln.

Diesen ungekünstelten, naturgemäßen Lebensformen begegnen wir zunächst und am Unmittelbarsten an dem uns fremden Habitus der Häuser. Sie sind ein integrierender Theil der uns entzückenden Landschaft und beleben dieselbe durch ihre weit über die Matten zerstreute Lage ungemein. Dennoch aber würden sie den malerischen, poetischen Effekt nicht erreichen, wenn wir an ihnen nur eben wieder den uns bekannten, geraden Linien, den äußerlichen Merkmalen der modernen Tieflands-Architektur und den nüchternen, weißen Anstrichfarben begegneten. Die Wohnungen in den Alpenbörsern sehen nicht aus wie Kunstgebilde von Menschenhand, — sie scheinen mit den Bergen und Bäumen aus der Erde gewachsen zu sein. Da ist noch die saftige, weiche, braune Hofsfarbe, wie sie die Natur den Stämmen selbst verlieh, da sind die silberglänzenden Schindel-

dächer, auf denen schwere bemooste Steine lasten, die trogenden Hüter gegen den wilden Föhn. Breit und niedrig steht es da, das Berghaus, als ob's vom jahrelangen Druck der Steine und des Schnees halb in den Boden versenkt wäre; aber gerade diese behäbige, lagernde Breite giebt ihm eine unendlich wohlthätige Ruhe, die der erhabenen Einsalt und Stille der Alpenwelt entspricht. So vortheilhaft nun diese Häuser in der landschaftlichen Komposition wirken, so wenig würde deren innere Verfassung und Einrichtung den Besucher befriedigen. Die mehr oder minder allen Hirten-Völkern eigene geringe Sorgfalt für die Reinlichkeit ihrer Wohnungen zerstört jede idyllische Illusion. — Ueber alle Begriffe einfach ist der Hausrath; ein großer Theil desselben ist Produkt eigener Handfertigkeit, und es giebt noch manches Dorf der inneren Alpen, in denen das eiserne Thürschloß noch keine Aufnahme und Anwendung gefunden hat und der brennende Kienspahn die Stelle des Talglichtes oder der Dellampe vertreten muß. Dem Rauch vom Herd und Ofen ist kein Raminweg angewiesen, durch den er seinen Ausgang suchen muß; in vielen Berghäusern geht die Schornsteinleitung bis in den Bodenraum, und dort dampft es dann durch alle Rufen und Spalten des Daches hinaus. Menschen und Vieh leben und gedeihen gemeinsam im gleichen Hause; die Stallungen nehmen meist einen wesentlichen Theil desselben ein und schützen durch ihre natürliche Wärme im strengen Winter gegen die scharfe Kälte.

Betritt man dann des Alpendorfes Kirchlein, so ist's auch hier wieder, als ob man einen Riesenschritt zurück ins graue Mittelalter machte. Die meisten sind im Bau Urtypen der Einfachheit und verrathen kaum, aus welcher Zeit sie stammen, welchem Styl sie angehören. Das Innere hat einst die fromme Einsalt mit allerlei Zierathen oder die Hand eines wandernden Maler=Dilettanten mit Bildwerk aus dem Leben des Orts=Patrons oder anderen Heiligen=Legenden geschmückt, in denen gewöhnlich der Teufel mit Hörnern und Pferdefuß eine haupttächliche Rolle spielt; da ist's denn nicht selten der Fall, daß die liebe Dorfjugend an diesen höllischen Mißgestalten ihren Zorn ausgelassen und den Herrn Satan im heiligen Glaubenseifer ganz zertrübt hat. Oder man findet plötzlich, zu seiner größten Ueberraschung, ein neues, von tüchtigem Künstler

gemaltes Altarblatt und hört bei weiterer Nachfrage, daß ein Münchener oder Düsseldorf'scher Maler, der einen ganzen Sommer lang im Wirthshäusle des Dorfes logirt, dies Bild gemalt und dem Kirchlein geschenkt habe? — Indessen giebt's auch Alpendörfer, ganz versteckt, zu hinterst im Thal, die Gotteshäuser haben, groß, edel im Styl, sogar prunkvoll in der Ausföhrung, mit Marmorsäulen und trefflichen Bildschnitzereien, — Kirchen, die jene mancher ehemaligen Reichsstadt weit übertreffen. Entweder steht oder stand ein Kloster dort, welches aus seinem wohlgespickten Säckel und unter Beihülfe der dienst-eigenen Thalleute den überraschend-schönen Bau herstellte, — oder es lebte einst in diesem von der Welt abgeschiedenen Alpenwinkel ein Mann, der seine Nachbarn zu solch' großem Werk zu entflammen wußte, daß Alle Hand anlegten, bis das Gebäude vollendet dastand. — Die Herrschaft der äußersten Gegensätze, die in den Alpen allenthalben zu Tage tritt, zeigt sich auch hier.

Und nun das Leben selbst in diesen Dörfern, in diesen großen Einsiedeleien Central-Europas, — wie tritt auch hier uns wieder so viel Urausfänglich-Einfaches entgegen! — Ohne Beistand der Wehmutter, ohne ärztliche Hülfe, treten die meisten Alpenbewohner in den Kreis ihrer Familie ein. Die erste Pflege, welche ihnen wird, sieht nicht selten weit unter jener, mit der die wilde Bärenmutter ihre Jungen instinktiv versorgt und hegt und schützt. Nicht wenig Gegenden im Alpenlande sind's, deren Bewohner den Kindersegen als eine große materielle Last betrachten; denn ist's die Armuth allein, welche die wandernde Savoyarden-Jugend in die ferne, fremde Welt, ohne Schutz, ohne Anhalt, ohne Mittel hinausjagt und ihrem Schicksal preisgibt, — oder ist's nicht vielmehr das beinahe vertrocknete Gemüth, das selbst zu Fels und Stein gewordene Elternherz, das diesen zur Volksgewohnheit gewordenen Akt immer wieder erneuert? — Aus diesem Grunde ist auch der Akt der Taufe in vielen Gegenden der Alpen durchaus kein Familienfest. Und wiederum liegt der äußerste Gegensatz dicht daneben. Dort, wo das Volk, sei es aus Glaubenseifer und Ueberzeugung, oder gedrängt von der Nothwendigkeit, Werth auf das Sakrament der Taufe legt, finden oft weite Wanderungen bis zur Kirche der Gemeinde, mit dem erst wenige Tage alten Kindelein statt; denn Haus

tausen sind in den Alpen unbekannt, und nicht jedes Dorf, nicht jeder weit in einem Seitenthal gelegene Weiler oder Hof hat seine eigene Kirche. Die evangelischen Walliser gingen, als vor einigen Jahrhunderten nach der Reformation ringsum das katholische Glaubensbekenntniß wieder angenommen wurde, mit ihren Täuflingen über Schnee und Eis, wohl 6 bis 7 Stunden weit, nach dem protestantischen Grindelwald, um dort vom Pfarrer ihres Glaubens die kirchliche Weihe über die Aufnahme ihrer Kinder in den Bund der Christenheit sprechen zu lassen, — einen Weg, den heutzutage der kühnste Berggänger kaum zurückzulegen sich getraut, weil Alles furchtbar vergletschert und von Firnschründen zerrissen ist. Da zeigt sich eben wieder die Kraft und Konsequenz des Aelplers, — der Ernst und die Ausdauer, der feste Wille und der Muth nicht nur in Dingen des alltäglichen Müßens und Sollens, sondern auch in Sachen eigenen Entschlusses, eigener, freier Meinung; so zäh wie er in seinen physischen Anstrengungen ist, eben so nachhaltig ist er auch in den Resultaten seines Nachdenkens, seiner Willensfreiheit.

Kast lediglich der natürlichen Körperentwicklung überlassen, wächst nun das Kind, halb nackt, unter und mit den Thieren des Hauses auf. Während der besseren Jahreszeit ist sein Tummelplatz auf der schwellenden Matte, welche das „Heimet“ umgibt, im Walde und ob jäher Felsenfluh, intimer umgeben von tausend Gefahren — hier des Sturzes in den Wildbach und des Zerschmettertwerdens durch Steinschläge, dort des Ertrinkens im See oder der Vergiftung durch Beeren und Pflanzen; aber wie nicht der Friede, sondern der Krieg seine Helden groß zieht, so dienen auch alle diese der zarten Jugend drohenden Schrecknisse nur dazu, das Alpenkind für sein ihm bestimmtes Loos im Leben vorzubereiten und zu kräftigen. Es müßte allenthalben ein spartanisch-männlicher, eisenfester Volksschlag erwachsen, wenn nicht vielseitig die gänzlich vernachlässigte Hautkultur und das Leben in engen, oft mit pestartig-verdorbenener Luft gefüllten, während des Winters überheizten Stuben einer gesunden, normalen Körperausbildung wesentlich hindernd entgegenträten. Darum in einzelnen Gebirgsgegenden, wo noch andere beeinflussende Faktoren mitwirken,

die auffallende Menge von Cretins, blödsinnigen und nur halb entwickelten Menschen. Die Schule quält den jungen Weltbürger der Alpen mit Wissensbelästigungen herzlich wenig; drei bis vier Elementar-Fächer, innerhalb der engsten Gränzen, genügen, um die Basis für den geistigen Horizont des ganzen Lebens zu legen, — alles Uebrige muß die Praxis späterer Jahre lehren. Und diese Schulzeit, — o nachahmungswürdiges Beispiel, Seligkeitsgedanke der unterrichtsfeindlichen, stundenschwänzenden Jugend, — dauert jährlich nur sechs Wintermonate; den ganzen schönen, langen Sommer über, von Ostern bis Michaeli, sind Ferien, — Ferien für Lehrer und Schüler. Was von den Gehirn-Nerven während des Winters dürftig aufgesogen und von den zugespitzten Fingern technisch erlernt wurde, hilft das freie, ungebundene Sommerleben innerhalb der Berge und an den Kräuter-duftenden Halben glücklich wieder verschwitzen; nur einige Zahlenreste für die Haus- und Markt-Arithmetik, etwas Lesefertigkeit und die oft schwer entzifferbaren Hieroglyphen der Namens-Unterschrift, sind in sehr vielen Fällen die ganzen für die Zukunft eroberten Schätze der Schulweisheit. Und unter welchen erschwerehenden Umständen werden diese geringen Fertigkeiten gewonnen? — Der Lehrer, — armer Mann! — er sieht, was sein Honorar betrifft, gewöhnlich mit dem Hirten auf gleicher Höhe des Einkommens, — nicht selten im Gehalt noch unter diesem; er ist ein wandernder Scholarch, der sehen mag, wo ihm die Vorsehung zur Sommerszeit ein anderes Brod bescheert, — der, wenn er selbst ein kleines Häuschen und Land nebst einigen Stücken Vieh besitzt, die unterrichtsfreie Zeit mit Land- und Hand-Arbeit ausfüllt. In mehr als hundert Dörfern giebt's gar kein Schulhaus; ein kleines Zimmer in des Pfarrers Wohnung oder beim Kaplan, wo kaum die Hälfte der Kinder Raum zum Sitzen findet, muß dessen Stelle vertreten. Der Schulmeister hat dann ein Schlaffammerlein im gleichen Hause oder wo es sonst Platz für ihn giebt, und hospitiert heute hier, morgen dort am Mittagstisch der Bauern. Die Kinder aber kommen oft eine Stunde weit in Schnee und milдем Wetter zur Schule.

Tritt nun der Knabe ins Leben ein, so hängt, wie überall, seine Zukunft von der Eltern Besitz, von der Zahl seiner Geschwister

und hundert anderen Umständen ab. Gar mancher arme Bube, der einst die Ziegen hütete und wenig mehr als seine Kleidung sein Eigenthum nannte, gelangte dennoch zu Reichtum und Gütern. Da sind vor Allen die Graubündner ein wunderbar spekulatives Volk. Das große, schwach bevölkerte Land sendet alljährlich eine namhafte Zahl seiner Angehörigen ins Ausland, damit sie dort ihr Brod erwerben. Was ihnen daheim am Mindesten geboten wird, Zucker und Leckereien, das legt den Grund bei Vielen zu nicht geringem Wohlstand. Als arme Knaben wandern sie, mit dürftigem Zehrpfennig und einer Reise-Empfehlung ausgerüstet, weit nach Italien, Rußland, Deutschland und Frankreich, um bei einem dort etablirten Konditor als Helfershelfer und junger Dienstknecht einzutreten. Hier müssen sie Kakao reiben, Zucker mörsern, Kaffee kochen lernen, und bilden so sich nach und nach als Schweizerbäcker aus. Die wenigen Pfennige Lohn und Trinkgeld ersparen sie mit Harpagons-Geiz. Inzwischen findet sich Gelegenheit, mit einem anderen Landsmann ein kleines Stübchen zu miethen, selbst einen Kastanien-Handel, eine kleine Chokoladen-Fabrik oder Kaffee-Siederei zu etabliren. Aus den verdienten Groschen werden Thaler, die Kompagnons trennen sich, um Jeder nun auf eigene Faust dem Gelderwerbe weiter obzuliegen, sie richten größere Geschäfte ein und das hohe Mannesalter findet sie als reiche Leute. Da treibt sie denn die Sehnsucht wieder heim ins alte, liebe Vaterland, wo sie nach und nach Güter, Wiesen, Häuser erwerben, und dort verleben sie in stiller Einsamkeit den Abend ihres Lebens. — Oder der Tyroler ist als Kaiserjäger in den Garnisonen Oesterreichs zum festen Manne herangereift, hat kapitulirt und dient dem Vaterlande, bis der Tod auf dem Schlachtfelde ihn heimruft oder eine armselige Civil-Versorgung ihn dürftig im Alter erhält. Die meisten Alpenknaben aber, die nur einige Mittel besitzen, bleiben in ihren Bergen, und weichen in ihrer Lebensart nicht eine Linie breit von dem althergebrachten Wirthschafts-Betriebe der Ureltern ab. Je nach ihren Fähigkeiten und den ortsüblichen Beschäftigungen widmen sie sich entweder der Viehzucht, lernen die Märkte und den Handel kennen, und versuchen selbst ihr Glück, oder sie werden Flößer, Holzhacker, Wurzelgräber und im Sommer vielleicht Fremdenführer. Nur wenige Gegenden

giebt's, in denen, wie im Berner Oberlande, ein eigentlicher Fabrik-Erwerb und industrielle Thätigkeit Raum gewonnen haben.

Der Aelpler hängt in seinen Lebensbedürfnissen weit weniger von fremder Hülfe und fremden Erzeugnissen ab, als der Bauer des Flachlandes. Fleisch, Milch, Käse und Butter liefert ihm der Stall, rauches, schwarzes Brod geben ihm die selbstgebauten Körnerfrüchte, und seine Körperbekleidung webt er selbst. Es giebt Familien in den Bergdörfern, die Monate lang nicht das kleinste Geldstück für ihren Lebensunterhalt zur Hand zu nehmen brauchen. Wirthshäuser giebt's in gar vielen Alpenthälern nicht, und wo dennoch solche existiren, da sind es mehr Sprech- als Zech-Häuser. Da sitzen z. B. die Bauern des vom Spoel durchflossenen Vivinen-Thales oft Stunden lang im Wirthshause beisammen, qualmen ihren (zu österreichischer Zeit ausschließlich gebräuchlichen) Regie-Tabak, ohne einen Tropfen Wein oder Branntwein zu verzehren; dabei aber schreien sie so entsetzlich und disputiren beim Moraspiel so fieberhaft aufgereg, als ob sie über und über berauscht wären. Solche freundschaftliche Besuche im Wirthshause, bei denen durchaus nicht die Absicht zu Grunde liegt, irgend Etwas verzehren zu wollen, kommen auch in den Alpendörfern deutschredender Bevölkerung, mehr jedoch in denen der italienischen Alpen vor. Es ist ein Akt der altgerühmten Gastfreundschaft aller Gebirgsvölker; die Einsamkeit und das Bedürfniß menschlicher Gesellschaft führt sie zusammen, ohne daß Gaumen und Magen gewohnheitsgemäß dabei ihren Tribut fordern. In jenen Thälern, in denen keine Wirthshäuser existiren, ist oft der Mann der Seelen-Pflege: der Pfarrer oder Kaplan, zugleich auch Pfleger der Hunger- und Durst-Bedürfnisse fremder Wanderer; im Wallis, im Kanton Unterwalden und noch in anderen Gegenden ist der Weinzapfen und der Käselaib ein Accidenz-Erwerb der Geistlichen.

Es giebt eine große Menge von Alpendörfern, in denen die äußerste Einsamkeit und das absolute Stilleben sich niedergelassen haben; wohl aber wenige werden vom Rosnerhof am Dethaler Ferner in Tyrol übertroffen, wo einst der vom Konzil zu Konstanz geächtete Herzog von Oestreich, Friedrich mit der leeren Tasche, ein verborgenes Asyl fand. Vier Brüder wirthschafteten dort mit-

einander und üben alle Handwerke gemeinsam aus, die sie für ihren Lebensbedarf beanspruchen müssen; wie eine Robinson'sche Kolonie sind sie von allem Verkehr ziemlich abgeschlossen, und der Winter in dieser Höhentlage von mehr als 6000 Fuß über dem Meerespiegel trennt sie für fast halbjährige Frist von den nächsten Nachbarn.

Bei aller dieser Abgeschlossenheit von der lärmenden, in Genüssen sich überstürzenden Außenwelt geht's dennoch in manchen Alpengegenden, je nach des Volkes Temperament und Sitten, zu Zeiten ganz fröhlich und vergnüglich her. Der sommerlichen ländlichen Feste, der Alpen-Ausfahrt, des „Goh-Messe“-Tages, der Schwingeten und Alpstubeten wurde schon ausführlicher gedacht; aber damit begnügt sich das Bergvölklein noch nicht. Auch wenn die Heerden wohlgehalten und gemästet von den hohen Tristen heimgekehrt sind, feiert Alt und Jung die Wiederkunft der Hausgenossen; das ist die Aelpler-Kilbi, die mit dem Kirchweihfest auf manchen Orten zusammenfällt. Da geht's denn ländlich, sittlich her. In manchen Thälern des Wallis bringen sie den Decem dem Pfarrer ins Haus, bestehend aus großen, fetten Käsen; Wohllehrwürden regalirt dagegen die Spender mit einem festen, wohlbereiteten Mittagsmahl, bei dem es dann an Wein nicht fehlen darf. Im Kanton Unterwalden zieht die ganze Sennenschaar, mit Blumensträußen überschwänglich ausgestattet, an einem Herbstsonntage in die Kirche und nimmt daselbst die Ehrenplätze des Tages auf den vordersten Bänken ein. Nachdem das Standbild ihres Schutzpatrons, des heiligen Wendelinus, auf dem Altare ausgestellt ist, hält der Ortsgeistliche eine Predigt zum Lobe des Hirtenstandes, und der übrige Theil des Gottesdienstes verläuft nach dem Ritual. Nun aber, wenn die Kirche zu Ende ist, beginnt draußen vor den Thüren ein jubelvolles Leben. Die Musiker schmetternd ihre Fanfaren lustig hinaus, hoch weht die Aelpler-Fahne, und der heilige Wendelinus wird in jauchzender Prozession, begleitet vom Pfarrer, durchs Dorf getragen. Als Wildmann und Wildweib verkleidete Burschen, ganz in grünes Tannenreis gehüllt, mit Bärten von der langen Rag-Flechte (*Usnea barbata*) treiben Tollheit über Tollheit, indessen kunstgeübte Fahnenstecher sich produziren. So geht der Zug zum Wirthshause, wo die Begeisterung aufs Höchste steigt und

mit einem schönen Akt der Humanität in der Weise geschlossen wird, daß der Bratenmeister den Aermsten der Gemeinde den mit Blumen geschmückten Kirchweihbraten und eine große Kanne Wein zum Besten giebt. Am anderen Morgen dann, wenn Alle ausgeschlafen haben, beginnt, nach abermaligem Gottesdienst, der Tanz, der lärmend und tobend so lange fortgesetzt wird, als sich nur noch ein Bein regen kann. — Noch toller treiben's die Appenzeller auf ihrer Kilbene zu Urnäsch; dort geht es Tag und Nacht in Saus und Braus. Und was gilt dann als die größte Ehre für ein Mädchen, das vom Kirchweihfeste kommt? Was glaubt man wohl? Blitzblau und blutig-gestößene Ellbogen! das ist ein Zeichen, daß sie brav Tänzer hatte und keine Allemande auszulassen brauchte. Der Saal, in welchem getanzt wird, ist für die Menschenmenge nämlich so klein, daß bei dem ungestümen Drehen die entbößten Ellbogen allenthalben anstoßen, und daher die blutigen Siegesmaale. — Im Graubündner Vorderrheinthal findet ein solches Tanzfest zur Fastnachtszeit statt, welches drei Tage und drei Nächte dauert; zu diesem bringen die Tanzgäste selbst ihre Speisen mit und entnehmen bei dem Wirths blos den Wein. Die Lust an Tanzen (das meist nur an wenigen Tagen im Jahre gestattet wird) ist so groß beim Alpenvolke, daß die wunderbarsten Erscheinungen dabei vorkommen. So ist's im Appenzeller Lande der Brauch, daß nach der s. g. „Trägete“ d. h. nachdem das Heu von den Vorbergen herunter in die tiefer liegenden Gaden getragen ist, von dem Besitzer den ledigen Burschen, die sich bei der Trägete betheiligten, in einer Scheunen-Tenne ein Tanz mit einem sehr frugalen Essen als Entschädigung gegeben wird. Da drängt sich denn Alles herzu, an dieser Hülfsleistung sich zu betheiligen, — nur um einige Stunden ausgelassen tanzen zu können.

Auch die Winter-Abende sind lange nicht so still, als man bei der zerstreuten Lage der Häuser wohl glauben sollte. Die Weiber halten ihre „Spinneten“, bei denen allerlei abenteuerliche Geschichten und abergläubischer Hofuspokus erzählt werden; und haben sie dann ihre Phantasie aufs Aeußerste erhitzt, dann begegnet's in katholischen Thälern wohl, daß Alle ein gemeinsames Gebet, mitunter eine halbe Stunde lang, herzusagen beginnen, um sich gegen die Einwirkungen

böser Mächte zu schirmen und zu panzern. Im Urner Mayenthale an der Gotthardsstraße, das durch Lawinenstürze sehr bedroht ist, versammeln sich die Nachbarn bei stürmischem Winterwetter in einer der größten Wohnungen, um dort zu wachen und gemeinschaftlich ans Werk gehen zu können, wenn ein Alles begrabender Schneefall herniedermettern sollte. Damit aber den guten Leuten die Zeit nicht zu lang werde, durchtanzen sie die Schicksalsnacht beim Klange einer Geige oder Harmonika. So sumpt Gewohnheit selbst ein Schreckniß ab, an das der Fremde nur mit Entsetzen denkt.

Die winterlichen Abendzusammenkünfte, die Spinneten und Stubeten oder das „3' Licht geh“, an denen junge Leute beiderlei Geschlechts Theil nehmen, leiten gemeiniglich auch die Dorfschichten ein, deren unmittelbare Folge der „Kiltgang“ ist. Er herrscht nicht überall, und selbst da, wo er besteht, ist er nach seinen Einwirkungen auf die sittlichen Zustände sehr verschieden. Kiltgang bezeichnet die Erlaubniß, welche ein lediges Mädchen (mit Wissen ihrer Eltern) ihrem Liebhaber giebt, sie Abends besuchen zu dürfen. Bald findet dieses tête-à-tête blos am Fenster statt, so daß der Bursch an einer vor dem Hause aufgebauten Beige Scheitholzes hinaufklettert und so bis tief in die Nacht hinein mit dem Mädchen seiner Wahl sich traulich unterhält, weshalb es der Bewohner in den bayerischen und Salzburger Alpen „s Fensterln“ nennt, — oder die Zusammenkunft erfolgt im Kämmerlein der Geliebten und währt oft bis gegen Tages Grauen. In beiden Fällen regalirt das Mädchen den Burschen mit Naschwerk und Wein oder anderen geistigen Getränken. — Es ist eine uralte Sitte, die schon unendlich viel Unheil gestiftet hat, aber sich schwerlich bannen läßt. Da die Knabenschaft eines Ortes, d. h. die Summe der jungen, heirathsfähigen Burschen, es nicht duldet, daß Einer aus einem anderen Orte ihnen ins Gehege komme, besonders bei den Töchtern reicher Bauern, so hat der Kiltgang schon Mord und Todtschlag herbeigeführt, und leider haben die Kriminal-Gerichte fast alljährlich Prozesse abzuwandeln, die aus dieser alten Volkssitte resultiren. Mit List und Muth, mit Unerschrockenheit und tapferer Gegenwehr muß der Begünstigte, wenn er nicht zur Knabenschaft oder zu den „Nachtbuben“ eines Ortes gehört, sich die

Braut erkämpfen. Der Aelpler ist eben kühn und dorb in Allem was er thut und unternimmt.

Der Festtag der Hochzeit hat nur in wenigen Alpenthälern volkstümlichen, poetischen Dufte und Reiz behalten, — in den meisten Gegenden ist dieser minnigste Lebensmoment zu einem ziemlich nüchternen, von der Nothwendigkeit und vom Gesetz bedingten sozialen Akt abgeblaßt, der nur materiell mit Essen, Trinken und Tanzen, ohne alles symbolische Ceremoniell vollzogen wird. — Die sinnigsten Gebräuche, jedoch auch mit großen örtlichen Abweichungen, herrschen in dieser Beziehung noch im bayerischen Oberlande, im Salzkammergut, sowie in einem Theile von Tyrol, wo die kleidsame, flotte Volkstracht wesentlich das Ihrige zum Schmuck der Feier mit beiträgt. Dort wird in manchen Dorfschaften die Braut am Hochzeits-Vorabend schlau versteckt, und der Bräutigam muß wie ein feindlicher Feldherr mit Hülfe seiner Freunde alle Bewegungen der bräutlichen Partei beobachten und fortwährend die Umgebung des Hauses rekonosziren, um dann mit Uebermacht in das ausgekundschaftete Versteck eindringen und sich die Liebste erobern zu können. Ist er ein heller, pffiffiger Kopf, so greift er nicht eher an, als bis er sich seines Sieges versichert hält; schallendes Gelächter und gutmüthiger Spott verfolgen ihn indessen noch lange, wenn er ein- oder mehrmals sehlputscht. Wer es aufs erste Mal trifft, von dem nimmt man an, daß er einst ein besonnener, praktischer Hauswirth werde, der Alles recht angreife und mit offenen Augen aufs Ziel losgehe. —

Ähnliche Präliminarien kommen auch im Tessiner Livinenthale vor. Dort rückt der Bräutigam, von seinen Freunden und Verwandten begleitet, vor das Haus seiner Braut und begehrt deren Herausgabe. Langes Parlamentiren erfolgt, bei dem die possigsten und oft sehr witzige Bemerkungen mit unterlaufen. Endlich entschließt sich der Brautvater, die Hausthür zu öffnen und dem Bräutigam die gesuchte Herzensdame zuzuführen; aber gewöhnlich wird dann das älteste Mütterchen der Umgebung, womöglich mit Kropf oder Höcker am Rücken, oder eine angekleidete Strohuppe oder sonst irgend-welche Fopperei dem Bräutigam entgegen geschoben, worüber das versammelte Volk in stürmisch-jubelndes Gelächter aus-

bricht. Der Suchende, endlich der Faxeien müde, dringt nun mit Ungeflüm ins Haus ein und findet die festlich geschmückte Braut, die er triumphirend entführt.

Nur in verhältnißmäßig wenigen Gebirgsthälern herrscht noch die schöne Sitte, mit großem festlichen Zuge unter Begleitung befränzter Brautjungfern, die spielenden Musikanten voraus, zur Kirche zu gehen. Die Art, wie einst der Klostermeier von Mörlschachen den Brautlauf hielt, als er die Braut von Immensee (Schiller's Tell, IV. Akt, 3. Scene) abholte, ist längst außer Brauch gekommen. Auch in die Berge ist die Verflachung gedrungen und hat mit der Beseitigung der alten, nationalen Tracht auch manche schöne Sitte entfernt. Nur noch das Schießen auf dem Kirchwege aus alten, halb verrosteten Böllern, Pistolen oder Musketen, oder gar aus hohlgebohrten, in die Erde gegrabenen Holzröhren wird noch ziemlich praktizirt und ruft im taumelnden Freudenrausch durch Unvorsichtigkeit manche Schreckensstunde hervor.

Der Sonntag in Gebirgsdörfern hat etwas ungemein Erhebendes, Feierliches. Es ist, als ob die ganze Natur den Festtag mit begehe. Die gleichen wunderbar-akustischen Schallwände, welche den Ton des Alpenhornes so zauberhaft-modulirt wiedergeben, reflektiren auch das Glockengeläute in den Alpenthälern auf nicht zu beschreibende Weise. Der Klang scheint den Metallton zu verlieren und nimmt dagegen eine intensiver-gefüllte, innigere, wärmere Tonfülle an, wie sie den krystallinen Glasglocken eigen ist. Auf etwas erhöhtem Punkt ob einem Alpsee-Gestade an hellem Sommer-Morgen zur Kirche läuten zu hören, wie die rufenden und antwortenden Glocken von hüben und drüben ihre Klänge weit hinein in die Schluchten und Thaltiefen senden, und die ganze Landschaft rundumher in wonniger Ruhe den Tönen lauscht, gehört zu den sinnigsten Genüssen, welche die Bergwelt dem empfänglichen Gemüthe zu geben vermag. Da strömt es denn herbei aus allen Winkeln und hervor aus den dunkeln Tobeln und herab von den braunen Holzhütten über die maigrünen Matten, das Volk in seinem ländlichen Sonntagsstaat. Die Weiber und Mädchen, je nach Thalschaft Gebrauch, ernst und schwarz, im dicht gefältelten Lodenrock, oder in hellen, fröhlichen Farben, mit fed=genesteltem, malerisch geformtem

Wieder und silbernem Kettlein, gehen direkt ins Gotteshaus hinein, während die Burschen und Männer noch draußen stehen bleiben und Revue halten, bis das „ganze Geläute“ zusammen, als letztes Mahnzeichen, ertönt, und nun der Orgel mächtige Stimmen anheben und in den Gassen Alles still und lauschtig wird. — Da ist's Sonntag; da ist wirkliche Feier, mehr und ergreifender als in den Städten. — Und ist die Kirche dann zu Ende, so wandeln die, welche noch jüngst ein liebes Angehöriges der Familie verloren, auf die Gräber und schmücken sie mit frisch gepflückten Alpenrosen, oder zieren die einfachen, schwarzen Kreuze mit einem Immortellen-Kranz und Rosmarin und Nägelein. Die Burschen aber ziehen ins Wirthshaus, um sich zum weiten Heimwege zu stärken, oder es findet Gemeindeversammlung vor der Kirche statt, wo Proklamen der Regierungen, Aufgebote zum Militär-Dienst verlesen oder Orts-Beamte gewählt werden. Der Nachmittag aber vereint die männliche Jugend auf dem Schützenstand; denn die Büchse ist des Aelplers liebste Waffe, mit der er die Freiheit seiner Berge und seines Vaterlandes vertheidigt, wenn es irgend einem fremden Eindringlinge gelüsten sollte, Eroberungszüge dorthin unternehmen zu wollen.

Und ist das kleine, stille und bescheidene Leben der Alpen-einsamkeit durchgelebt, wird der Körper der Erde wieder anvertraut, von dem er kam, dann tritt uns auch in dieser letzten Feierlichkeit wieder ein ganz eigenthümlicher Moment entgegen. Drunten im Lande, wo alle Nachbarn beisammen wohnen und ihre Häuser um des Dorfes Kirchlein gruppiert haben, da ist (das landesübliche Ceremoniell abgerechnet) das Begräbniß eine Handlung, die sich fast allenthalben gleicht. Anders in den Alpen, wenn droben, stundenweit von der gemeinsamen Ruhestätte, der Erdenbürger zur Ewigkeit ingeht. Den Weg, den er allsonntäglich als Lebender zum Kirchlein machte, muß jetzt sein Leichnam im engen Bretterhaus zum letzten Male zurücklegen. So weit hinab ist's schwer, ihn zu tragen. Da ladet denn der Sohn des Vaters oder der Mutter Sarg, wenn's Sommer ist, auf einen kleinen, schmalen Karren, spannt aus dem Stall, was er just hat, ein Roß oder ein Stück Hornvieh davor und geleitet so die irdischen Reste hinab in's Thal. Ueberall, wo dieses Trauer-Gefährt vorüberkommt, tritt das Volk hinaus, betet

ein „Vater unser“ oder schließt sich dem Zuge an. Und hat der Winter seine Schneedecke über Berg und Thal geworfen, dann muß der Schlitten dem Verstorbenen den letzten Dienst erweisen. Der Sarg wird festgebunden, ein starker, kräftiger Mann, mit zwei Bergstöcken unter den Armen, setzt sich zuvorderst auf, lenkt mit den Füßen, und im jagenden Fluge gleitet der Leichen-Kondukt hinab.

Verzeichniß

neuer werthvoller

religiöser, pädagogischer, belletristischer,
historischer und Reise-Werke,

welche sich auch zu Festgeschenken eignen,
aus dem Verlage

von

Hermann Costenoble in Jena,

nebst

Beurtheilung derselben durch die deutsche Presse.

Vorräthig in allen Sortiments-Buchhandlungen oder
schnell durch dieselben zu beziehen.

v. Ammon, Christoph Friedrich, nach Leben, Ansichten
und Wirken. Ein Lichtbild aus der evangel. Kirche. Mit
Portrait. 8. broch. 5 Ngr.

Bunyan, Johann, Die Pilgerreise aus dieser Welt
in die zukünftige. Aus dem Englischen mit Einleitung
und Anmerkungen von Dr. Friedrich Ahlfeld, Pastor an
der St. Nicolai-Kirche zu Leipzig. Pracht-Ausgabe mit 12
Holzschn. 2 Tble. in 1 Bd. 8. broch. 1 $\frac{5}{8}$ Thlr. In elegan-
testem englischen Einbände mit reich vergoldeten Deckelver-
zierungen und Goldschnitt. 2 $\frac{1}{3}$ Thlr.

Vorstehendes Werk ist in England bekanntlich als Andachts-
buch ebenso verbreitet wie die Bibel. Dasselbe wird in vorste-
hender Ausgabe allein vollständig und in herrlicher Ausstattung
geboten.

Burow, Julie (Frau Pfannenschmidt). Das Buch der Er-
ziehung in Haus und Schule. Erste Abtheilung: Des
Kindes Wartung und Bileae und die Erziehung
der Töchter in Haus und Schule. Ein Handbuch für
Mütter und Erzieher. 8. broch. 27 Ngr.

Herr Dr. Diesterweg sagt in den Rheinischen Blättern über das Werk Folgendes: Man kann das Buch der Frau Pfannenschmidt für ein Buch, das einen Abschluß bringt, erklären, natürlich ohne damit sagen zu wollen, daß nun Alles gethan, nichts weiter zu denken und zu bedenken sei. Aber so viel steht fest: dieses Buch verdient allen Müttern und Erzieherinnen ohne Ausnahme empfohlen zu werden. Es bespricht alle Haupttrübsichten, die bei der Erziehung der Mädchen zu beachten sind; der Leser oder die Leserin lernt die Kindesnatur und ihre richtige, entwickelnde und leitende Behandlung kennen; ein so erzogenes Mädchen muß (wohl verstanden!) ein edles, weibliches Wesen werden, und Gott und Menschen werden ihre Freude an ihm haben. Innigkeit des Gefühls, Unmittelbarkeit, ich möchte sagen Naturwahrheit und Unaufgeschlossenheit desselben wird sich in ihm mit klarer Verständigkeit und praktischer Tüchtigkeit verbinden, Religiosität, und lebendiger Glaube an das Ideale wird man bei ihm finden ohne Scrupulosität und Zweiselfucht, wie ohne neumodisch eingezeichnete, forcirte und zur Schau getragene Gläubigkeit. Sei mir von Herzen willkommen, einfach-schlichtes Weib, daß Du sehr wenig weißt, aber dein Christenthum dadurch an den Tag legst, daß Du Hungerige speisest, Kranke tröstest und Gefangene besuchest, in welch' praktischem, lebendigem, wahren, thatkräftigem Christenthum Frau Pfannenschmidt, diese erfahrene und verständige Frau, ihre Töchter oder Kinder erzieht. Herr Dr. A. Diesterweg schließt damit: Es ist daher in jeder (auch in stylistischer Hinsicht) dies Buch ein vorzügliches Werk.

Brachvogel, A. G., Adelbert vom Babanberge. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. broch. 24 Ngr. Elegant gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr. 2 Ngr.

Die „Hamburger liter. kritischen Blätter“ urtheilen hierüber folgendermaßen: In der Aufführung folgte Brachvogel's Marcisz, Adelbert vom Babanberge, obgleich einem on dit zufolge Adelbert's dichterisches Erstgeburtsrecht vor diesem feststehen soll.

Auch dieses Produkt ragt weit über die meisten Bühnenerzeugnisse der Gegenwart hinaus, dem in hervorragenderem Maße der Stempel des Talentes aufgedrückt ist, als seinem Vorläufer Marcisz. Jedenfalls muß es vor aller Welt anerkannt werden, daß, wenn die Aufführungen des „Adelbert vom Babanberge“ auch nicht die großen Erfolge des „Marcisz“ erzielten, wenigstens das Stück, in seiner kostbaren Einfachheit von dem Hauch wahrer Kunstgröße umweht, dennoch keine vorübergehende Erscheinung im Gebiete des Drama's ist. Wenn der Dichter den

hier betretenen Weg poetischer und historischer Objectivität, frei von Extravaganzen, auch ferner innebält, so wird sein neuestes Drama „Mon de Caus“ die gehegten Erwartungen nicht allein rechtfertigen, sondern noch übertreffen.

Auch der „Adelbert vom Babanberge“, der melodische Sang der deutschen Varden, hat auf's Neue tief in die Gefühlsaiten der Herzen eingegriffen. Mit diesem Drama hat der tapfere Kämpfe eine frische Lanze zu seinem Ruhme gebrochen, den schon einmal errungenen Turnier-Preis behauptet und sein Talent auf das ehrenvollste bewahrheitet, das auf der Bahn ruhiger Entwicklung vorwärts gedrungen ist. In dem „Narcis“ zeichnete er ein Spiegelbild des Materialismus, in dem neuen Drama „Adelbert vom Babanberge“ den christlichen Idealismus, neben demselben aber auch eine Nachtseite der Gesellschaft, die Unduldsamkeit und Intoleranz des Ultramontanismus, dessen Regungen sich auch der Jetztzeit um so drückender fühlbar aufzwingen.

Brachvogel, A. C., Narcis. Ein Trauerspiel. 2. Aufl. Miniatur-Ausg. broch. 24 Ngr. Elegant gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr. 2 Ngr.

Die „Hamburg. liter. kritischen Blätter“ fällen folgende günstige Recension: Unter allen Bühnenproducten, welche das deutsche Theater im Laufe der letzten zehn Jahre zur Auf- führung brachte, ist Brachvogel's Trauerspiel Narcis als ein flammendes Gestirn am Theater-Horizont hervorgetreten, dessen intensives Licht Darsteller und Publikum zu entzünden vermochte. Nicht allein das deutsche Volk hat über den Narcis zu Gericht geseffen, auch fremde Nationalitäten, in Stockholm, im Haag und in der kalten Czaarenstadt Petersburg, sind von einer deutschen Dichtung erwärmt, haben mit Jauchzen und Thränen ihr Beifall gespendet, wo es dem Deutschen oft schwer wird, nur Anerkennung zu finden.

Seit dem 7. März des vorigen Jahres, wo das Drama zum ersten Mal über die Bretter der Berliner Hofbühne ging, hat es bald in den Residenzen, bald in den größeren und kleineren Provinzialstädten seinen triumphirenden Aufzug gehalten. Ueber- all fand es Freunde, Bewunderer. Einer dauernden Gastschiff- schaft darf es mit Recht sich versichert halten, da Narcis ein Mensch von Geist, und seine Umgebung eine angenehme Gesell- schaft ist, mit der sich bei näherer Bekanntschaft gern umgehen läßt. Selbst das persönliche Interesse der Theaterdirectoren dankt dieser

Bühnennüchternheit die Silberfluth ihrer Kasse, wenn ein leichtes Repertoire sie zu versanden trachtete. Die Darstellung eines Dessoir, Davison, Devrient, Döring als „Narciss“ war oft das Feldgeschrei, alle Plätze des Theaters mit Sturm zu erobern.

Brachvogel, M. G., Der Usurpator. Dramatisches Gedicht. Miniat.-Ausg. broch. 27 Ngr. Elegant gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr. 5 Ngr.

Die „Spenersche Zeitung“ urtheilt über dies Werk wie folgt: Der Verfasser hat sich in seinen Stoff gewissenhaft vertieft, ihn tragisch gestaltet und seinen Helden keine Gedanken untergelegt, die nicht theils wirklich in ihm lebendig gewesen sind, theils ihn, der Natur der Sache nach, bewegen mußten. Dadurch ist es ihm auch gelungen, seinen Cromwell zu einer concreten historischen Persönlichkeit zu gestalten und hinzustellen, und ihn nicht zu einem Schemen für andere Zwecke zu verflüchtigen. Ueberwiegend sind freilich in Cromwell die disparaten Elemente, welche den Helden aufreiben; vorzugsweise ist der Accent auf den Grundirrtum in ihm gelegt, das legitime Moment durch den Tod des Königs vergessen machen zu können, ein Irrthum, der sich im Verlaufe so furchtbar an ihm rächt und ihn zuletzt zerrüttet. Erschöpft die Zeichnung Cromwell's auch nicht den ganzen geschichtlichen Helden, so vergegenwärtigt er doch die charakteristischen Grundzüge dieses dämonischen Charakters. Der soldatische Trost, die Rauheit des Naturells und die dämonische Größe Cromwell's, verbunden mit dem tief in seine Seele einschneidenden Widerspruch zwischen seinem Willen und Vollbringen, sind mit künstlerischem Griffel festgehalten und vielfach zu erschütternder Wirkung durchgeführt.

Brachvogel, M. G., Der Tröbder. Ein Roman aus dem Alltagsleben. 2 Bde. 8. broch. 2 $\frac{1}{4}$ Thlr.

Die „Blätter für literar. Unterhaltung“ fällen folgendes Urtheil: Es gereicht dem Dichter des „Narciss“ zu großer Ehre, daß er sich von dem Ruhm und der Bewunderung, mit welcher jenes Drama ihn überschüttet, nicht hat betäuben lassen. Ich kenne die dazwischen liegenden Productionen nicht, aber die vorliegende, „der Tröbder,“ ist dem „Narciss“ e diametro entgegengesetzt. Eine „Alltagsgeschichte,“ einen „Roman aus dem Alltagsleben“ nennt der Verfasser sein Buch. Keine weltbewegenden Fragen werden in der Erzählung behandelt, sondern ein Vorgang aus dem bürgerlichen Leben, setzen wir hinzu aus dem deutschen bürgerlichen Leben. Den Adel menschlicher Natur unter den Wehen und Irrungen des Daseins zu schildern, bezeich-

net der Dichter als sein Ziel. Vielleicht erinnert der Hauptheld des Buchs, der Trödlcr, an den Juden Cumberlands; aber es ist deutsches Leben und deutsche Empfindung, die den Charakter des Helden constituirt. Vielleicht hätte das Ganze etwas knapper zusammengezogen werden können, aber wir verlieren dabei manches hübsche anheimelnde Genrebild. Und wenn denn endlich der Gedanke, der das Buch durchzieht, in dem altväterischen, zum Herzen redenden Kernspruch: Bete und arbeite, ausgesprochen, wenn schließlich eingeschärft wird: „Nur drei Dinge bestehen ewig und leiten uns sicher zu Gottes Thron: treue Liebe, bescheidener Sinn und gute Thaten, alles Andere ist eitel!“ so klingt das vielleicht weniger geistreich als die Reden des verbummelten Neffen Rameau's, und ist weniger effectvoll als französische Theatercoups; aber sollte es nicht mehr werth sein, daß dieses tüchtige sittliche Resultat aus einer Geschichte hervorgeht, die in heimischen Verhältnissen, in deutschen Charakteren sich abspinnt; aus einer Geschichte, in welcher die Tugend als Tugend, das Laster als Laster sich charakterisirt, ohne daß durch philosophisch-klingende Flittern das sittliche Urtheil verwirrt wird? Zu diesem von ihm eingeschlagenen Weg ist daher dem Dichter aufrichtig Glück zu wünschen.

Gzölbe, Dr. Heinrich, Die Grenzen und der Ursprung der menschlichen Erkenntniß im Gegensatz zu Kant und Hegel. Naturalistisch-teleologische Durchführung des mechanischen Princips. Gr. 8. broch. 2 Thlr.

Der Verfasser, aus den materialistischen Streitigkeiten durch seine „Neue Darstellung des Sensualismus“ bekannt, hat in dieser Schrift die Aufgabe, welche Kant in seiner „Kritik der reinen Vernunft“ sich wörtlich stellte: Bestimmung der Grenzen und Quellen der Erkenntniß — vom Standpunkte des Naturalismus gelöst.

Eiselen, F., Strafe oder Zucht? Ein pädagogisches Gutachten. 8. broch. 20 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Goldgräber in Californien. Eine Erzählung für die Jugend. Mit 6 colorirten Bildern. 8. In Buntdruck-Umschlag geb. 1 $\frac{2}{3}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Walsischfänger. Erzählung für die Jugend. Mit 1 Titelfupfer. 8. In Buntdruck-Umschlag geb. 1 $\frac{1}{3}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Wie der Christbaum entstand. Zweite Auflage des ersten Christbaums. Ein Märchen. Mit 6 colorirten Bildern. In Buntdruck-Umschlag geb. 1 Thlr.

Als Empfehlung vorstehender Jugendschriften — wenn es solcher überhaupt bedarf — mag dienen, daß dieselben bereits während des Druckes in das Englische übersetzt wurden, wie alle übrigen Werke des berühmten Verfassers. Sie zeichnen sich durch ihren reinen moralisch-sittlichen Inhalt vor tausend anderen Jugendschriften rühmlichst aus.

Gerstäcker, Friedrich, Achtzehn Monate in Süd-Amerika und dessen deutschen Colonien. 6 Theile in 3 Bänden. 8. broch. 5 $\frac{1}{3}$ Thlr.

Die „Allgemeine Auswanderungszeitung“ enthält folgendes ausgezeichnete Urtheil über das Werk: Der Charakter der Gerstäcker'schen Reisewerke ist zu bekannt, als daß unsere Leser zur näheren Schilderung derselben hier noch einer besondern Auseinandersetzung bedürften. Die jugendliche Frische, in welcher der bekannte Reisende die ihm entgegentretenden Gegenstände zu erfassen und wiederzugeben versteht, das klare, in jeder Hinsicht unbestochene Urtheil, welches seiner unnachahmlichen Schärfe der Auffassung zur Seite steht, die rein menschliche Natur Gerstäcker's, welche das vor ihr stehende Bild klar empfängt und rein wieder spiegelt, die Gesundheit des Körpers und Geistes, welche alles Krankhafte, Gemachte und Phrasenhafte gründlich fern hält, der beneidenswerthe Humor, mit dem er sich in alle Lagen und Verhältnisse zu finden versteht, der geläuterte praktische Blick des viel-erfahrenen und vielgereisten Mannes, welcher jedes Wesen in seiner Art und in seiner Berechtigung rasch begreift und eingehend würdigt, dazu diese durchsichtige, unendlich leichte und flüssige Darstellung des Erlebten — alle diese Eigenschaften treten in dem vorliegenden Werke in ihrer vollen Liebenswürdigkeit hervor und fesseln den Leser von der ersten bis zur letzten Seite des umfangreichen Buches.

Gerstäcker, Friedrich, Das alte Haus. Erzählung. 8. broch. 1 $\frac{1}{2}$ Thlr.

„Westermanns Monatshefte“ fällen folgende günstige Recension über dies Werk: Von Fr. Gerstäcker haben wir unseren Lesern eine Erzählung anzuzeigen: Das alte Haus, und thun es mit herzlicher Freude. Die Geschichte spielt auf deutschem Boden, in deutschen Familien, ist einfach und doch spannend, verknüpft auf das wunderbarste Wirkliches, Traum- und Märchenhaftes, bietet eine Fülle der interessantesten, trefflichsten und originellsten Charaktere und ist mit Gerstäcker's bekannter Virtuosität erzählt. Wir hoffen und glauben, daß Niemand das Buch ohne Befriedigung und Dank gegen seinen wackern Verfasser aus der Hand legen wird.

Gerstäcker, Friedrich, Nach Amerika! Ein Volksbuch. Illustriert von Theodor Hosemann und Karl Reinhardt. 8. 6 Bde. broch. 6 Thlr. 12 Ngr.

Die „Blätter für literar. Unterhaltung“ urtheilen über das Buch wie folgt: Gerstäcker's „Nach Amerika!“ ist in der That ein Volksbuch im wahren Sinne des Wortes, ein Buch, das allen Schichten des deutschen Volks verständlich und anziehend ist. Obgleich es die Form eines Romans trägt, so muß es doch unbedenklich den gründlichsten und lehrreichsten Schilderungen Nordamerikas angereicht werden. Auf die Composition des Romans mit dem Mangel eines Mittelpunkts und der Unwahrscheinlichkeit des beständigen Zusammentreffens so vieler über einen solchen Raum zerstreuter Personen wird wohl der Verfasser selbst nicht viel Gewicht legen; wir können sie nur für ein Mittel erklären, dem Ganzen mehr Lebendigkeit und Anschaulichkeit zu geben, indem jede Spielart von Einwanderern und Ansiedlern durch eine eigene Person vertreten ist und die eingestreuten Belehrungen und Warnungen größeren Eindruck machen, wenn sie an Thatfachen und Handlungen angeknüpft werden. Das ganze amerikanische Leben ist mit breitem, fastigem Pinsel ausgemalt, und das Buch trägt den Stempel der bekannten Frische und Lebendigkeit, welche Gerstäcker's Schriften so rasch das deutsche Lesepublikum gewannen, dessen Beifall auch diesem Werke nicht fehlen wird.

Gerstäcker, Friedrich, Im Busch. Australische Erzählung. 3 Bände. Classikerformat. broch. 1 Thlr. 12 Sgr.
(Würde nach früheren Romanpreisen 4 Thlr. gekostet haben.)

Gerstäcker, Friedrich, Die Regulatoren in Arkansas. Aus dem Walbleben Amerikas. Erste Abtheilung. 3 Bde. 4 Aufl. 2 Stereot.-Ausg. 8. broch. 1 $\frac{2}{3}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Flusspiraten des Mississippis. Aus dem Walbleben Amerika's. Zweite Abtheilung. 3 Bde 4. Aufl. 2. Stereot.-Ausg. 8. broch. 1 $\frac{2}{3}$ Thlr.

Diese beiden berühmten Romane Gerstäcker's eignen sich wegen ihrer billigen Preise besonders zu Geschenken.

Gerstäcker, Friedrich, Die beiden Sträflinge. Australischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 2. durchgef. Aufl. Wohlfeile Ausgabe. 3 $\frac{1}{6}$ Thlr.

Die „Hamburger Nachrichten“ fällen hierüber folgende günstige Recension: Mit einem großen Genuß haben wir so eben Friedrich Gerstäcker's neuen, in Australien spielenden Roman: „Die beiden Sträflinge“ gelesen und dürfen dem Verfasser vor Allem

zu einem außerordentlichen Fortschritte Glück wünschen, den er in der Kunst gemacht hat, durch die Anlage, Verwickelung und Lösung seiner Erzählungsräthsel die Spannung des Lesers zu erregen. Ja, er steigert die hervorgebrachte Spannung einigemale bis dahin, daß wir dem Laufe des Romans mit einer fieberhaften Hast zu folgen gezwungen werden. So planvoll, wie in den „Sträslingen,“ scheint Herr Gerstäcker noch nie an den Entwurf zu einem größeren Ganzen gegangen zu sein; niemals zuvor wenigstens ist es ihm wie hier gelungen, mit einfachen Mitteln wiederholt so große Wirkungen auf die Einbildungskraft seines Publikums hervorzubringen. Sein Buch versteht uns in eine Zeit, wo Australien noch nicht, wie heute, ein Auswanderungsziel war, dessen Anziehungsgewalt mit der von Nordamerika wetteifern durfte. Die Goldminen sind noch unentdeckt, die Küstestädte zeigen noch offen die Züge ihres improvisirten Ursprungs, im „Busche“ bilden die entlassenen oder entflohenen Sträsling eine beträchtliche Zahl der dort hausenden Bevölkerung. Die Art und Weise, wie uns Gerstäcker in die damaligen Zustände der Ansiedlungen und in den Charakter ihrer Persönlichkeiten einführt, zeugt von dem größten Talent.

Gerstäcker, Friedrich, Der Wilderer. Drama. Miniautur-Ausgabe. broch. 27 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Unter dem Aequator. Javanisches Sittenbild. 3 Bde. 8. broch. 4¼ Thlr.

Die „Blätter für Liter. Unterhaltung“ beurtheilen das Buch wie folgt: Der Verfasser führt uns wieder nach dem reizenden Java und diesmal nach Batavia. Wir lernen zuerst das Leben der Kaufleute außerhalb der Geschäftsstunden kennen, und wenn unseren Herzen die unedle Regung des Neides nicht fern läge, unsere Leser und wir müßten die Leuten im fernen Kaffeelande von ganzer Seele beneiden.

Gerstäcker hat uns in diesem seinem neuesten Werke einen Roman mit Schilderungen wirklicher Menschen und Charaktere und mit aus dem Leben selbst gegriffenen Situationen bingestellt, wie wir es seit langem von den jetzigen Autoren nicht sagen können. Welch edler weiblicher Charakter ist uns in der Hedwig gezeichnet, die selbst den etwas bedenklichen Schritt der Hochzeitsreise nach Java und vollständig im Bewußtsein ihrer weiblichen Würde thut! Welch treue Seele ist die alte Katharine, die Dienerin und Begleiterin! Bei den Männern haben wir dann wieder den männlich ernstern, strebsamen, herzlichen Wagner, den Würdigen, zuerst etwas polterigen Hochhaart, den unüberlegten von Roelen und —

variatio delectat — den blühenden Schurken Heffen und seine beiden leichtsinnigen Feinde Horbach und Nitschke. Das Alles sind Charaktere, wie man sie findet, wenn man hineingreift in's frische Menschenleben, und diese Charaktere mit wenigen Strichen getreu zu zeichnen, das ist unserm Freunde Gerstäcker gut gelungen.

Gerstäcker, Friedrich, Der Kunstreiter. Eine Erzählung. 3 Bde. 8. broch. 3 1/2 Thlr.

Die „Literar. Mittheil. v. St. Gallen“ urtheilen über das Werk wie folgt: Gerstäcker's schriftstellerischer Ruf beruht auf seinen Reisewerken und auf seinen ethnographischen Romanen. Den letzteren sind die weiten Fahrten des vielgereisten Verfassers sehr zu gute gekommen. Es ist Autopsie darin, so viel Frische und Wahrhaftigkeit der Anschauung, daß sie für den sehr häufig hervortretenden Mangel an Erfindungs- und Gestaltungskraft Ersatz gewährt. Der vorliegende Roman nun spielt auf einem andern Felde, auf dem Boden des modernsten deutschen Residenzlebens. Aber auch hier zeigt sich der gewandte Verfasser daheim, und wir folgen, ganz gut unterhalten, gern seiner Führung durch die drei Bände seiner neuesten Erzählung.

Gotthardi, B. G., Weimarische Theaterbilder aus Goethe's Zeit. Selbsterlebtes und Ueberliefertes. 2 Bände. 8. broch. 2 1/4 Thlr.

Die verschiedenen Theaterbilder, die der Verfasser in obigem Buche, das zum größten Theil Selbsterlebtes und Geschautes enthält, an einander gereiht hat, fesseln um so mehr, als in ihnen die Gestalt Goethe's, als einstigen Lenkers des Weimarischen Theaters, in den Vordergrund gestellt wird. Daneben erscheint Schiller, als sein ebenbürtiger Gefährte und Theilnehmer an der Leitung der berühmten Kunstanstalt.

Gräfe, Dr. H., Die deutsche Volksschule oder die Bürger- und Landschule nach der Gesamtheit ihrer Verhältnisse. Ein Handbuch für Lehrer und Schulaufsäher. 2. Aufl. 3 Bde. gr. 8. broch. 3 Thlr.

Die „deutsche Volksschule“ von Dr. H. Gräfe hat es sich zur Aufgabe gestellt, dem Unterrichte und der Erziehung der Volkjugend eine neue Grundlage zu geben, und die Grundzüge einer Volksschul-Versaffung hinzustellen, durch welche ebenso der Stand der Lehrer eine geachtete Stellung, wie die Schulbildung selbst eine den Zeitideen und den großen Forderungen der Zukunft angemessene Richtung erhält. Sie zeigt dem Lehrer den Weg, wie die Kinder des Volkes nicht nur religiös, sittlich und intellektuell zu bilden sind, sondern auch, wie in denselben bürgerlicher

Gemeinsinn, vaterländische Gesinnung, Liebe für Recht zu wecken, zu nähren und fortzubilden sind, und Diejenigen, welche bei der Neugestaltung der Volksschul-Versaffung mitzuwirken haben, finden in ihr reiches Material, und auf langer Erfahrung, wie auf wissenschaftlicher Anschauung ruhende Ansichten, Ideen und Vorschläge.

Es giebt kein Werk in der pädagogischen Literatur, welches so, wie die „deutsche Volksschule,“ über alle Verhältnisse der Volksschule, die inneren und äußeren, sich verbreitete. Besonders Werth erhält dieselbe noch dadurch, daß der Herr Verfasser in den einleitenden Abschnitten die Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Forschungen über allgemeine Pädagogik niedergelegt, die Schuldisciplin in einer von der gewöhnlichen völlig verschiedenen Weise aufgefaßt, das wahre, bisher durchaus verkannte Wesen der Unterrichtsmethode nachgewiesen, und in dem dritten Buche zum ersten Male die Geschichte der Volksschule in Deutschland in ausführlichem Umrisse dargestellt hat.

Saan, Dr. Wilhelm, Königl. Sächs. Superintendent und Pastor an der Stadtkirche St. Matthäi zu Leisnig. Das Gebet vermag viel! Stunden religiöser Erbauung für alle Lebensverhältnisse evangelischer Christen. Mit 1 Titellupfer. gr. 8. broch. 1 $\frac{1}{3}$ Thlr. Elegant gebund. mit vergoldet. Deckelverzierungen. 1 $\frac{3}{4}$ Thlr.

Dieses schön ausgestattete Andachtsbuch, das besonders für die Kreise des Bürgerstandes bestimmt ist und religiöse Betrachtungen, passend für die verschiedensten Lebensverhältnisse, enthält, hat sich seit seinem Erscheinen die allgemeinste Anerkennung erworben, und wird von Geistlichen und Lehrern den in das Leben tretenden Confirmanden gern als passendes und billiges Weihgeschenk empfohlen.

Saan, Dr. Wilhelm, Königl. Sächs. Superintendent und Pastor zu Leisnig. Die Jugend- und Volksbildung unserer Zeit unter dem Einflusse des herrschenden Zeitgeistes. gr. 8. broch. 10 Ngr.

Kessel, Gustav v., Major z. D. der königl. preuß. Armee, Tagebuch Siegmund's von Buch. Beitrag zur Geschichte des großen Kurfürsten von Brandenburg, aus den Jahren 1674 bis 1683. Nach dem Urtexte im königl. geheimen Staats-Archiv zu Berlin bearbeitet. 2 Bände. eleg. broch. 4 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Der Verfasser des „Tagebuchs“ war Reisemarschall, Kammerherr und besonderer Vertrauter Friedrich Wilhelm's, des großen Kurfürsten von Brandenburg. Buch war außer-

dem auch Vertrauter Carl Emil's, des verstorbenen, und Friedrich's, des damals lebenden Kurprinzen. Seine Talente als Militär, sein ehrenwerther, fester Charakter machen seine täglichen Aufzeichnungen, selten in damaliger Zeit, zur vorzüglichsten Quelle einer Geschichte des großen Kurfürsten. Das Tagebuch ist noch niemals veröffentlicht worden. Es ist reich an Notizen für fremde, große und kleine Höfe und für noch blühende Familien. Für Geschichtsfreunde und Militärs, wie für alle höher Gebildeten ist das Werk von höchstem Interesse und bringt ganz neue Aufschlüsse über die damalige Zeit.

Körner, Friedrich, Director an der höheren Handelsakad. in Pesth, Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Zweite Abth.: Die Erziehung der Knaben in Haus und Schule. Ein Handbuch für Eltern und Erzieher. 8. broch. 27 Ngr.

Das deutsche Museum fällt folgendes günstige Urtheil: Der Verfasser hat durch zahlreiche pädagogische und Jugendschriften, welche sämmtlich seine begeisterte Hingabe an den von ihm erwähnten Beruf als Lehrer bekunden, sich sowohl bei seinen Fachgenossen, als auch beim größeren Publikum einen anerkannten und beliebten Namen erworben, und auch das ebenbenannte Werk wird diesen vortheilhaften Ruf nur befestigen. Das Buch ist mit großer Sachkenntniß geschrieben: überall giebt sich der praktische Erzieher kund, der die Jugend nicht blos nach Theorien und vorgefaßten Meinungen leiten will, sondern der die Leiden und Freuden der Schul- und Kinderstube persönlich durchgemacht hat und in beiden durch vieljährige eigene Erfahrung zu Hause ist. Diese Praxis, so nothwendig sie ist, hat doch auch ihre gefährlichen Seiten; sie stumpft leicht ab, sie leitet den Blick einseitig auf das Einzelne und trübt das Verständniß und häufig sogar das Interesse für die allgemeineren Fragen der Erziehungslehre. Und ist es dem Verfasser nun ganz besonders nachzurühmen, daß er sich dies Interesse vollkommen lebendig erhalten und Allgemeines und Besonderes, Theorie und Praxis in ein eben so glückliches wie fruchtbares Gleichgewicht gebracht hat. Die Grundlage seiner Erziehungslehre und zugleich ihr erhabenstes Ziel ist Humanität, aber nicht abstracte Humanität, die nur allzu leicht zu charakterloser Schwäche führt, sondern Humanität auf dem Boden des nationalen Lebens.

Körner, Friedrich, Dir. a. d. höheren Handelsakad. in Pesth, Geschichte der Pädagogik von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Ein Handbuch für Geistliche und Lehrer. 2 Aufl. gr. 8. broch. 1 $\frac{1}{3}$ Thlr.

Das „Liter. Centralblatt“ fällt über dies Werk folgendes günstige Urtheil: Der fleißige, nach allen Seiten hin strebsame Verfasser beansprucht für dieses Werk zunächst nur das Verdienst, den Versuch gemacht zu haben, die Geschichte der Pädagogik, zu welcher Andere das Material zusammengetragen haben, in Fluß gebracht, ihre dialektische Entwicklung nachgewiesen zu haben, so daß überall Zusammenhang, organisches Leben und Wachsen sichtbar hervortritt, und daß er dasselbe sich wirklich durch seine Arbeiten erworben, kann ihm wohl zugestanden werden. Sein anregendes, auf thätige Studien basirtes Buch wird namentlich der großen Zahl von Schulinspectoren und Lehrern willkommen und nützlich sein, welche es erkannt haben, daß alle Erscheinungen auf dem Gebiete des geistigen Lebens, und so auch der Schule, erst vom sichern historischen Standpunkte gesehen, in ihrer ganzen Bedeutung erkannt werden.

Gleich günstige Recensionen lieferten: die Deutsche Lehrerzeitung, Gersdorf's Repertorium, die Päd. Monatschriften der Schweiz u. a. Blätter.

Körner, Friedrich, Dir. an der höheren Handelsakademie in Pesth, Die Bedeutung der Realschulen für das moderne Culturleben.. Für Lehrer, Schulvorstände und Freunde der Volksbildung. Zugleich eine Entgegnung auf Dr. Heiland's Schrift: „Zur Frage über die Reform der Gymnasien.“ gr. 8. broch. 16 Ngr.

Körner, Friedrich, Dir. an der höheren Handelsakademie in Pesth, Der Volksschullehrer. Pädagogik der Volksschule. Prakt. Lehrbuch für Erziehung und Unterricht. Zum Handgebrauche für Geistliche, Stadt- und Landschullehrer, Hauslehrer und Seminaristen. 2. sehr vermehrte und verbesserte Aufl. gr. 8. broch. 27 Ngr.

Die Deutsche Lehrerzeitung sagt über das Werk Folgendes: Im vorliegenden Buche ist ein reicher Schatz pädagogischen Wissens enthalten, ein gedrängter, zweckmäßiger, wohlgeordneter, faßlicher Auszug aus Schriften, die auf dem Gebiete der pädagogischen Literatur allgemein als gediegene Schriften bezeichnet werden, die aber in ihrer Gesamtheit sich leider so mancher Lehrer (nicht bloß Landeschullehrer!) seines kargen Gehaltes willen nicht anschaffen kann; dieser wird dem Verfasser des vorliegenden Buches gewiß von Herzen dankbar sein. Was der Verfasser bereits in anderen Schriften in gediegener Weise vertreten hat, das tritt auch in dem vorliegenden Buche, als „eine Eigenthümlichkeit“ deutlich hervor, es ist dies „eines Theils die starke Betonung der

Gemüthsbildung im Gegensatz zu der herrschenden einseitigen Verstandesbildung, anderntheils die Auffassung des Unterrichts und der Erziehung als einer untrennbaren Einheit, sowie die Begründung pädagogischer Maximen auf psychologische Gesetze." Mit diesen Eigenthümlichkeiten aber stellt sich der Verfasser auf den Weg des Fortschritts und verleiht seinem Werke nicht, blos den Reiz der Neuheit, sondern auch den Werth einer pädagogischen Fundgrube für strebsame, sich fortbildende Lehrer und Seminaristen. Diesen — denn von den Lehrern, die an ihrem Seminarwissen genug und mit der Wissenschaft abgeschlossen haben, von denen, die „fertig“ sind, reden wir überhaupt nicht — sei Körner's „Volksschullehrer“ ganz und gar empfohlen; was über Methoden und die einzelnen Disciplinen zu wissen noth thut, werden sie hier finden und dabei gelegentlich auf manches andere Hilfsmittel aufmerksam gemacht werden. „Das Buch“ wird „sich selbst rechtfertigen!“ —

Körner, Friedrich, Director an der höheren Handelsakademie in Pesth, Die Weltgeschichte in Lebensbildern und Charakterschilderungen der Völker, mit besonderer Beziehung auf Cultur und Sitten. Ein Handbuch für Lehrer, erwachsene Schüler und Freunde geschichtlicher Bildung. Zweite Auflage. 3 Bde. 8. broch. 2 $\frac{2}{3}$ Thlr.

Dies Werk behandelt die Weltgeschichte in wesentlich neuer Methode der Darstellung, deren Erfolg sich durch langjährige Praxis des als Pädagogen rühmlichst bekannten Verfassers bewährt hat. Dasselbe will das Wichtigste herausgeben und durch detaillirte Schilderungen veranschaulichen. Der Verfasser giebt von den verschiedenen Völkern und Zeiten die charakteristischen Eigenthümlichkeiten. Zu den weltgeschichtlichen Thatfachen und Personen rechnet er aber auch die Künste, epochemachende Gelehrte und Dichter. Statt der Aufzählung vieler Schlachten hebt der Verfasser nur die folgenreichsten hervor und bemüht sich, besonders die Unterschiede der Zeiten und Völker durch Schilderungen der Cultur-Verhältnisse zu vergegenwärtigen.

Krohn, Dr. Wilhelm F. S., Die letzten Lebensjahre Ludwig's des Vierzehnten. Vorstudie zu einer Geschichte der Regentschaft Philipp's von Orleans. 1 Band eleg. Groß-Octav-Format. eleg. broch. 2 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Die Regierung Ludwig's XIV. steht in der Weltgeschichte einzig in ihrer Art da. Die Höhe der Macht, zu der sie emporstieg, der gewaltige Umschwung an der Grenze des Jahrhunderts, der tragische Ausgang machen sie zu einem der fesselndsten Ab-

schnitte in der Geschichte der Völker. Der Verfasser hat es verstanden, die Ereignisse mit lebendigen Zügen zu schildern. Auf eine Menge gleichzeitiger Quellen, namentlich Memoiren und andere authentische Aufzeichnungen gestützt, entwirft er vor dem Auge des Lesers ein getreues Bild von den handelnden Personen des großen Dramas. Zumal die Hauptpersonen: der König selbst, Frau v. Maintenon, der Herzog von Orleans, werden mit dramatischer Lebendigkeit eingeführt.

Rippard, Georg, Die Quäkerstadt und ihre Geheimnisse. Amerikanische Nachtseiten. 5. Aufl. 4 Bde. 8. broch. 2 Thlr.

Ein Werk über die Geheimnisse von Philadelphia, noch spannender als Eugen Sue's Geheimnisse von Paris, wie fünf Auflagen beweisen.

Livingstone, David und Charles, Neue Missionsreisen in Süd-Afrika, unternommen im Auftrage der englischen Regierung. Forschungen am Zambesi und seinen Nebenflüssen, nebst Entdeckung der Seen Schirwa und Nyassa in den Jahren 1858 bis 1864. Autorisirte vollständige allein berechtigte Ausgabe für Deutschland. Nebst 1 Karte und 40 Illustrationen in Holzschnitt. Zwei starke Bände. gr. 8. broch. 5 $\frac{1}{2}$ Thlr.

„Der Hauptzweck dieser „Neuen Missionsreisen und Zambesiexpedition,“ wie die von der königlichen Regierung ertheilten Instruktionen ausdrücklich bestimmten, war die schon erlangte Kenntniß über die Geographie, sowie die Mineral- und Ackerbauquellen von Ost- und Mittelafrika zu erweitern — die Bekanntschaft mit den Einwohnern durch erlaubten Handelsverkehr und christliche Missionen zu vervollkommen und sich zu bemühen, die Eingeborenen dahin zu bringen, daß sie sich industriellen Geschäften und der Bebauung ihrer Ländereien zuwenden, um Rohstoffe zu erzeugen, die gegen britische Manufacturwaaren nach England ausgeführt werden können. Man hofft, daß durch die Aufmunterung der Eingeborenen, sich mit der Entwicklung der Erwerbsquellen ihres Landes zu beschäftigen, ein bedeutender Schritt zur Ausrottung des Sklavenhandels und zur Civilisation gethan werde.

Möhlhausen, Balduin, Das Mormonenmädchen. Erzählung aus den Zeiten des Kriegszuges der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika gegen die „Heiligen der letzten Tage“ in den Jahren 1857—58. 6 Bände. Classikerformat. broch. 2 $\frac{1}{2}$ Thlr.

(Würde nach früheren Romanpreisen 6—7 Thaler gekostet haben.)

Enthält außer den so vielfach anerkannten und belehrenden Naturschilderungen, welche dieses Mal vorzugsweise das wunderbar zerklüftete Hochland zwischen Neu-Mexiko und Californien und deren Bewohner betreffen, zahlreiche in eine spannende Erzählung vereinigte charakteristische Züge des Mormonenthums und seiner Anhänger.

Wallfahrt durch's Leben vom Baseler Frieden bis zur Gegenwart. Von einem Sechundssechziger. 9 Bde. 8. broch. 10 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Die „Berliner Revue“ fällt über das Werk folgende günstige Recension: Ein prächtiges, aus reicher Erfahrung und den Erlebnissen eines frischen und gesunden Geistes geschöpftes Memoirenwerk liegt uns vor in der „Wallfahrt durch's Leben vom Baseler Frieden bis zur Gegenwart. Von einem Sechundssechziger.“ Kluger Verstand und tiefes Gefühl, scharfe Auffassung von Charakteren und Individualitäten und eine gebildete Urtheilskraft für die Abwägung großer Weltverhältnisse. Sinn für deutschen Provinzialismus und deutsches Städteleben und zugleich Anhänglichkeit an die deutsche Reichsidee — alles das tritt uns anziehend, unterhaltend und anregend in diesem umfassenden Werk entgegen. Es ist der Spiegel einer großen, für Deutschland traurigen, aber auch läuternden und erhebenden Zeit.

„Die Literar. Mittheilungen aus St. Gallen“ sagen von dem Werke: Das Buch ist ein deutsches Memoirenwerk ersten Ranges, voll des Anziehenden und Belehrenden. Offenen Auges und empfänglichen Herzens hat der Verfasser eine der ereignißvollsten Epochen der Weltgeschichte mit durchgelebt und jetzt, indem er seine Erinnerungen niederschrieb, ein gut Stück der Geschichte dieser hochwichtigen Zeit erzählt, — ein Stück ihrer inneren Geschichte, ihrer Strebungen, Stimmungen und Sitten. Insbesondere die sechs ersten Bände — (die drei folgenden beschäftigen sich mehr mit persönlichen Erlebnissen) — sind in dieser Hinsicht von größtem Interesse; vornehmlich auch deshalb, weil die Schilderungen des Sechundssechzigers sich auch auf solche gesellschaftliche Kreise erstrecken, deren Anschauungen und Lebensweise gewöhnlich vornehm ignorirt werden, während doch gerade die Kenntniß der socialen Zustände dieser sogenannten mittleren und unteren Gesellschaftsschichten schlechterdings nothwendig ist, um Volksgeschichte zu lernen und Volksgeschichte zu schreiben. Das Buch ist übrigens nicht etwa nur dem Historiker zu empfehlen, sondern Allen, welche überhaupt eine ernste, zum Denken anregende Lectüre lieben.

Wickede, Julius v., Rittmeister a. D., Ein deutscher Landsknecht der neuesten Zeit. Aus dem Leben eines Verstorbenen, nach dessen hinterlassenen Papieren bearbeitet.

1. Band: Die Feldzüge von 1848 bis 1850 in Schleswig-Holstein.
2. Band: Kriegsdienste und Reisen in Brasilien und anderen süd-amerikanischen Staaten. Eintritt in die russische Armee. Der orientalische Krieg.
3. Band: Die k. k. österreichische Armee 1859 in Italien. Eintritt in päpstliche Dienste 1860. Eintritt in die Dienste der conföderirten Staaten von Nordamerika. Kämpfe in den Jahren 1861 und 1862.

3 Bände. Classikerformat. broch. 2 Thlr.

(Würde nach früheren Romanpreisen ca. 5 Thlr. gefestigt haben.)

Fels, Egon (Verfasser von „Zwei Ehen“, „Dorothea“, „Kinder des Kaufmanns“, „Wandlungen“), Die Rose von Delbi. Historischer Roman aus der Zeit des Indischen Aufstandes unter Rana Sahib im Jahre 1857. 8. 4 Bde. broch. Preis 5 Thlr.

Der Herr Verfasser hat sich durch seine früheren Arbeiten bereits einen rühmlichen Namen erworben. Der vorstehende Roman schildert in blühender Sprache Indien mit seiner herrlichen Tropen-Natur, welches den Schauplatz der Begebenheiten bildet. Wir lernen den Indischen Aufstand in seiner ganzen Größe kennen, aber auch das grausame, unmenschliche Auftreten der Engländer wird nicht verschwiegen.

Wickede, Julius von, Ein Husarenofficier Friedrich's des Großen. Nach den Aufzeichnungen des Hans Leberecht von Bredow. 8. 3 Bde. Preis 4½ Thlr.

Ein höchst interessantes Memoirenwerk, welches in Wickede's bekannter fesselnder Darstellungsweise die schätzenswerthen Beiträge aus der Zeit des Großen Friedrich enthält und besonders gern von allen Militärs wird gelesen werden.

Brensing, Hermann, Verfasser von „Germanisches Blut“, Ein Gedächtnis. Lebensbild. 2 Bände. 8. broch. 2½ Thlr.

Von dem letzten Werke des Verfassers, Germanisches Blut, sagt die Leipziger Illustrierte Zeitung, daß es sich lese, wie ein in Prosa übertragenes Gedicht Lord Byron's. Ihrer

ähnlichen dringenden Empfehlung des Buches fügte die Stuttgarter illustrierte Zeitung: Ueber Land und Meer, den Wunsch hinzu, daß der Verfasser auch seine eigene rothe Erde in Roman und Novelle cultiviren möge. — Hier in diesem Buche liegt ein Stück Westfalen vor, Wirklichkeit und Wahrheit, naturwüchsiges Wesen, Verwickelungen, wie sie durch Leidenschaft und Thatkraft bedingt werden, und Alles durch die Kraft und Gluth von Darstellung und Sprache verklärt. — Das freie deutsche Hochstift zu Frankfurt a. M. urtheilt über vorliegendes Werk gleich günstig und hebt die vorzügliche Begabung hervor, welche sich in der Zeichnung der Personen und der Malerei der Einzelheiten kund gibt.

Mühlfeld, Julius, Für's Vaterland. Historischer Roman.
2 Bde. 8. broch. 2 1/2 Thlr.

Ein Roman vom Jahre der deutschen Morgenröthe, 1809, bis zur deutschen Befreiung von der Fremdherrschaft spielend, in seinen mannichfaltigen Scenen von den Schreckenstagen der französischen Revolution bis zu denen der Freiheitsschlachten reichend, mit dem Schwerpunkt der Handlung aber in dem Jahre 1809 in Oesterreich ruhend und im engen Rahmen eine reiche Reihe Handlung und Persönlichkeiten: die Schlachten bei Aspern und Wagram, den Erzherzog Karl u. s. w. berührend, ist dieses neue Werk Julius Mühlfeld's, der gerade in dieser Zeit außerordentlich daheim ist. Mühlfeld's „Theodor Körner“ wurde als ein bedeutendes patriotisches Werk anerkannt, und seine Romane: Ein Weg zum Throne, Mittel und Zwecke, Unterm Verhängniß sind von Presse und Publikum so allgemein günstig aufgenommen und von den ersten kritischen Stimmen empfohlen worden, daß ein neuer Roman aus seiner Feder von vornherein mit Interesse erwartet wird, welches der hier angekündigte: Für's Vaterland, auch im hohen Maße verdient.

Druck von G. Pätz in Naumburg.



425 RH

